

VALENTINA LEHMANN

**»SKANDAL UM EVA«**

**REPRÄSENTATIONEN UND IMAGINATIONEN  
WEIBLICHER DELINQUENZ IN ILLUSTRierten  
MAGAZINEN DER WEIMARER REPUBLIK**

## »SKANDAL UM EVA«

**STUDIEN DER PADERBORNER KOMPARATISTIK**

Herausgegeben von  
Jörn Steigerwald und Claudia Öhlschläger

**Bd. 3**

**2018**

**Universitätsbibliothek Paderborn**

# »SKANDAL UM EVA«

Inaugural-Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades  
Doktor der Philosophie (Dr. phil.)  
an der Fakultät für Kulturwissenschaften der Universität Paderborn

# Inhaltsverzeichnis

## **1. »Arglist, Täuschung, sowie Betonung ihres Geschlechts bilden die Hauptwaffen« – Einleitung / 7**

- 1.1 Weibliche Delinquenz: Ein kulturgeschichtlicher Abriss / 7
- 1.2 Begriffliche und methodische Präzisierung / 12
- 1.3 Forschungskontexte / 16

## **2. Illustrierte Magazine der Weimarer Republik / 19**

- 2.1 Genese des Zeitschriftenwesens in Deutschland / 19
- 2.2 Der Zeitschriftentypus »Illustriertes Magazin« / 21
  - 2.2.1 Allgemeine Merkmale / 21
  - 2.2.2 Bildjournalismus / 27
- 2.3 Die Illustrierten Magazine: Kontextualisierung / 35
  - 2.3.1 Das Kriminalmagazin (1929-1931) / 35
  - 2.3.2 Das Magazin (1924-1941) / 37
  - 2.3.3 Revue des Monats (1926-1933) / 39
  - 2.3.4 Uhu (1924-1934) / 41
  - 2.3.5 Der Querschnitt (1921-1936) / 43
  - 2.3.6 Scherl's Magazin (1924-1933) / 45

## **3. Die diskursive Verknüpfung von Weiblichkeit und Verbrechen / 48**

- 3.1 Weiblichkeitsentwürfe zwischen Emanzipation und Unterdrückung / 48
  - 3.1.1 Der Typus »Neue Frau« – Sinnbild weiblicher Emanzipation / 48
  - 3.1.2 Die neue Sexualmoral / 54
- 3.2 Kriminalitätsdiskurse der Weimarer Republik / 58
  - 3.2.1 Kriminologie als neue wissenschaftliche Disziplin / 58
  - 3.2.2 Der sexualpathologische Diskurs / 63
  - 3.2.3 Visuelle Kriminologie / 68

## **4. Repräsentationen weiblicher Delinquenz in den Illustrierten Magazinen / 72**

- 4.1 Populäre Weiblichkeitsentwürfe / 72
- 4.2 Weibliche Delinquenz mythologisch gebannt / 78
  - 4.2.1 Imaginationen der Femme fatale / 78
  - 4.2.2 Von Sünderinnen und Verführerinnen: Skandal um Eva / 82
  - 4.2.3 Weibliche Schönheit als verhängnisvolle Schicksalsmacht / 86
  - 4.2.4 Das Leben und Sterben der Mata Hari / 90
- 4.3 Prostitution als genuin weibliches Sexualverbrechen / 98
  - 4.3.1 Die Diskursivierung der Frau als »geborene Prostituierte« / 98
  - 4.3.2 »Kinder des Elends und des Lasters« – Pariser Dirnen / 101
  - 4.3.3 Die Prostituierte im Großstadtdunkel / 109
- 4.4 (Frauen)Liebe und Verbrechen / 113
  - 4.4.1 Emotion vs. Ratio im kriminologischen Diskurs / 113
  - 4.4.2 Das »feminine Moment« des Verbrechens / 116
  - 4.4.3 Fälscher der Liebe: Der Heiratsschwindler / 126

- 4.5 »Eine weibliche Seele in einem männlichen Körper« / 132
  - 4.5.1 Homosexualität im strafrechtlichen Diskurs / 132
  - 4.5.2 Der Kampf um den § 175 / 138
  - 4.5.3 Geschlechts-Fälschungen / 142
- 4.6 Die Jagd nach dem »Düsseldorfer Unhold« / 147
  - 4.6.1 Der Lustmord als kulturelles Phantasma / 147
  - 4.6.2 Lustmord – Giftmord – Mordpsychose / 151
  - 4.6.3 Die Mädchen von Düsseldorf - Eine Frage der (Mit)Schuld / 158
  - 4.6.4 Elisabeth Bathory: Eine weibliche Lustmörderin? / 162
  - 4.6.5 Der Künstler als Lustmörder / 166

## **5. Weiblichkeit und Alterität: Delinquenz als Distinktionsmerkmal kultureller Identität / 169**

- 5.1 Imaginationen des Fremden in Illustrierten Magazinen / 170
- 5.2 Berichte aus dem Land der Menschenfresser / 172
- 5.3 »Negerinnen« vor Gericht / 182
- 5.4 »Zigeuner« und Verbrechen / 186

## **6. Kriminalisierung als Marginalisierungsstrategie – Schlussbetrachtung / 194**

## **7. Anhang / 199**

## **8. Literaturverzeichnis / 205**

- 8.1 Magazinartikel / 205
- 8.2 Forschungsliteratur / 207
- 8.3 Abbildungsnachweis / 219

# 1. »Arglist, Täuschung, sowie Betonung ihres Geschlechts bilden die Hauptwaffen« – Einleitung

## 1.1 Weibliche Delinquenz: Ein kulturgeschichtlicher Abriss

Judith:

Er schläft ruhig, er ahnt nicht, daß der Mord sein eignes Schwert wider ihn zückt. Er schläft ruhig – ha, feiges Weib, was dich empören sollte, macht dich mitleidig? Dieser ruhige Schlaf nach einer solchen Stunde, ist er nicht der ärgste Frevel? Bin ich denn ein Wurm, daß man mich zertreten und, als ob nichts geschehen wäre, ruhig einschlafen darf? Ich bin kein Wurm. (*Sie zieht das Schwert aus der Scheide*) [...] – – Töt' ihn, Judith, er entehrt dich zum zweiten mal in seinem Traum, sein Schlaf ist nichts als ein hündisches Wiederkauen deiner Schmach. Er regt sich. Willst du zögern, bis die wieder hungrige Begier ihn weckt, bis er dich abermals ergreift und – (*Sie haut Holofernes Haupt herunter*) Siehst du, Mirza, da liegt sein Haupt! Ha, Holofernes, achtest du mich jetzt?<sup>1</sup>

1840 liefert Friedrich Hebbel mit seiner Aktualisierung der biblischen Tragödie von ›Judith und Holofernes‹ eine – an zeitgenössischen Wertvorstellungen gemessen – brisante literarische Imagination des Geschlechterverhältnisses, das viele zukünftige Künstler und Schriftsteller inspirieren sollte.<sup>2</sup> Anders als im Alten Testament ist die Judith in Hebbels Entwurf nämlich eine selbstbewusste, rachelüsterne Frau, die den Mann köpft, der sie vergewaltigt und gedemütigt hat. In der Bibel wird sie als selbstlose Witwe und kriegerische Heldin gefeiert, hier stellt sie eine sexuell frustrierte Jungfrau dar, die sich zwar für Israel opfert, letztendlich aber zum Opfer ihrer eigenen Sinnlichkeit wird. Judith erscheint nunmehr als gemeine Mörderin und als »phantastisch-listiges Ungeheuer«,<sup>3</sup> das es zu zähmen gilt. Die Tötung von Holofernes ist dabei in mehrfacher Hinsicht ein symbolischer Akt, im Zusammenhang mit der Stilisierung der Judith-Figur zum Prototyp destruktiver Weiblichkeit kommt in der Enthauptung des Mannes jedoch vor allem die Reflexion einer Kastrationsparanoia zum Ausdruck, der männlichen Angst vor sexueller aber auch sozialer Impotenz.<sup>4</sup> Auch Sigmund Freud nimmt später in seinem Aufsatz *Das Tabu der Virginität* Bezug auf Hebbels Tragödie und deutet Judiths »archaische Reaktion von

---

<sup>1</sup> Friedrich Hebbel: »Judith. Eine Tragödie in fünf Akten.« In: Nationale Forschungs- und Gedenkstätte der klassischen deutschen Literatur (Hrsg.): *Hebbels Werke in drei Bänden*. Erster Band. Berlin/Weimar 1980. S. 11-87, hier S. 77-78.

<sup>2</sup> Die bildliche Darstellung dieser Enthauptungsszene reicht vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert, ist jedoch einem wesentlichen Wandel unterworfen: Während das Mittelalter in Judith die Personifikation der Keuschheit, Demut und Enthaltsamkeit sieht, repräsentiert sie bei Künstlern der Jahrhundertwende, wie beispielsweise Franz von Stuck, Arnold Böckling, Max Slevogt oder Karl Caspar, den Inbegriff der erotisch anziehenden aber tödlichen Weiblichkeit. Vgl. dazu Helga Theresa Georgen: »Die Kopfjägerin Judith – Männerphantasien oder Emanzipationsmodell?« In: Cordula Bischoff et.al. (Hrsg.): *FrauenKunstGeschichte. Zur Korrektur des herrschenden Blicks*. Gießen 1984. S. 111-124.

<sup>3</sup> Friedrich Hebbel: *Sämtliche Werke*, Band XI, hg. v. Richard Maria Weber. Berlin 1904. S. 14.

<sup>4</sup> Vgl. Bettina Pohle: *Kunstwerk Frau. Inszenierungen von Weiblichkeit in der Moderne*. Frankfurt am Main 1998. S. 93.

Feindseligkeit«<sup>5</sup> als Antwort der nach Unabhängigkeit strebenden Frau auf die Verletzung durch die Defloration:

Das Tabu der Virginität und ein Stück seiner Motivierung hat seine mächtigste Darstellung in einer bekannten dramatischen Gestalt gefunden, in der Judith in Hebbels Tragödie *Judith und Holofernes*. [...] Als der assyrische Feldherr ihre Stadt bedrängt, faßt sie den Plan, ihn durch ihre Schönheit zu verführen und zu verderben, verwendet so ein patriotisches Motiv zur Verdeckung eines sexuellen. Nach der Defloration durch den gewaltigen, sich seiner Stärke und Rücksichtslosigkeit rühmenden Mann findet sie in ihrer Empörung die Kraft, ihm den Kopf abzuschlagen, und wird so zur Befreierin ihres Volkes. Köpfen ist uns als symbolischer Ersatz für Kastrieren wohlbekannt; danach ist Judith das Weib, das den Mann kastriert, von dem sie defloriert wurde, wie es auch der von mir berichtete Traum einer Neuvermählten wollte.<sup>6</sup>

Doch woher rührt diese Motivverschiebung vom Patriotisch-Religiösen zum Psychologisch-Weiblichen? Das Werk entstammt einer Zeit, in der sich im Kontext der 1848er Revolution auch eine erste deutsche Frauenbewegung formiert hat, in der sich bürgerliche Frauen für das Recht auf Bildung und Arbeit und die aktive Teilhabe am öffentlichen Leben engagiert haben. Für Hebbel, das geht aus verschiedenen Schriften hervor, war die Frau eigentlich nicht fähig zu aktiv-männlichem Verhalten, nur eine außergewöhnliche psychologische Situation konnte sie ihrer natürlichen Passivität entreißen. Demgemäß wollte er in seinem Drama die *Tat* eines Weibes zeigen, »also den ärgsten Kontrast, dies Wollen und Nicht-Können, dies Tun, was doch kein Handeln ist.«<sup>7</sup> Gleichzeitig ging es ihm um die Zur-Schau-Stellung der Gefährlichkeit einer psychisch labilen Frau, die vor allem für den Mann eine ernstzunehmende Bedrohung darstellen kann, und das wiederum mit einem ganz bestimmten Ziel: Hebbel, der grundsätzlich »die gesellschaftliche Emanzipationsbewegung seiner Zeit [...] ablehnte«,<sup>8</sup> hat, darauf weist beispielsweise Helmut Kreuzer in seiner Interpretation des Dramas hin, selbst ausdrücklich betont, »daß er mit Judith die Absicht verfolgt habe, der Frauenemanzipation entgegenzuwirken.«<sup>9</sup> Die Pathologisierung und Kriminalisierung von Weiblichkeit, die in Hebbels Werk zur Artikulation kommt, kann also als Abwehrstrategie gegen die Angst vor der Auflösung vertrauter Geschlechterverhältnisse verstanden werden, als Antwort auf einen befürchteten Kontroll- und Machtverlust:

---

<sup>5</sup> Sigmund Freud: »Das Tabu der Virginität.« In: Ders.: *Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens*. Leipzig/Wien/Zürich 1924. S. 29-48, hier S. 47.

<sup>6</sup> Freud (1924): Das Tabu der Virginität, S. 46-47.

<sup>7</sup> Friedrich Hebbel: »Tagebücher.« In: Marion Kobelt-Groch (Hrsg.): *»Ich bin Judith«: Texte und Bilder zur Rezeption eines mythischen Stoffes*. Leipzig 2003. S. 244-252, hier S. 244.

<sup>8</sup> Julia Bertschik: » »Da werden Weiber zu Hyänen...«. Weiblichkeit und Gewalt im 19. Jahrhundert bei Wilhelm Raabe und Friedrich Hebbel.« In: Ester Saletta/Christa Agnes Tuczy (Hrsg.): *»Das Weib im Manne zieht ihn zum Weibe; der Mann im Weibe trotz dem Mann« – Geschlechterkampf oder Geschlechterdialog: Friedrich Hebbel aus der Perspektive der Genderforschung*. Berlin 2008. S. 13-26, hier S. 21.

<sup>9</sup> Helmut Kreuzer: »Die Jungfrau in Waffen. Hebbels »Judith« und ihre Geschwister von Schiller bis Sartre.« In: Vincent J. Günther (Hrsg.): *Untersuchungen zur Literatur als Geschichte. Festschrift für Benno von Wiese*. Berlin 1973. S. 363-384, hier S. 371.

Das Weib muß nach der Herrschaft über den Mann streben, weil sie fühlt, daß die Natur sie bestimmt hat, ihm unterwürfig zu sein, und weil sie nun in jedem einzelnen Fall prüfen muß, ob das Individuum, dem sie sich vis-à-vis befindet, instande ist, das ihm seinem Geschlecht nach zustehende Recht auszuüben. Sie strebt also nach einem Ziel, das sie unglücklich macht, wenn sie's erreicht.<sup>10</sup>

Bleibt es bei Hebbel bei einer literarischen Aufarbeitung dieser Angst- und Verlustfantasien, so werden gut neunzig Jahre später konkrete Forderungen nach einer Anpassung des Strafrechts an die neuen Geschlechterverhältnisse laut. So plädiert der Landgerichtsrat Dr. Otto Goldmann im November 1930 in einem Artikel des *Kriminalmagazins* für eine Reformation des sogenannten ›Notzuchtparagraphen‹ im Reichsstrafgesetzbuch, der das Strafmaß bei Sittlichkeits- und Sexualdelikten regelt. Als Begründung führt er die eindeutig geschlechtsspezifischen Implikationen des Paragraphen an, die seiner Ansicht nach einer Angleichung bedürfen:

Der biedere Gesetzgeber der 70er Jahre konnte allerdings nicht vorausahnen, daß das weibliche Geschlecht mal die Hosen anhaben wird, und daß Mieke dem Fred vor der Schule auflauert anstatt umgekehrt wie Anno dazumal. Jetzt müßten wir armen, bedrängten Männer eigentlich auch verlangen, daß der Notzuchtparagraph reformiert wird, der bisher nur von gewalttätigen unzüchtigen Handlungen an ›Frauenspersonen‹ spricht! Hat doch im Sexualleben jetzt häufig das angriffslustig fordernde Mädchen die Führung übernommen.<sup>11</sup>

Die Frau habe sich, so der Kerngedanke hinter dieser Aussage, in den letzten Jahrzehnten so weit emanzipiert, habe im Bereich des Sexuallebens so viel Unabhängigkeit und Macht erlangt, dass es nicht mehr zeitgemäß sei, sie lediglich als potenzielles Opfer von sexueller Gewalt zu betrachten. Vielmehr sei die Gleichberechtigung der Geschlechter mittlerweile so weit fortgeschritten, dass die neu gewonnene Macht der Frau auch auf dem Gebiet der Verbrechenübung zum Ausdruck kommt, was wiederum von der Gesetzgebung berücksichtigt werden müsste. Tatsächlich hatten die durch den Ersten Weltkrieg verursachten radikalen Veränderungen der Lebensverhältnisse auch einen weitreichenden Einfluss auf den Alltag und die öffentliche Wahrnehmung der Frauen dieser Zeit und es etablierte sich ein Weiblichkeitsdiskurs, dessen Dreh- und Angelpunkt ein neuer Frauentypus darstellte, dem bis heute vor allem ein emanzipatorisches Potenzial zugeschrieben wird. Ab 1918 war es Frauen möglich, an Wahlen teilzunehmen, sich an allen deutschen Universitäten einzuschreiben und in bestimmtem Maße finanziell unabhängig zu werden. »Daß gerade so viele Frauen in die Angestelltenberufe geströmt sind, lässt sich noch im besonderen aus [...] dem Bedürfnis der neuen Frauengeneration nach wirtschaftlicher Selbstständigkeit erklären,«<sup>12</sup> stellt beispielsweise Siegfried

---

<sup>10</sup> Friedrich Hebbel: »Tagebucheintrag vom 19. Februar 1859.« In: Ders.: *Tagebücher*. Vollständige Ausgabe in drei Bänden, hg. v. Karl Pörnbacher, Band 3 (1848-1863). München 1984. S. 247.

<sup>11</sup> Dr. Otto Goldmann: »Sexualverbrechen.« In: *Das Kriminalmagazin*, 2/20, 1930/31, S. 735-737, hier S. 736.

<sup>12</sup> Siegfried Kracauer: *Die Angestellten. Aus dem neuen Deutschland*. Frankfurt am Main 1971. S. 12.

Kracauer in seiner bis heute grundlegenden empirisch-soziologischen Studie *Die Angestellten* fest, die erstmals im Jahre 1929 im Feuilleton der *Frankfurter Zeitung* erschien.

Das Bild der sogenannten ›Neuen Frau‹, das gleichzeitig in der Öffentlichkeit generiert wurde und schnell zum Mythos avancierte, war sehr facettenreich: Automobilität, Sportlichkeit und Modebewusstsein waren einige der Eigenschaften, die der Frau nun zugeschrieben wurden. Dieser sozialen Emanzipation stand jedoch eine konstante Abwertung der Frau in (populär)wissenschaftlichen Studien aus den Bereichen Sexualwissenschaft, Psychologie oder Anthropologie gegenüber, was dazu führte, dass das Bild der Frau ambivalent blieb,<sup>13</sup> zwischen Überhöhung und Marginalisierung oszillierend. Auch in kriminologischen Studien der Zeit schlugen sich diese Ambivalenzen nieder: Der Humanismus der Aufklärung produzierte durch das neue Interesse am Menschen auch ein spezielles Wissen über ›gefährliche Individuen‹ und leitete damit einen Wandel der staatlichen Zwangsmaßnahmen ein, da nun nicht mehr die Tat, sondern die Täter im Zentrum der Erkenntnisgewinnung standen. Mitte des 19. Jahrhunderts lässt sich endgültig das Auftauchen eines neuen Diskurses feststellen, der systematisch zwei Gegenstände hervorgebracht hat: Den delinquenten Menschen und die Kriminologie als wissenschaftliche Disziplin, die sich mit ebendiesem beschäftigt. Um 1900 etablierte sich schließlich ein »Kriminalitätsdispositiv«,<sup>14</sup> in dem sich das moderne Wissen über den kriminellen Menschen auch institutionell verfestigte.

Dabei fällt auf, dass der Kategorie ›Geschlecht‹ erstmals eine zentrale Bedeutung zugeschrieben wurde. Diese Kategorie wurde, wie die späteren Untersuchungen zeigen werden, in früheren Lehrbüchern zwar auch angesprochen, aber zumeist nur randständig und sehr kurz behandelt. Außerdem stellte der männliche Verbrecher dabei immer den eigentlichen Gegenstand der Untersuchung dar, während die verbrecherische Frau als Ausnahme betrachtet wurde. In kriminologischen Abhandlungen der Jahrhundertwende rückte die Verbrecherin dann schlagartig in den Fokus, eine Entwicklung, die auch nahezu obsessiv von den populären Medien und der Literatur der Zeit aufgegriffen wurde. In der Weimarer Republik wurde Kriminalität, trotz ihrer vergleichsweise niedrigen Rate, generell als besonders bedrohlich wahrgenommen. Diese Ängste verdichteten sich in der Metropole Berlin, die als Verbrechenshochburg galt, obwohl sie nicht die gefährlichste deutsche Stadt war und über eine effiziente Kriminalpolizei mit hervorragendem Ruf verfügte.

---

<sup>13</sup> Die Epoche der Weimarer Republik war generell geprägt von Gegensätzen: Einerseits vom Willen zur Modernität, andererseits aber auch von der Angst vor Veränderung, stets schwankend zwischen Staatskrise und Stabilität, politisch zerrissen zwischen ultralinks und ultrarechts, gesellschaftlich zwischen kreativer Avantgarde und konservativem Establishment. Auch die markante Divergenz zwischen den »tristen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen einerseits und dem einzigartigen Reichtum an bemerkenswerten künstlerischen Manifestationen und geistigen Leistungen andererseits« sind charakteristisch für die Weimarer Epoche. Vgl. Eberhard Kolb: *Die Weimarer Republik*. München 2002. S. 96.

<sup>14</sup> Vgl. dazu Achim Landwehr: *Historische Diskursanalyse*. Frankfurt am Main 2008. S. 76-77 und Gerd Schwerhoff: *Historische Kriminalitätsforschung*. Frankfurt am Main 2011. S. 179.

Zweifellos spielte die Sensationsberichterstattung der Berliner Zeitungen und Zeitschriften, die eine hohe Sichtbarkeit für Verbrechen erzeugten, eine Rolle für diese Entwicklung. Sensationsberichterstattung war kein neues Phänomen, doch erst in der Zeit des politisch-gesellschaftlichen Umbruchs wurden Verbrechen verstärkt als Symptom eines moralischen Verfalls der Gesellschaft wahrgenommen.<sup>15</sup> Während die Vorstellung einer kriegsbedingten Brutalisierung der Gesellschaft noch in der Öffentlichkeit diskutiert und von der kriminologischen Forschung geprüft wurde, sank die Kriminalitätsrate wieder auf das Niveau der Vorkriegszeit, ein Trend der nicht in das Selbstbild einer Gesellschaft passte, die gerade dabei war, ein Krisenbewusstsein zu kultivieren. Deshalb blieben Verbrechen weiterhin ein Faszinosum und wurden als Ausdruck der Moderne wahrgenommen, die die althergebrachte Moral zur Disposition stellte.<sup>16</sup>

So kam es dazu, dass Darstellungen von Verbrechen – sei es in kriminalistischen Fachbüchern, Reportagen, Filmen oder literarischen Werken – in der Weimarer Republik so viel Interesse wie nie zuvor fanden und eine breite Öffentlichkeit erstmals an Diskursen über Kriminalität und Strafrecht teilnahm. 1927 prägte Bernhard Weiß, der Vizepräsident der Berliner Polizei, in einem Artikel der *Vossischen Zeitung* den Ausdruck »kriminalistische Phantasie«,<sup>17</sup> um dieses aktive Interesse der Öffentlichkeit an der Kriminalität zu beschreiben. Im Fokus der vorliegenden interdisziplinär und medienkomparatistisch angelegten Arbeit soll die Untersuchung genau dieser Schnittstelle von Kriminalität und Weiblichkeit stehen und dabei insbesondere die Frage nach ihrer Repräsentation in den populären Medien der Weimarer Republik. Auf welche Weise wurde im Zuge des der ›Neuen Frau‹ zugesprochenen emanzipatorischen Potenzials die kriminelle Frau wahrgenommen und medial inszeniert? Inwiefern waren Verbrechen in der Weimarer Republik generell geschlechtlich codiert und welche VerbrecherInnentypen standen im Mittelpunkt des zeitgenössischen Diskurses? Welche visuellen und narrativen Stereotype bestimmten die Darstellung von weiblichen Verbrechern, lassen sich übergreifende Semantiken und Ästhetiken feststellen? Wie und wo wurden solche Stereotype außer Kraft gesetzt?

---

<sup>15</sup> Eric A. Johnson weist darauf hin, dass bereits das 1871 gegründete Deutsche Kaiserreich ein niedriges Niveau an Gewaltkriminalität aufwies, welches bis Ende der Weimarer Republik relativ konstant blieb. Angesichts methodischer Probleme lässt sich allerdings kein klarer Trend der Kriminalitätsrate ermitteln: Seit 1882 wurden vom Statistischen Reichsamt Statistiken der Justiz erstellt, die die für bestimmte Delikte verurteilten Täter zählten, daneben gab es lokale und regionale Polizeistatistiken, die die Zahl der erstatteten Anzeigen festhielten. Aus diesen beiden Statistiktypen ergaben sich unterschiedliche Kriminalitätsraten. Unumstritten ist die Zunahme von Kriminalität in den politisch und wirtschaftlich instabilen Anfangsjahren der Weimarer Republik, die vor allem die Notlage breiter Schichten der Bevölkerung widerspiegelt. Nach 1923, einer Phase der relativen Stabilität, sank auch die Kriminalität auf das Niveau der Vorkriegszeit. Vgl. Eric A. Johnson: »The Crime Rate. Longitudinal and Periodic Trends in Nineteenth- and Twentieth-Century German Criminality, from Vormärz to Late Weimar.« In: Richard J. Evans (Hrsg.): *The German Underworld. Deviants and Outcasts in German History*. London 1988. S. 159-188.

<sup>16</sup> Vgl. Maren Tribukait: *Gefährliche Sensationen. Die Visualisierung von Verbrechen in deutschen und amerikanischen Pressefotografien 1920-1970*. Göttingen 2017. S. 229-230.

<sup>17</sup> Bernhard Weiß: »Kriminalsensationen.« In: *Vossische Zeitung*, 16.01.1927.

Das der Arbeit zugrunde liegende Material umfasst fach- und populärwissenschaftliche, publizistische und literarische Darstellungen von Verbrecherinnen, das Hauptaugenmerk wird aber bewusst auf die Analyse von Artikeln aus Illustrierten Magazinen gelegt. Diese Fokussierung ist der Tatsache geschuldet, dass Magazine als Publikumszeitschriften, neben Radio und Film, zu den wirkungsmächtigsten Medien der Weimarer Republik gehören und in ihrer Vielfalt und Größe die soziokulturellen Ausdifferenzierungen der Gesellschaft auf besondere Weise widerspiegeln. Weil Massenmedien zudem Rückbezüge und Wechselwirkungen mit Instanzen sozialer Kontrolle zuzuschreiben sind, weil sie die Phänomene, über die sie scheinbar nur berichten, gleichzeitig auch erzeugen, können sie als Lieferanten zusätzlichen Wissens für die strafrechtliche Praxis fungieren und das wissenschaftliche Bild über den delinquenten Menschen ergänzen oder konterkarieren.<sup>18</sup> Auch der hohe Visualisierungsgrad der Magazine – Fotografien, Zeichnungen und Karikaturen waren konstitutive Bestandteile der illustrierten Presse – macht sie zu einem besonders geeigneten Untersuchungsgegenstand, da die Bedeutung des visuellen Elements in kriminalistischen Diskursen, spätestens seit Cesare Lombrosos Verbrechertypenlehre, besonders virulent war. Im Hinblick auf die Darstellung von Verbrechen zeichnen sich Magazinartikel zusätzlich dadurch aus, dass das Unerhörte bzw. Abnorme, eigentlich ein komplexer Gegenstand, auf kleinstem Format und mit einem mikroskopischen Blick unter die Lupe genommen wird. Wieso dies gerade in einer Zeit der Krise geschieht, in der ganz auffällig nach gültigen Normen und klaren Entscheidungen gesucht wird, ist eine Frage, die bei der Untersuchung stets mitverhandelt wird.

## 1.2 Begriffliche und methodische Präzisierung

Im ersten Teil der Arbeit werden zunächst die Illustrierten Magazine, die den hauptsächlichen Untersuchungsgegenstand bilden, kontextualisiert, sowie die für die Analysen relevanten Weiblichkeits- und Kriminalitätsdiskurse rekonstruiert, so dass ein geeigneter theoretischer Rahmen für die Beantwortung der erkenntnisleitenden Fragestellung vorliegt. Dabei werden die verschiedenen Modellierungen von Delinquenz, die von den ›realen‹ Kriminalfällen, die sie repräsentieren, unterschieden werden müssen, als Konstruktion und Ergebnis kultureller Produktion und diskursiver Praktiken begriffen, ebenso wie der *homo delinquens*, an dessen Hervorbringung nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die Literatur und Publizistik beteiligt waren. Delinquenz bzw. Devianz ist, wie der Sozialhistoriker Gerd Schwerhoff hervorhebt, »keine Konstante, keine feststehende Eigenschaft, sondern

---

<sup>18</sup> Vgl. dazu Gabi Löschper: »Kriminologie und der Komplex ›Verbrechen – Justiz – Medien‹.« In: Joachim Lindner/Claus Michael Ort (Hrsg.): *Verbrechen – Justiz – Medien. Konstellationen in Deutschland von 1900 bis zur Gegenwart*. Tübingen 1999. S. 81-100, hier S. 90-91.

ein sozial generiertes und historisch veränderbares Konstrukt, das durch die vielfältigsten Zuschreibungs- und Etikettierungsprozesse konstituiert wird.«<sup>19</sup> Ferner wird in Anlehnung an Michel Foucault unter Diskurs ein institutionalisierter und geregelter Sprach- und Denkkomplex verstanden, der innerhalb eines historischen Macht-Wissen-Gefüges eine ordnende Funktion einnimmt und im Zusammenschluss verschiedener diskursiver Praktiken ein Dispositiv generiert, innerhalb dessen die produzierten kulturellen Zeichen zirkulieren.<sup>20</sup> Mit Blick auf die Diskursivierung von Delinquenz kann, wie eingangs bereits festgestellt, ab Mitte des 19. Jahrhunderts von einem Kriminalitätsdispositiv gesprochen werden, dessen Effekt das moderne kriminelle Individuum war.

Auch die Kategorie ›Geschlecht‹ wird, unter Bezugnahme auf die Theorien Judith Butlers, in der vorliegenden Arbeit als Konstruktion betrachtet. In ihrer wegweisenden Studie *Das Unbehagen der Geschlechter*<sup>21</sup> sucht Butler – die in Rekurs auf Foucault den Begriff der ›Genealogie‹, der ein Gegenmodell zu hegemonialen Formen der Geschichtsschreibung bezeichnet, als Basis ihrer Argumentation verwendet – zunächst den Unterschied zwischen biologischem Geschlecht (sex) und einer daraus abgeleiteten Geschlechtsidentität (gender) aufzuheben, um anschließend die Existenz einer vordiskursiven Identität prinzipiell anzuzweifeln. In diesem Sinne wird angenommen, dass geschlechtlich bestimmte Identität ausschließlich durch kulturelle Einschreibungen und Bezeichnungsprozesse existiert, die sie nicht nur determinieren, sondern überhaupt erst konstruieren:

Hat das Geschlecht eine Geschichte? [...] Werden die angeblich natürlichen Sachverhalte des Geschlechts nicht in Wirklichkeit diskursiv produziert, nämlich durch verschiedene wissenschaftliche Diskurse, die im Dienst anderer politischer und gesellschaftlicher Interessen stehen? Wenn man den unveränderlichen Charakter des Geschlechts bestreitet, erweist sich dieses Konstrukt namens ›Geschlecht‹ vielleicht als ebenso kulturell hervorgebracht wie die Geschlechtsidentität. Ja, möglicherweise ist das Geschlecht (sex) immer schon

---

<sup>19</sup> Gerd Schwerhoff: »Devianz in der alteuropäischen Gesellschaft. Umriss einer historischen Kriminalitätsforschung.« In: *Zeitschrift für historische Forschung* 19/4, 1994. S. 385-414, hier S. 409.

<sup>20</sup> Unter Dispositiv versteht Foucault ein »heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architektonische Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze: kurz: Gesagtes wie Ungesagtes umfasst. Soweit die Elemente des Diskurses. Das Dispositiv selbst ist das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann.« Michel Foucault: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin 1978. S. 119-120.

<sup>21</sup> Butlers Abhandlung über das *Unbehagen der Geschlechter* ist vielfach kontrovers diskutiert worden und in seiner Radikalität bis heute umstritten. Die Auflösung der »natürlichen« und vermeintlich auch körperlichen Fundamente von Identität wurde von vielen Autorinnen als Bedrohung feministischer und anderer progressiver Politik wahrgenommen. So plädieren z.B. Seyla Benhabib, Drucilla Cornell und Nancy Fraser für das Festhalten an einem Identitätsideal (im Sinne von Kontinuität und Kohärenz), weil nur dieses ihrer Ansicht nach politische Handlungsfähigkeit ermöglicht. Dennoch ist, wie Kathrin Peters im Sammelband *Gender@Wissen* in Rekurs auf Butler betont, »Grundthese der Gender Studies, dass es den Körper nicht gibt. Wie Körper wahrgenommen, wie sie gebraucht werden und wie man sich im Körper fühlt, dies alles unterliegt historischen und kulturellen Kodierungen.« Vgl. Kathrin Peters: »Media Studies«. In: Christina von Braun/Inge Stephan (Hrsg.): *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*. Köln 2009. S. 350-369, hier S. 362.

Geschlechtsidentität (gender) gewesen, so daß sich herausstellt, daß die Unterscheidung zwischen Geschlecht und Geschlechtsidentität letztlich gar keine Unterscheidung ist...<sup>22</sup>

Konkret bedeutet dies, dass der geschlechtlich bestimmte Körper und seine Identität über die verschiedenen Inszenierungen hinaus keinen ontologischen Status besitzen, keine vordiskursive Realität. Vielmehr werden »die angeblich natürlichen Sachverhalte des Geschlechts«<sup>23</sup> durch verschiedene wissenschaftliche Diskurse hervorgebracht, die gleichzeitig »verschleiern«, dass das Geschlecht nur ihr Effekt ist, um ihm den Anschein der Unveränderlichkeit zu geben. Die sozio-diskursive Norm bezieht sich demnach nicht allein auf die Geschlechtsidentität, sondern konstituiert auch den Geschlechtskörper, der nicht als den gesellschaftlichen Machtverhältnissen vorhergehende Gegebenheit angesehen werden kann. Vielmehr, so Butler, sei der Eindruck einer »Natürlichkeit« des Geschlechtskörpers Effekt der Machtverhältnisse und fortdauernder sozio-subjektiver Prozesse, die darauf ausgerichtet sind, eine Kohärenz von sex, gender, Identität und Begehren herzustellen.<sup>24</sup> Die herrschende Konvention, Männer und Frauen anhand ihrer biologischen Disposition zu unterscheiden und den solcherart differenzierten Körper zugleich zu naturalisieren, war in der Weimarer Republik unverbrüchliche Praxis. Genauso rekurrierte die Diskursivierung des delinquenten Menschen auf die vermeintliche »Naturgegebenheit« ihres Gegenstandes, sodass die Unterteilung in typisch weibliche und typisch männliche Deliktformen als eine natürliche Folge einer ebenso natürlichen Geschlechterbinarität ausgegeben wurde.<sup>25</sup> Sichtbar wird dies beispielsweise an der Diagnose, die Harry Ashton-Wolfe, Assistent am wissenschaftlichen Polizeilaboratorium Marseille, in einem Artikel des *Kriminalmagazins* über den weiblichen Verbrechertypus abgibt:

Obleich in der Regel Frauen lediglich Verbündete sind und Verbrechen nur begehen, weil sie aus Furcht vor Rache den Befehlen einer Bande nicht zu trotzen wagen [...], so gibt es dennoch viele gewohnheits- und gewerbsmäßige weibliche Übeltäter. Aber die von Frauen begangenen Gesetzesübertretungen sind sehr charakteristisch für die weibliche Mentalität, so daß sie sich in denen der Männer erheblich unterscheiden. Die Frau weiß, daß ihre Stärke in ihrer augenscheinlichen Schwäche liegt; Arglist, Täuschung, sowie Betonung ihres Geschlechts bilden die Hauptwaffen.<sup>26</sup>

Im Hauptteil der Arbeit sollen ebensolche Beiträge aus dem von Edgar Wallace

---

<sup>22</sup> Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main 1991. S. 23.

<sup>23</sup> Butler (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*, S. 23.

<sup>24</sup> Vgl. Antke Engel: *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*. Frankfurt am Main 2002. S. 23-24.

<sup>25</sup> Vgl. Hania Siebenpfeiffer: *Böse Lust. Gewaltverbrechen in Diskursen der Weimarer Republik*. Köln 2005. S. 8.

<sup>26</sup> Harry Ashton-Wolfe: »Der weibliche Verbrecher.« In: *Das Kriminalmagazin* 2/12, 1930/31, S. 60-64, hier S. 60. Weiter heißt es dort: »Frauen mißtrauen ihrem eigenen Geschlecht, und wenn sie einen Komplizen wählen, so ist das Motiv für die Verbindung eher Freundschaft als Notwendigkeit; ganz im Gegensatz zum Mann, der Zweckmäßigkeit an erste Stelle setzt.« Die hier vorgenommene dichotome Zuschreibung von »rational/männlich-emotional/weiblich« wird in der folgenden Analyse noch eine wichtige Rolle spielen. Ebd.

herausgegebenen populär-kriminalistischen *Kriminalmagazin* (1929-1932), dem intellektuell anspruchsvollen *Querschnitt* (1921-1936), dem Prototyp des Massenmagazins *Uhu* (1924-1934) und einiger anderer Magazine in Form einer exemplarisch-systematischen Analyse im Hinblick auf die Darstellung von Verbrecherinnen untersucht werden. Wer sprach über den kriminellen Menschen und in welchem spezifischen Kontext war dieses Sprechen situiert? Welche Artikelformen wurden dabei aufgegriffen und welche narrativen Strategien verfolgt? Es soll also herausgearbeitet werden, ob und inwieweit sich Fachliteratur und Publizistik durch spezifische Darstellungsverfahren gegenseitig beeinflusst, berührt oder voneinander entfernt haben, wenn es um die Inszenierung und Beurteilung der kriminellen Frau ging. Die Aufgabe der Arbeit besteht somit darin, die unterschiedlich erzeugten, vermittelten und klassifizierenden Vorstellungen von Verbrecherinnen innerhalb eines zeitlich begrenzten und institutionell geregelten Sprach- und Denkkontextes in ihrer Geschlechtsspezifität zu analysieren und zu kontextualisieren. Durch die vergleichende Analyse sowohl publizistischer als auch fachwissenschaftliche Texte wird die Zirkulation kultureller Zeichen, d.h. der Austausch diskursiver Elemente zwischen Publizistik und Wissenschaft offengelegt.

Dabei wird ein besonderer Fokus auf die Strategie der Popularisierung von Fachwissen gerichtet, da mediale Wissenschaftspopularisierung eng mit dem Bereich der Meinungsbildung verknüpft ist: Massenmedien konstituieren durch Konzentration auf bestimmte Themengebiete und durch Selektion, Definition und Gewichtung von Informationen, einen für den Rezipienten als wichtig erscheinenden Gegenstandsbereich, dessen Struktur wiederum die Wahrnehmung und Beurteilung seiner sozialen Wirklichkeit bestimmt. So hat auch die Thematisierung kriminalitätsrelevanter Wissensbestände Auswirkungen auf Meinungen und Einstellungen des Rezipienten gegenüber dem verbrecherischen Menschen. Der Popularisierungsbegriff, der der vorliegenden Untersuchung zugrunde liegt, folgt der Definition von Carsten Kretschmann, der ihn durch fünf Parameter kennzeichnet:

Zunächst (1) setzt jeder Popularisierungsprozeß, im Unterschied zu anderen Formen der Kommunikation, ein deutlich markiertes Wissensgefälle zwischen Produzenten und Rezipienten voraus, wobei (2) die Zahl der Produzenten stets kleiner ist als die Zahl der Rezipienten. Die Menge dieser Rezipienten muß zudem (3) eine gewisse Größe besitzen, die einen erkennbaren Bezug zum »populus« aufweist, jedoch auf die jeweilige historische Konstellation, also auf die Größe der Gesamtgesellschaft, auf ihre Kommunikationsnetze und medialen Ressourcen, zu beziehen ist. Sodann (4) vollzieht sich die Popularisierung im Regelfall intentional, das heißt sie folgt bestimmten Motiven der Wissensproduzenten oder -popularisatoren. Und schließlich (5) bedient sich die Popularisierung stets solcher Medien, die zumindest potentiell breitenwirksam sind und einen multiplizierenden Effekt haben.<sup>27</sup>

---

<sup>27</sup> Carsten Kretschmann: »Einleitung: Wissenspopularisierung. Ein altes, neues Forschungsfeld.« In: Ders. (Hrsg.): *Wissenspopularisierung. Konzepte der Wissensverbreitung im Wandel*. Berlin 2003. S. 7-22, hier S. 14.

Ebenfalls im Sinne Kretschmanns wird davon ausgegangen, dass Popularisierung stets mehr beinhaltet als einen schlichten Vereinfachungsvorgang, dass ihr Produkt stets mehr ist als ein bloßes Derivat des Ausgangswissens. Popularisierung verwandelt vielmehr das Wissen, transformiert es und konstituiert es neu.<sup>28</sup> Wie Angela Schwarz herausstellt, muss Wissensvermittlung auch nicht zwingend eine emanzipatorische Absicht zugrunde liegen, so wie es sich aufgrund der Idee der Aufklärung ergeben würde. Eine solche Annahme geht von einer bestimmten Vorstellung von Wissen und Wissenschaft aus, nämlich von der Vorstellung eines objektiven bzw. objektivierbaren und damit wertfreien Wissens. Vielmehr kann Popularisierung als eine Form der Wissensvermittlung durchaus unterschiedliche Ziele verfolgen, wie das Streben nach Modernisierung, Demokratisierung und intellektueller Befreiung, genauso kann Wissen und die Art seiner Vermittlung aber auch eine Kontrollfunktion übernehmen, wenn sich die Auswahl der Informationen beispielsweise an politischen oder gesellschaftlichen Interessen orientiert.<sup>29</sup>

### 1.3 Forschungskontexte

Das kooperative Digitalisierungs- und Erschließungsprojekt der SLUB Dresden und der Universität Erfurt mit Unterstützung der DFG zum Thema ›Deutschsprachige illustrierte Magazine der klassischen Moderne‹ hat 2013 komplette Bestände der zehn wichtigsten Illustrierten Magazine der 1920er und 1930er Jahre digital aufbereitet und damit erstmals für Forschung und Öffentlichkeit umfassend auswertbares Material zur Verfügung gestellt, das mit seiner großen Bandbreite an Themen einen immensen medienhistorischen Mehrwert bietet. Diesem bis vor kurzem noch mangelndem Zugang zum Quellenmaterial ist es auch geschuldet, dass zum Thema ›Illustrierte Magazine‹ bislang nur wenige Forschungsarbeiten und Aufsätze vorliegen, die entweder einzelne Magazine porträtieren und kontextualisieren oder Schlaglichter auf ausgewählte Themen wie visuelle Kommunikation und Wahrnehmung, Fotografie- und Verlagsgeschichte, Urbanität und Unterhaltungskultur werfen. Als einschlägige Autoren sind hier insbesondere Diethart Kerbs und Patrick Rössler zu nennen, die mit Publikationen wie »Die illustrierte Presse am Ende der Weimarer Republik« (1992), *Fotografie und Bildpublizistik in der Weimarer Republik* (2004), *Moderne Illustrierte – illustrierte Moderne. Zeitschriftenkonzepte im 20. Jahrhundert* (1998) und *Deutsche Illustrierte Presse. Journalismus und visuelle Kultur in der Weimarer Republik* (2016) magazinübergreifende Studien vorgelegt und damit das Medium für die ›Visual History‹ erst zugänglich gemacht haben.

Die Darstellung von Kriminalität in Illustrierten Magazinen ist bislang noch nicht wissenschaftlich untersucht worden, spielt aber in anderen Forschungskontexten eine wichtige Rolle: Im Rahmen einer zumeist diskursanalytisch reformulierten

---

<sup>28</sup> Kretschmann (2003): Wissenspopularisierung, S. 15.

<sup>29</sup> Angela Schwarz: »Bilden, überzeugen, unterhalten: Wissenschaftspopularisierung und Wissenskultur im 19. Jahrhundert.« In: Carsten Kretschmann (Hrsg.): *Wissenspopularisierung. Konzepte der Wissensverbreitung im Wandel*. Berlin 2003. S. 221-234, hier S. 224.

Wissenschaftsgeschichte hat sich in Deutschland in den letzten Jahren eine facettenreiche historische Kriminalitätsforschung entwickelt, wobei, der Herausbildung des bereits erwähnten Kriminalitätsdispositivs entsprechend, dem 19. und beginnenden 20. Jahrhundert eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Die neuere Forschung geht von einer diskursiven Verfasstheit des delinquenten Menschen aus und einschlägige wissenschaftshistorische Untersuchungen von Richard Wetzell, Peter Becker oder Silvana Galassi<sup>30</sup> nehmen die Interdependenz von Wissensproduktion, Kriminalitätsvorstellungen und Strafverfolgung in den Blick. Die der vorliegenden Arbeit zugrunde liegende Frage nach geschlechtsspezifischer Differenz wird dabei jedoch zumeist nur kurz oder überhaupt nicht behandelt. Als derart spezifizierte Arbeit kann im deutschen Sprachraum lediglich die auf eine breite Quellenbasis gestützte Dissertation *Das »verbrecherische Weib«*<sup>31</sup> von Karsten Uhl hervorgehoben werden, in der ein umfassender Blick auf den kriminologischen Diskurs des 19. und 20. Jahrhunderts eröffnet wird. Uhl verfolgt vor allem ein diskursanalytisches Interesse und fragt nach den diskursiven Strategien, die den AutorInnen zwischen dem Beginn des 19. Jahrhunderts und dem Ende des Zweiten Weltkriegs verfügbar waren, wenn sie Aussagen über delinquente Frauen trafen. Damit problematisiert er die Selbstverständlichkeit der Zuschreibung von Devianz und die »Natürlichkeit« der Geschlechterdifferenz in verschiedenen kriminologischen Texten. Diesen Ansatz verfolgt auch Franziska Lamott, die in ihrem Aufsatz »Weibliche Emanzipation als Symptom und Delikt«<sup>32</sup> die Frauenfrage im kriminologischen Diskurs der Jahrhundertwende untersucht. Indem die jüngere historische Kriminalitätsforschung also Delinquenz als Ergebnis narrativer Zuschreibungsprozesse analysiert, hat sie sich als überaus anschlussfähig für die kulturwissenschaftliche Forschung erwiesen. Aber auch die meisten dieser Publikationen behandeln die Kategorie »Geschlecht« entweder nur randständig oder beschränken sich auf eine bestimmte Deliktform: Isabella Claßen untersucht die *Darstellung von Kriminalität in der Literatur, Presse und Wissenschaft 1900-1930*,<sup>33</sup> geht aber nur in einem kurzen Kapitel zum »Giftmord« auf das Bild der Frau in der Weimarer Republik ein. Auch Birgit Kreuzahler berücksichtigt die Geschlechtlichkeit des Kriminellen in ihrer Studie über *Das Bild des Verbrechers in Romanen der Weimarer Republik*<sup>34</sup> nicht. Eher motivgeschichtlich geht Inge Weiler in ihrer Dissertation *Giftmordwissen und Giftmörderinnen*<sup>35</sup>

---

<sup>30</sup> Vgl. Richard Wetzell: *Inventing the Criminal. A History of German Criminology 1880-1945*. Chapel Hill/London 2000; Peter Becker: *Verderbnis und Entartung. Eine Geschichte der Kriminologie des 19. Jahrhunderts als Diskurs und Praxis*. Göttingen 2002; Silvana Galassi: *Kriminologie im Deutschen Kaiserreich. Geschichte einer gebrochenen Verwissenschaftlichung*. Stuttgart 2004.

<sup>31</sup> Karsten Uhl: *Das »verbrecherische Weib«. Geschlecht, Verbrechen und Strafe im kriminologischen Diskurs 1800-1945*. Münster 2003.

<sup>32</sup> Franziska Lamott: »Weibliche Emanzipation als Symptom und Delikt. Die Frauenfrage im kriminologischen Diskurs der Jahrhundertwende.« In: *Zeitschrift für Sexualforschung* 5/1, 1992, S. 25-40.

<sup>33</sup> Isabella Claßen: *Darstellung von Kriminalität in der Literatur, Presse und Wissenschaft 1900-1930*. Frankfurt am Main 1988.

<sup>34</sup> Birgit Kreuzahler: *Das Bild des Verbrechers in Romanen der Weimarer Republik. Eine Untersuchung vor dem Hintergrund anderer gesellschaftlicher Verbrecherbilder und gesellschaftlicher Grundzüge der Weimarer Republik*. Frankfurt am Main 1987.

<sup>35</sup> Inge Weiler: *Giftmordwissen und Giftmörderinnen. Eine diskursgeschichtliche Studie*. Tübingen 1998.

vor und rekonstruiert anhand einzelner realer Fälle, weshalb der Giftmord auch noch im ausgehenden 19. Jahrhundert als ›Domäne des Weibes‹ aufgefasst wurde. Gegenstand des Sammelbandes *Hexenjagd. Weibliche Kriminalität in den Medien*<sup>36</sup> sind überwiegend Fälle des späten 20. Jahrhunderts, lediglich der einleitende Aufsatz liefert einen theoretischen Überblick über die spezifischen Verflechtungen von Kriminalität, Geschlecht und Medienöffentlichkeit.

Als wegweisend für die Etablierung einer interdisziplinären Forschungsperspektive, die semiotische, narrative, diskursanalytische und medienästhetische Ansätze verknüpft und sprach- bzw. bildästhetische Inszenierungen von Kriminalität in ihrer Wechselwirkung mit fachwissenschaftlicher Verbrechensdarstellung erfasst – eine Perspektive, die auch der vorliegenden Arbeit zugrunde liegt – können u.a. die Sammelbände *Erzählte Kriminalität*<sup>37</sup> und *Literatur und Kriminalität*<sup>38</sup> bezeichnet werden, die jedoch ebensowenig die Kategorie Geschlecht berücksichtigen. Eine Ausnahme stellt hier die Dissertation *Böse Lust* von Hania Siebenpfeiffer dar, die am Beispiel der drei Deliktformen Giftmord, Kindstötung und Lustmord Konstruktionen von Gewaltverbrechen in der Weimarer Republik untersucht und dabei prinzipiell interdisziplinär und geschlechtsspezifisch verfährt. Darin liegt aber auch die Schwäche der Arbeit: Dadurch, dass Siebenpfeiffer sich ausschließlich auf bereits als prototypisch weiblich und männlich markierte Deliktformen konzentriert, kann sie nur ein einseitiges Bild von der Verbrechensdarstellung in der Weimarer Republik liefern, mögliche Verschiebungen in der geschlechtsspezifischen Codierung von Verbrechen geraten so erst gar nicht in den Blick.

Deshalb fokussiert die vorliegende Arbeit auch nicht bestimmte Delikte, sondern fragt übergreifend nach der Repräsentation weiblicher Delinquenz, nach immer wiederkehrenden Imaginationen und Ästhetiken und danach, ob und inwiefern im Zuge des emanzipatorischen Potenzials der ›Neuen Frau‹ auch die öffentliche Wahrnehmung und mediale Inszenierung der Verbrecherin eine zentrale Änderung erfuhr. Um die so herausgearbeiteten Argumentations- und Darstellungsmuster zu fundieren bzw. kontrastieren und um eine möglichst umfassende Perspektive auf die Schnittstelle von Kriminalität und Weiblichkeit in Illustrierten Magazinen der Weimarer Republik zu eröffnen, werden teilweise auch Artikel untersucht, die sich mit männlicher Delinquenz auseinandersetzen und solche, die Frauen als Opfer von Verbrechen thematisieren. Insgesamt wurden zu diesem Zweck ca. 150 Artikel gesichtet und ausgewertet, von denen dann etwa 70 für eine differenzierte exemplarisch-systematische Analyse herangezogen wurden. Die vorliegende Arbeit liefert der Forschung demnach in mehrfacher Hinsicht neue Impulse: Sie leistet (1) einen wissenschaftlichen Beitrag zur Erschließung von Publikumszeitschriften und legt (2) geschlechtsspezifische Implikationen der medialen Inszenierung von VerbrecherInnen in einer Zeit des Umbruchs und der Krise offen.

---

<sup>36</sup> Petra Henschel/Uta Klein (Hrsg.): *Hexenjagd. Weibliche Kriminalität in den Medien*. Frankfurt am Main 1998.

<sup>37</sup> Jörg Schönert (Hrsg.): *Erzählte Kriminalität. Zur Typologie und Funktion von narrativen Darstellungen in Strafrechtspflege, Publizistik und Literatur zwischen 1770 und 1920*. Tübingen 1991.

<sup>38</sup> Jörg Schönert (Hrsg.): *Literatur und Kriminalität. Die gesellschaftliche Erfahrung von Verbrechen und Strafverfolgung als Gegenstand des Erzählens, Deutschland England und Frankreich 1850-1880*. Tübingen 1983.

## 2. Illustrierte Magazine der Weimarer Republik

Wie in der Einleitung bereits dargelegt, gehörten Illustrierte Magazine, die den primären Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Arbeit darstellen, neben Radio und Film zu den wirkungsmächtigsten Medien der Weimarer Republik. Und obwohl sie keine Erfindungen dieser kurzen Epoche waren, lassen sich die 1920er und beginnenden 1930er Jahre als ihre Blütezeit bezeichnen, da sie hier aufgrund ihrer thematischen und formalen Vielfalt erstmals übergreifend zu Massenmedien im eigentlichen Sinne avancierten. Da die Magazine zur Gattung der Publikumszeitschriften gehören, soll im Folgenden zunächst ein kurzer Überblick über die Genese des Zeitschriftenwesens in Deutschland gegeben werden, um zu verdeutlichen, warum sich gerade dieses Medium bei der Frage nach der Repräsentation weiblicher Delinquenz in der Weimarer Republik für eine Untersuchung eignet.

### 2.1 Genese des Zeitschriftenwesens in Deutschland

Die Herausbildung des Zeitschriftenwesens in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts war vor allem eine wissenschaftliche Notwendigkeit: Da die Buchproduktion stetig wuchs und die gelehrten Zeitgenossen vor dem Problem standen, eine große Zahl von einschlägigen Werken zu rezipieren, entstand ein Bedürfnis nach einer schnelleren und kürzeren Form der Wissensvermittlung, was zu einem Publikationsorgan führte, das die Veröffentlichung und rasche Verbreitung kurzer Aufsätze und Mitteilungen ermöglichte. Auch Menschen in Berufen, die sich auf den Fortschritt der Wissenschaften gründeten, konnten als Leser der neuen Publikationsform gewonnen werden. Parallel dazu entwickelten sich Zeitschriften, die historisch-politischen Inhalt boten und sich insbesondere auf die aktuelle Nachrichtenpresse bezogen.<sup>39</sup> Die erste politische Zeitschrift *Der Verkleidete Götter-Both Mercurius*, die seit 1674 erschien, entnahm beispielsweise aktuellen Zeitungen eine politisch relevante aber relativ abstrakt formulierte Meldung, die dann durch umfangreiche Erläuterungen und Kommentare für den Laien verständlich gemacht wurde. Zeitschriften dienten zunächst also entweder der Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse oder der Verbreitung politischen Gedankenguts, gesellschaftliche und kulturelle Themen fanden erst später in sie Eingang.

Auch die Bezeichnung ›Zeitschrift‹ hat sich erst Mitte des 18. Jahrhunderts für die neue Publikationsform etabliert. Nach französischem Vorbild hießen Zeitschriften seit 1665 zunächst ›Journale‹, neben dem Übersetzungsversuch mit ›Tagebuch‹ wurde dann der Begriff ›Monatsschrift‹ verwendet, auch dann, wenn eine monatliche Erscheinungsweise nicht gegeben war. In den *Oeconomischen Nachrichten* von Peter von Hohenthal, die 1749-63 in Leipzig erschienen, sind die ersten Belege für die

---

<sup>39</sup> Erich Straßner: *Zeitschrift*. Grundlagen der Medienkommunikation, Band 3. Tübingen 1997. S. 4-6.

Verwendung des Begriffs ›Zeitschrift‹ nachzuweisen.<sup>40</sup> 1780 tauchte er dann wieder in der *Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste* auf und wurde 1788 im Werk *Bibliothek der besten deutschen Zeitschriften* erstmals als übergreifender Gattungsbegriff verwendet. Schon früh war bekannt, dass die Wahl eines Titels für eine Zeitschrift wichtig und charakteristisch ist, da mit ihm auf den ersten Blick Hinweise auf den Inhalt sowie auf Programm und Kontinuität des Blattes gegeben werden sollten. Zeitschriften des 18. Jahrhunderts hatten dementsprechend einprägsame Titel wie *Der Biedermann*, *Der Patriot* oder *Der Menschenfreund*.<sup>41</sup>

Der Aufstieg und die kontinuierliche Ausdifferenzierung publizistischer Märkte, darunter auch die Ausdifferenzierung des Zeitschriftenwesens und eines entsprechenden Kulturjournalismus, ist aber ein Phänomen vor allem des 19. Jahrhunderts. Erst mit den bürgerlichen und sozialen Umwälzungen dieses Zeitraums und mit der Entstehung eines lesekundigen, interessierten wie kritischen Publikums war es überhaupt möglich, eine übergreifende, massenmediale Öffentlichkeit zu etablieren.<sup>42</sup> Zugleich standen die Berichterstattungen über die öffentlichen Angelegenheiten und das Bedürfnis nach bürgerschaftlicher Mitsprache in einem engen Wechselverhältnis, wobei der Journalismus der angelsächsischen Länder in vielerlei Hinsicht als Vorreiter fungierte, da sich dort nicht nur die entsprechenden Freiheitsrechte wie die Presse- und Meinungsfreiheit weitaus früher entfalten konnten, sondern auch das Bewusstsein für eine von widerstreitenden Meinungen geprägte Öffentlichkeit als Grundlage für eine moderne Demokratie klarer ausgebildet war.<sup>43</sup>

In Deutschland lassen sich zwar, wie beschrieben, bereits Mitte des 18. Jahrhunderts Anfänge einer sich ausdifferenzierenden Zeitschriftenlandschaft nachweisen, doch sowohl die wissenschaftlichen und belehrenden als auch die politischen Publikationen der Aufklärung<sup>44</sup> erreichten nur eine sozial und kulturell homogene Leserschaft der gebildeten Stände, die Masse der Bevölkerung blieb als Publikum ausgeschlossen.<sup>45</sup> Im Vergleich dazu brachte das 19. Jahrhundert wichtige Innovatio-

---

<sup>40</sup> 1751 heißt es dort: »Das Vergnügen so wir ietzo empfinden, den dritten Band, Oeconom. Nachrichten, unsern Lesern vollständig in die Hände zu liefern, giebt uns sowohl die Anmuth, wirthschaftlicher Beschäftigung, als auch die Nutzbarkeit derer Zeit Schriften sehr reizend zu erkennen.« Zitiert nach Straßner (1997): *Zeitschrift*, S. 1. Im gleichen Text wird auch erstmals der Begriff ›periodisch‹ im Zusammenhang mit der Zeitschrift verwendet.

<sup>41</sup> Straßner (1997): *Zeitschrift*, S. 1-2. Zeitschriften dieses Zeitraums, die sich an ein weibliches Lesepublikum richteten, haben ebenfalls bezeichnende Titel wie *Akademie der Grazien*, *Für teutsche Mädchen* oder *Wochenblatt für's schöne Geschlecht*.

<sup>42</sup> Marcus M. Payk: *Der Geist der Demokratie. Intellektuelle Orientierungsversuche im Feuilleton der frühen Bundesrepublik: Karl Korn und Peter de Mendelssohn*. München 2008. S. 25.

<sup>43</sup> Payk (2008): *Der Geist der Demokratie*, S. 25-26.

<sup>44</sup> Als Beispiel seien hier genannt *Frankfurter gelehrte Anzeigen* (1736-1790), *Der Teutsche Merkur* (1773-1810), *Göttingisches Magazin der Wissenschaft und Litteratur* (1780-1785). Auch die Unterhaltungs- und Literaturblätter der Romantik und des Biedermeiers konnten nur ein eingeschränktes Publikum ansprechen, da bei diesen Zeitschriftentypen der belehrende und insbesondere moralisierende Charakter weiterhin dominierte.

<sup>45</sup> Clemens Zimmermann: »Die Zeitschrift – Medium der Moderne. Publikumszeitschriften im 20. Jahrhundert.« In: Clemens Zimmermann/Manfred Schmeling (Hrsg.): *Die Zeitschrift – Medium der Moderne. Le Presse magazine – un média de l'époque moderne. Deutschland und Frankreich im Vergleich*. Bielefeld 2006. S. 15-42, hier S. 16.

nen hervor, wobei die bedeutsamste Erfindung das Familienblatt war, das insbesondere über wichtige Ereignisse des Zeitgeschehens berichtete und dabei Momente des erzählten Stoffs durch erläuternde Zeichnungen unterstrich. Die Familienzeitschriften wandten sich dadurch schon an ein deutlich breiteres Publikum als die Journale der Aufklärungszeit.<sup>46</sup> Prototyp der Familienzeitschrift war die von Ernst Keil konzipierte *Gartenlaube* (1853-1944),<sup>47</sup> die erstmals eine Auflage von fast 400.000 Exemplaren erreichte und so den Übergang zur Massenkommunikation markierte. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts beschleunigte sich die Öffnung der Zeitschriften für eine breite Leserschaft erneut, was den endgültigen Durchbruch zur Erschließung des modernen Massenpublikums zur Folge hatte:

Angebotsstruktur, Inhalte, Formen und Ensembles alter Printmedien veränderten sich in einer Gesellschaft, in der neue politische, soziale und ökonomische Interessensgruppen entstanden und in der sich zugleich spezifische Orientierungs-, Informations- und Unterhaltungsbedürfnisse eines urbanen Publikums entwickelten, das wachsend mehrere Medien zur Auswahl hatte und diese Auswahl aktiv wahrnahm.<sup>48</sup>

Die Publikumszeitschriften der Jahrhundertwende deckten sowohl thematisch als auch hinsichtlich der sozialen Zugehörigkeit ihrer Leserschaft bereits ein breites Spektrum ab: Der Markt reichte von Qualitätszeitschriften wie *Westermanns Monatshefte* über politische und populärwissenschaftliche Zeitschriften, bis hin zu populären Magazinen. All diese neuen Typen verwiesen inhaltlich und als Ware sowohl auf die schnell wachsende Sphäre eines standardisierten, erlebnisorientierten Konsums als auch auf ausdifferenzierte Öffentlichkeits- und Handlungssphären.<sup>49</sup>

## 2.2 Der Zeitschriftentypus »Illustriertes Magazin«

### 2.2.1 Allgemeine Merkmale

In seinem wegweisenden Standardwerk *Die Grundlagen des deutschen Zeitschriftenwesens* weist Joachim Kirchner 1928 darauf hin, dass in der »deutschen Zeitschriftenliteratur der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts [...] das Kennwort Magazin das bei

---

<sup>46</sup> Zimmermann (2006): Die Zeitschrift, S. 21.

<sup>47</sup> *Die Gartenlaube* richtete sich an die ganze Familie, also auf Mutter, Vater und Kind, sie war also keine Zeitschrift für Hausfrauen, was eine breitere Themenauswahl bedeutete. Das Zielpublikum war darüber hinaus nicht auf eine bestimmte soziale Schicht beschränkt, auch Arbeiter- und Handwerkerfamilien war es, aufgrund des relativ geringen Preises, möglich, die Zeitschrift zu kaufen. Vgl. Dieter Barth: *Zeitschrift für Alle. Das Familienblatt im 19. Jahrhundert: ein sozialhistorischer Beitrag zur Massenpresse in Deutschland*. Münster 1974.

<sup>48</sup> Zimmermann (2006): Die Zeitschrift, S. 22.

<sup>49</sup> Zimmermann (2006): Die Zeitschrift, S. 22.

weitem häufigste [ist] und bis zum Jahre 1790 in etwa 160 Titeln der verschiedenartigsten Fachblätter nachweisbar.«<sup>50</sup> Und tatsächlich ist die Bezeichnung ›Magazin‹ während des 18. Jahrhunderts direkt aus England in das deutsche Zeitschriftenwesen eingegangen: Bekannte englische Magazine wie *The Gentleman's Magazine*, *The Guardian* oder *Tatler* wurden zunächst auszugsweise in deutsche Periodika übertragen, später dann vollständig in deutscher Übersetzung publiziert. Das Ziel dieser Übernahmen war eine Erweiterung des politischen, kulturellen und wissenschaftlichen Horizontes der Leserschaft auf eine möglichst leicht verständliche und unterhaltende Weise.<sup>51</sup> Die Zeitschriften, die in diesem Zeitraum als Magazine bezeichnet wurden, waren strukturell, formal und inhaltlich jedoch so heterogen, dass sie nicht mit den Illustrierten Magazinen der 1920er Jahre vergleichbar sind. Im Folgenden soll deshalb eine Wesensbestimmung der modernen Magazine vorgenommen werden, sodass die charakteristischen Merkmale für die spätere Analyse fruchtbar gemacht werden können.

Der Begriff ›Magazin‹ stammt aus dem Arabischen (mach[a]sin) und wurde im Italienischen zu ›magazzino‹, was soviel wie ›Lager‹ bzw. ›Vorratskammer‹ bedeutet. Publikumszeitschriften, die als Magazine bezeichnet werden, stellen also im übertragenen Sinne Warenlager und kleine Archive für verschiedenste publizistische Erzeugnisse dar. Franz Wolfgang Koebner, Herausgeber von *Das Magazin* verweist gemäß dieser Begriffsherkunft anlässlich der 100. Ausgabe seiner Zeitschrift auf seinen Anspruch »eine Vorratskammer aller möglicher Bilder, Zeichnungen und Geschichten zu schaffen, so verschiedenartig voneinander, so jeden Geschmack berücksichtigend, daß der Leser des Heftes immer wenigstens etwas finden muß, was ihn interessiert.«<sup>52</sup>

Abgesehen von dieser ersten begrifflichen Einordnung gibt es für die modernen Magazine der Weimarer Republik bisher keine eindeutige Begriffsdefinition: Wilhelm Neuhaus zählt sie schlicht zu den »Unterhaltungsblättern«,<sup>53</sup> Günter Kunert und Peter de Mendelssohn sprechen beim *Uhu* z.B. von »Zeitschrift«<sup>54</sup> oder »Zeitschriftentyp, zwischen Buch und illustrierter Zeitung stehend.«<sup>55</sup> Dennoch lassen sich grundlegende Gemeinsamkeiten in Form, Inhalt und Schreibstil feststellen, die eine übergreifende und kohärente Untersuchung erlauben. Zunächst müssen die Magazine von der übrigen illustrierten Presse der Weimarer Zeit abgegrenzt werden, wobei hier, wie bei allen medialen Gattungs- und Genrebestimmungen, die Grenzen oftmals fließend sind. Nach Diethart Kerbs lässt sich die illustrierte Presse der Zwischenkriegszeit in mindestens fünf verschiedene Genres unterteilen:

---

<sup>50</sup> Joachim Kirchner: *Die Grundlagen des deutschen Zeitschriftenwesens*. Teil I. Leipzig 1928. S. 126-127.

<sup>51</sup> Wilmont Haacke: *Publizistik und Gesellschaft*. Stuttgart 1970. S. 221-222.

<sup>52</sup> Franz Wolfgang Koebner: »Nr. 100!« In: *Das Magazin* 9/100, 1932/33, S. 18-25, hier S. 18.

<sup>53</sup> Wilhelm Neuhaus: »Unterhaltungsblätter (Magazine) in Deutschland und Amerika. Auszug aus einem Vortrage.« In: *Zeitung-Verlag* (Fachblatt für das gesamte Zeitungswesen, herausgegeben vom Verein deutscher Zeitungs-Verleger) 28/21, 1927, Sp. 1134.

<sup>54</sup> Günter Kunert: »Gemischte Gefühle zu einem Museumsstück. Beim Wiederlesen des Magazins UHU.« In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 32/28, 2. Februar 1980, Sp. 1.

<sup>55</sup> Peter de Mendelssohn: *Zeitungsstadt Berlin*. Berlin 1982. S. 318.

(1) Die eigentlichen *Illustrierten*, das heißt die illustrierten Wochenzeitungen, die mindestens ein Format von 27 x 37cm hatten, bestanden aus lose ineinander gelegten Bögen und verfügten über eine bebilderte Titelseite und mindestens 4 Bildseiten im Innenteil. Die mit Abstand erfolgreichste Illustrierte der Weimarer Republik war die im ›Ullstein-Verlag‹ publizierte *Berliner Illustrierte Zeitung* (1891-1945), die Anfang der 1930er Jahre eine Auflage von 2 Millionen Exemplaren verzeichnen konnte. Die *BIZ*,<sup>56</sup> die als erste deutsche Illustrierte überhaupt gilt, war aufgrund der Verwendung neuester Drucktechniken und billiger Papierherstellung mit 10 Pfennig vergleichsweise günstig und konnte deshalb auch von der Unter- und Arbeiterschicht erworben werden. Neu waren auch die Distributionswege der Zeitung: Die *BIZ* wurde nicht mehr hauptsächlich im Abonnement vertrieben, wie es bei den Zeitungen und Zeitschriften des 19. Jahrhunderts üblich war, sondern direkt in den Straßen, Bahnhofsbuchhandlungen und Trinkhallen verkauft, wodurch sie wiederum eine breitere Leserschaft erreichte.<sup>57</sup>

(2) Die *Literatur-* und *Kulturzeitschriften* hatten ein kleineres Format und einen größeren Umfang als die Illustrierten und erschienen wöchentlich, zweiwöchentlich oder monatlich. In der Regel waren diese Zeitschriften geheftet oder gebunden und um ein Vielfaches teurer als die illustrierten Wochenzeitungen. Trotz ihrer vergleichsweise geringen Auflage – mehr als 15000 Exemplare wurde auch zu den besten Zeiten nicht verkauft – zählt die *Weltbühne* (1918-1933) zu den einflussreichsten literarisch-politischen Zeitschriften der Weimarer Republik. Siegfried Jacobsohn gab die als reine Theaterzeitschrift angelegte *Schaubühne* seit September 1905 heraus, da sich aber, durch die Hinwendung zu literarischen, politischen und kulturellen Themen, nach und nach die konzeptionelle Ausrichtung des Blattes änderte, wurde sie 1918 in *Weltbühne* umbenannt. 1926 übernahmen Kurt Tucholsky und Carl von Ossietzky die Leitung der Zeitschrift und verliehen ihr mit ihrer radikal-aufklärerischen und oft polemischen Haltung ihre für die 1920er Jahre unverwechselbare Prägung.<sup>58</sup>

(3) Bei den *satirischen Blättern*, die sich in Format, Umfang und Aufmachung stark unterscheiden konnten, fanden sich im Hinblick auf Illustration nur selten Fotografien, dafür aber sehr häufig Zeichnungen und Karikaturen. Eine der bekanntesten Satire-Zeitschriften der Weimarer Republik war der *Simplicissimus*, der bereits 1896 gegründet wurde und vor dem Ersten Weltkrieg hauptsächlich auf die Politik der Wilhelminischen Ära zielte.<sup>59</sup> Zur Institution geworden war das Blatt vor allem aufgrund seiner Hauptzeichner Thomas Theodor Heine, Wilhelm Schulz und Eduard Thöny, die in den 1920er Jahren mit gewohntem Witz und Biss die deutsche Nachkriegsgesellschaft karikierten.<sup>60</sup>

---

<sup>56</sup> 1899 gründete der ›Verlag August Scherl‹, das größte Konkurrenzunternehmen des Ullstein-Verlags, die Illustrierte *Die Woche* als ›Gegengewicht‹ zur *BIZ* und führte das farbige Titelbild ein. *Die Woche* erreichte unter Chefredakteur Paul Dobert zeitweise eine Auflage von 600.000 Exemplaren, konnte sich damit aber nicht dauerhaft gegen die *BIZ* durchsetzen. Vgl. Ernst Bollinger: *Pressegeschichte II. 1840-1930 – Die goldenen Jahre der Massenpresse*. Freiburg 2002.

<sup>57</sup> Werner Faulstich: *Medienwandel im Industrie- und Massenzeitalter (1830-1900)*. Göttingen 2004. S. 73.

<sup>58</sup> Vgl. Friedhelm Greis/Stefanie Oswalt: *Aus Teuschland Deutschland machen. Ein politisches Lesebuch zur ›Weltbühne‹*. Berlin 2008. S. 13-18.

<sup>59</sup> Weitere populäre Satire-Zeitschriften waren der einst liberale, dann deutschnationale *Kladderadatsch* (1848-1944), die beiden kritischen Stützen der Republik *Ulk* (1872-1933) und *Der wahre Jakob* (1879-1933) und der KPD-nahe *Eulenspiegel* (1928-1932), später *Roter Pfeffer*.

<sup>60</sup> Vgl. Ursula E. Koch: »›Bestes Witzblatt der Welt‹ oder ›Ware von vorgestern‹? Der *Simplicissimus* in der Weimarer Republik.« In: Gertrud Maria Rösch (Hrsg.): *Simplicissimus – Glanz und Elend der Satire in Deutschland*. Regensburg 1996. S.126-148.

(4) *Frauen- und Modezeitschriften* gab es, den sozialen Unterschieden entsprechend, auf verschiedenen preislichen und ästhetischen Niveaus. So brachte beispielsweise der Ullstein-Verlag für die kleinbürgerliche Leserin das *Blatt der Hausfrau* und zeitgleich für die wohlhabende Konsumentin *Die Dame* heraus. Je nach Zielgruppe waren diese Zeitschriften eher praktisch ausgerichtet, beinhalteten also Kochrezepte, Schnittmuster oder Ähnliches, oder dienten der reinen Unterhaltung. Außerdem existierte, neben den eher aufs politische Zeitgeschehen ausgerichteten illustrierten Wochenbeilagen, eine große Anzahl von speziellen Frauen- und Modebeilagen zu Tageszeitungen.

(5) Die *Magazine* unterschieden sich im Preis und Umfang kaum von den Literatur- und Kulturzeitschriften, boten aber eine bunte Mischung von Texten und Abbildungen. Sie hatten meist mehrfarbige feste Umschläge und verwendeten auch im Innenteil verschiedene Papiersorten und Drucktechniken. Ihr handliches Format garantierte, im Vergleich zum Format der illustrierten Wochenzeitungen, einen einfachen Transport in Hand- oder Hosentaschen.<sup>61</sup>

Neben diesen formalen Merkmalen, die Kerbs für die Magazine anführt, ist eine Bestimmung inhaltlicher und stilistischer Charakteristika dieses Zeitschriftentypus für die spätere Analyse unerlässlich. Als erstes ist zu nennen, dass sich die Magazine implizit aber auch explizit in die Tradition der äußerst populären amerikanischen und englischen »Magazines« und ihrer Machart stellten. So bezeichnet Koebner seine Zeitschrift als »das erste deutsche »Magazine««,<sup>62</sup> und der spätere Herausgeber des *Querschnitt*, Hermann von Wedderkop, formuliert es bei der programmatischen Beschreibung seines Magazins wie folgt: »Der vollkommene Typus ist das amerikanische »Magazine«, dem Geist eines Volkes verpaßt, das eine deutlich empfindbare, starke und einfache Tendenz hat, dazu unbelastet ist.«<sup>63</sup> Wilhelm Neuhaus nennt in einem Vortrag, der 1927 im »Zeitungs-Verlag« erschienen ist, als wichtigsten Vorläufer der aktuell in Deutschland erscheinenden Illustrierten Magazine die amerikanische *Saturday Evening Post* (1821-1969),<sup>64</sup> deren Inhalt er zusammenfasst als

Novellen und nochmals Novellen, sog. »Schlafzeit-Erzählungen«, kurz und schmissig; Illustrationen; ein, zwei, ja auch drei Romane, kurze Erzählungen, Ehe-, Familien- und Verbrecher-Geschichten, Interessantes vom Film und Theater, eine Seite Humoresken, Sport (Boxen) usw.<sup>65</sup>

---

<sup>61</sup> Vgl. für diese Genre-Unterteilung Diethart Kerbs: »Die illustrierte Presse am Ende der Weimarer Republik.« In: Diethart Kerbs/Henrick Stahr (Hrsg.): *Berlin 1932 – Das letzte Jahr der ersten deutschen Republik. Politik, Symbole, Medien*. Berlin 1992. S. 68-89, hier S. 68-69.

<sup>62</sup> Franz Wolfgang Koebner: »Vorwort.« In: *Das Magazin* 1/1, 1924, S. I.

<sup>63</sup> Hermann von Wedderkop: »Standpunkt.« In: *Der Querschnitt* 3, 1923, S. 1-5, hier S. 1.

<sup>64</sup> Die *Saturday Evening Post*, ein monatlich erscheinendes Magazin, hatte in den 1920 Jahren eine Auflage von bis zu zwei Millionen Exemplaren und war damit zeitweise die auflagenstärkste Publikumszeitschrift und der wichtigste Werbeträger Amerikas. Ganze fünfzig Prozent des Umfangs standen der Werbung zur Verfügung, durch die hohen Werbeeinnahmen konnte sich das Blatt wiederum die bekanntesten Schriftsteller der Zeit leisten, wie F. Scott Fitzgerald, John Steinbeck oder Ray Bradbury. Vgl. Neuhaus (1927): Unterhaltungsblätter, Sp. 1059-1062.

<sup>65</sup> Neuhaus (1927): Unterhaltungsblätter, Sp. 1060.

Als wichtigsten deutschen Vorläufer nennt Neuhaus die Monatsschrift *Über Land und Meer* (1858-1923), die sich 1906 in einer Abonnementseinladung selbst als Zeitschrift bezeichnet, die dem Leser

neben großen Romanen und Novellen unserer bedeutendsten Autoren und umfassenden Aufsätzen aus allen Gebieten des modernen Wissens auch eine Fülle kürzerer anregender Lektüre [bietet] [...], während ihm eine große Zahl von Zeichnungen und photographischen Aufnahmen außerdem noch die Ereignisse des vergangenen Monats im Bilde vorführt.<sup>66</sup>

Aus dieser Charakterisierung der *Saturday Evening Post* und *Über Land und Meer* geht eindeutig hervor, welches inhaltliche Programm sich die Illustrierten Magazine zum Vorbild nahmen: Sie wollten sich nicht auf literarische Unterhaltung und Bildung beschränken, wie dies bei den in der Weimarer Republik ebenfalls äußerst populären literarischen Zeitschriften<sup>67</sup> der Fall war, sondern monatsaktuelle Themen aus verschiedenen Wissensgebieten behandeln und eine kaleidoskopische Mischung von Texten und Illustrationen bieten.<sup>68</sup> Hier ist wichtig anzumerken, dass die Aktualität für Zeitschriften im Allgemeinen aber auch für Magazine im Besonderen nur eine relative Bedeutung besaß. Behandelt wurden zwar auch immer Fragen der Gegenwart, es erfolgte aber meist eine Betrachtung der Geschehnisse unter bestimmten Gesichtspunkten und die behandelten Themen wurden nicht nur neutral wiedergegeben, wie es beispielsweise in der Zeitung der Fall war, sondern kommentiert und bewertet. Ziel war somit, den Dingen auf den Grund zu gehen, während die Zeitung weitgehend an der Oberfläche bleiben musste.<sup>69</sup> Dieses Streben der Zeitschriften nach Vertiefung und Eindringlichkeit fasst der *Kunstwart* 1931/32 treffend zusammen:

Arbeiten im Sinne der Besinnung, der Sichtung und Sammlung, der Verantwortlichkeit des Geisteslebens [...]. Die Zeitschrift wird ein Ort des Sammelns bleiben, der Mitte und Vermittlung, des Gespräches, der geistigen Begegnung, der ordnenden und formenden Überschau über die Zeit. Nicht die Aktualität des Tages ist ihre Sache, sondern die Aktualisierung der Zeitkräfte im Sinne der Zusammen- und Mitarbeit an der gemeinsamen Sache.<sup>70</sup>

Auch Walter Benjamin betont 1922 die kaleidoskopische Ausrichtung der Magazine und fordert, dass es die »wahre Bestimmung einer Zeitschrift [sei], den Geist

---

<sup>66</sup> Auszug aus einer Abonnementseinladung der Schrift *Über Land und Meer* von 1906. Zitiert nach Neuhaus (1927): *Unterhaltungsblätter*, Sp. 1135.

<sup>67</sup> Wichtige literarische Zeitschriften der Weimarer Republik waren neben der *Weltbühne* unter anderem *Die Aktion* (1911-1932), *Die literarische Welt* (1925-1933) und *Der Sturm* (1910-1932).

<sup>68</sup> Sophie von Stackelberg: »Illustrierte Magazine als Zeitschriftentyp und historische Quelle. Der ›Uhu‹ als Beispiel.« In: Diethart Kerbs/Walter Uka (Hrsg.): *Fotografie und Bildpublizistik in der Weimarer Republik*. Bönen 2004. S. 133-150, hier S. 136.

<sup>69</sup> Erich Straßner: »Kommunikative Aufgaben und Leistungen der Zeitschrift.« In: Joachim-Felix Leonhardt (Hrsg.): *Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen*. Berlin 1999. S. 852-863, hier S. 856.

<sup>70</sup> Zitiert nach Straßner (1997): *Zeitschrift*, S. 11.

ihrer Epoche zu bekunden.«<sup>71</sup> Die Illustrierten Magazine unterschieden sich dadurch auch wesentlich von den Illustrierten, da sich diese vor allem als wöchentliche Zeitchronik verstanden. Gemäß diesem Anspruch der Magazine, wichtige Themen des Zeitgeschehens aufzugreifen und zu kommentieren, ist der Stil, in dem die Artikel überwiegend verfasst sind, als feuilletonistisch zu bezeichnen. Im engeren Sinne war das Feuilleton eine französische Erfindung, da es im Pariser *Journal des Débates* um 1800 erstmals als Bestandteil einer Tageszeitung eingeführt wurde. Zunächst noch als gesondertes Blatt beigelegt, dann durch einen Strich vom übrigen Druckbogen abgesetzt, beinhaltete es zu Beginn insbesondere Anzeigen, Kuriositäten und Theaterkritiken und unterschied sich vom »seriösen« Zeitungstext vor allem durch einen subjektiven, essayistisch-anekdotischen und stark personalisierten Schreibstil.<sup>72</sup> Seine Blütezeit erlebte das Feuilleton in den 1920er Jahren, wo es sich insbesondere durch literarische Äußerungen mit dem Anspruch auf zeitlose Geltung und materialistisch und metaphysisch ausgerichtete Gegenwartsanalysen<sup>73</sup> auszeichnete. Das Feuilleton dieser Zeit wollte ebenso tagesaktuell wie kurzweilig sein, zeitgleich amüsant und tiefgreifend, ohne Scheu vor den »großen Fragen«, die über den Tag hinauswiesen. Im Zuge dessen wurde mit dem modernen Flaneur ein skeptischer Betrachter der Zeitgeschehnisse entworfen und bekannte Feuilletonisten wie Alfred Polger, Siegfried Kracauer oder Joseph Roth setzten in ihren Kritiken, Glossen und Miniaturen jene kulturellen Themen, die am nächsten Tag die Gespräche bestimmten.<sup>74</sup>

Obwohl die Magazine nicht als Feuilleton<sup>75</sup> in engeren Sinne bezeichnet werden können, da sie ein selbstständiges Publikationsorgan sind und kein Ressort der Zeitung, kann ihnen einerseits aufgrund der literarischen, einer Plauderei ähnlichen,

---

<sup>71</sup> Walter Benjamin: »Ankündigung der Zeitschrift »Angelus Novus.« In: Ders.: *Gesammelte Schriften*, hg. v. Rolf Tiedemann/Hermann Schweppenhäuser. Band II. Frankfurt am Main 1977. S. 241-246, hier S. 241 und Ralph Reiner Wuthenow: »Literaturkritik, Tradition und Politik.« In: Wolfgang Rothe/Alexander von Bormann (Hrsg.): *Die deutsche Literatur der Weimarer Republik*. Stuttgart 1974. S. 434-457, hier S. 437.

<sup>72</sup> Payk (2008): *Der Geist der Demokratie*, S. 26.

<sup>73</sup> Michael Bienert: *Die eingebildete Metropole: Berlin im Feuilleton der Weimarer Republik*. Stuttgart 1992. S. 18.

<sup>74</sup> Payk (2008): *Der Geist der Demokratie*, S. 32-33.

<sup>75</sup> Vgl. weiterführend für die Feuilletonforschung im Allgemeinen: Gustav Frank et.al.: »Kultur – Zeit – Schrift. Literatur- und Kulturzeitschriften als »kleine Archive.« In: *IASL* 34/2, 2009, S. 1-45; Gustav Frank/Stefan Scherer: »Zeit-Texte. Zur Funktionsgeschichte und zum generischen Ort des Feuilletons.« In: *Zeitschrift für Germanistik* XXII/3, 2012; Wilmont Haacke: *Handbuch des Feuilletons*. Band 1-3. Emsdetten 1951-53; Kai Kauffmann (Hrsg.): *Die lange Geschichte der Kleinen Form. Beiträge zur Feuilletonforschung*. Berlin 2000; Wolfram Nitsch (Hrsg.): *Vom Flugblatt zum Feuilleton. Mediengebrauch und ästhetische Anthropologie in historischer Perspektive*. Tübingen 2002; Günter Osterle: »Unter dem Strich. Skizze einer Kulturpoetik des Feuilletons im neunzehnten Jahrhundert.« In: Jürgen Barkhoff et.al. (Hrsg.): *Das schwierige 19. Jahrhundert*. Germanistische Tagung zum 65. Geburtstag von Eda Sagarra im August 1998. Tübingen 2000. S. 229-250; Thomas Steinfeld (Hrsg.): *Was vom Tage bleibt: das Feuilleton und die Zukunft der kritischen Öffentlichkeit in Deutschland*. Frankfurt am Main 2004. Und für die Feuilletonforschung in der Weimarer Republik im Besonderen: Christian Jäger/Erhard Schütz: *Städtebilder zwischen Literatur und Journalismus: Wien, Berlin und das Feuilleton der Weimarer Republik*. Wiesbaden 1999; Milena Jesenská: *Alles ist Leben. Feuilletons und Reportagen 1919 – 1939*. Frankfurt am Main 1996; Barbara Wildenhahn: *Feuilleton zwischen den Kriegen. Die Form der Kritik und ihre Theorie*. München 2008.

oft humorvollen aber auch eloquenten Schreibweise innerhalb der Artikel und andererseits aufgrund der Art der Themenbearbeitung, bei der charakteristischerweise eine kleine Episode aus dem Weltgeschehen aufgegriffen, einer subjektiven Betrachtung unterzogen und in den allgemeinen Kontext des Zeitgeschehens eingebunden wird, durchaus ein feuilletonistischer Stil zugeschrieben werden.<sup>76</sup> Wilmont Haacke führt den feuilletonistischen Stil der Magazine auf ihr Streben nach Universalität und Unbegrenztheit zurück:

In seiner höchsten Entwicklung hingegen erscheint das Magazin universal. Es wirkt »unbegrenzt«. Aus sämtlichen erfaßbaren Lebensbereichen will es unterrichten. Um dies zu schaffen, sucht es sich seinen besonderen Stil. Sein Wunsch, an das Menschliche im Menschen zu appellieren, führt es – äußerlich gesehen – zur Illustrierung, von innen her genommen zur Feuilletonisierung.<sup>77</sup>

Hermann von Wedderkop betont zwar in seiner Antrittsrede beim *Querschnitt*, dass er sich mit seinem Magazin ausdrücklich von den zeitgenössischen Zeitschriften unterscheiden möchte, da sie für ihn »zerstückeltes Buch oder sublimiertes Feuilleton«<sup>78</sup> bedeuten und somit »ranzig, verfilzt, ausgelaugt«<sup>79</sup> sind, doch gerade im *Querschnitt* lässt sich der typisch feuilletonistische Stil nachweisen, wie die späteren Analysen noch zeigen werden.

## 2.2.2 Bildjournalismus

Obwohl in illustrierten Zeitungen und Zeitschriften auch Zeichnungen und Karikaturen nach wie vor eine herausragende Rolle spielten, war die Entstehung des modernen Bildjournalismus und des Genres »Pressefotografie« in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts untrennbar mit der Entwicklung und Verfeinerung der fotografischen Technik verbunden. Die Pressefotografie<sup>80</sup> war zwar bereits im Kaiserreich um 1900 sowohl gestalterisch als auch technisch auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit, was noch fehlte, waren jedoch die uneingeschränkte Pressefreiheit und vor allem eine Technik, die einen besseren, schnelleren und kostengünstigeren Druck von Bildern in Zeitungen und Zeitschriften ermöglichte. Da beides in der ersten Hälfte der 1920er Jahre zur Realisation kam, ist die Weimarer Republik die

---

<sup>76</sup> Stackelberg (2004): *Illustrierte Magazine*, S. 138.

<sup>77</sup> Haacke (1970): *Publizistik und Gesellschaft*, S. 228.

<sup>78</sup> Von Wedderkop (1923): *Standpunkt*, S.1.

<sup>79</sup> Von Wedderkop (1923), *Standpunkt*, S.1.

<sup>80</sup> Zeitschriften, die die Reproduktion von Illustrationen noch vor der Entwicklung des fotografischen Verfahrens forcierten, gab es in Europa bereits Mitte des 19. Jahrhunderts: 1830 erschien in London das *Penny Magazine*, zwölf Jahre später die *Illustrated London News*. 1843 wurden die *L'Illustration* in Paris und die *Illustrierte Zeitung* in Leipzig gegründet. Die in diesen Publikationen verwendete Reproduktionstechnik war die Xylographie, also ein Holzschnittverfahren, das sowohl zeitaufwendig als auch kostspielig war. Vgl. Ute Esklidsen: *Fotografie in deutschen Zeitschriften 1924-1933. Eine Ausstellung des Instituts für Auslandsbeziehungen*. Stuttgart 1982. S. 5.

erste Epoche der deutschen Geschichte, in der der Bildjournalismus seine volle Wirkung entfalten konnte.<sup>81</sup> Das fotografische Verfahren – beschrieben hatte das Prinzip der »Camera obscura«, bei dem Lichtstrahlen durch ein Loch fallen und auf einer dahinter liegenden Fläche das Abbild der angestrahlten Objekte erzeugen, bereits Aristoteles – wurde Anfang des 19. Jahrhunderts immer weiter entwickelt, bis das neue Medium 1839 schließlich dem Pariser Parlament vorgestellt und damit dem öffentlichen Gebrauch zugänglich gemacht wurde.<sup>82</sup> Bis Fotografien direkt für den Zeitungs- und Zeitschriftendruck verwendet werden konnten, mussten aber noch größere technische Probleme überwunden werden, da es zunächst nur möglich war, sie als einfache Vorlagen für die traditionellen Holzschnitte einzusetzen. Mitte der 1850er Jahre wurde dann ein Verfahren entwickelt, das es ermöglichte, die Bilder fotografischer Glasnegative direkt auf Holzplatten zu kopieren und danach auszustechen, wodurch zwar eine viel größere Bildqualität erreicht werden konnte, der Zeitaufwand bei der Herstellung aufgrund des Detailreichtums der Vorlage aber noch erhöht wurde.<sup>83</sup> Die ersten reportageähnlichen Fotografien dieses Zeitraums, die den

Krim-Krieg zum Gegenstand hatten, verkaufte der englische Anwalt Roger Fenton 1855 an illustrierte Zeitungen, die Originale wurden zudem in Londoner Museen ausgestellt.<sup>84</sup> In Deutschland wurde 1864 der Deutsch-Dänische Krieg von Heinrich Graf und Adolph Halwas zur fotografischen Reportage genutzt, außerdem gelten Friedrich Brandts Fotos von der Erstürmung der Düppeler Schanze als erste deutsche Reportage-Fotos.<sup>85</sup> Neben Kriegs- und Manöverfotografien waren es vor allem Reiseaufnahmen und Porträts prominenter Menschen, die Ende des 19. Jahrhunderts mithilfe des neuen Verfahrens der Photo-Xylographie in Zeitungen abgedruckt wurden.<sup>86</sup> Darüber hinaus gehörten zu den klassischen Fotomotiven die typischen Sensationsmuster von Katastrophen, Errungenschaften aus Technik, Sport und Verkehr und Panoramaansichten vom Großstadtleben. Vereinzelt fand auch

---

<sup>81</sup> Diethart Kerbs/Walter Uka: »Vorwort.« In: Dies. (Hrsg.): *Fotografie und Bildpublizistik in der Weimarer Republik*. Bönen 2004. S. 7-10, hier S. 7.

<sup>82</sup> Da in diesem Kapitel der Bildjournalismus und nicht die Fotografie an sich im Fokus stehen soll, wird die Geschichte des fotografischen Verfahrens nur dann in den Blick genommen, wenn sie für die Argumentation relevant erscheint. Siehe zu diesem Thema weiterführend u.a.: Wolfgang Kemp: *Geschichte der Fotografie. Von Daguerre bis Gursky*. München 2011; Michel Frizot (Hrsg.): *Neue Geschichte der Fotografie*. Köln 1998; Rolf Sachsse: *Fotografie. Vom technischen Bildmittel zur Krise der Repräsentation*. Köln 2003; Herta Wolf (Hrsg.): *Diskurse der Fotografie*. Frankfurt am Main 2007.

<sup>83</sup> Konrad Dussel: *Pressebilder in der Weimarer Republik: Entgrenzung der Information*. Berlin 2012. S. 23.

<sup>84</sup> Wie aufwendig Fotoreportagen zum damaligen Zeitpunkt noch waren, wird schon an Fentons benötigtem Equipment deutlich. So bestand dieses unter anderem aus 700 Glasplatten von der Größe 30x40cm. Jede Platte musste kurz vor der Aufnahme in der fahrbaren Dunkelkammer mit der fotochemischen Schicht überzogen werden, anschließend wurde die nasse Platte sofort belichtet und entwickelt. Aufgrund der langen Belichtungszeiten von drei bis zwanzig Sekunden war Fenton gezwungen, Aufnahmesituationen mit Personen nachzustellen. Vgl. Olaf Kunde: *Geschichte des modernen Fotojournalismus: Ursprünge und Entwicklung 1850-1990*. Hamburg 2014. S. 18.

<sup>85</sup> Vgl. Kunde (2014): *Geschichte des modernen Fotojournalismus*, S. 18.

<sup>86</sup> Vgl. Astrid Deilmann: *Bild und Bildung. Fotografische Wissenschafts- und Technikberichterstattung in populären Illustrierten der Weimarer Republik*. Osnabrück 2004. S. 90-91.

die künstlerisch ambitionierte Fotografie, die die Serie eigentlich ablehnte, Verwendung: Beispielhaft gilt hierfür die Reportage, die von Aura Hertwig für *Die Woche* zusammengestellt wurde und einen Besuch bei Gerhart Hauptmann thematisierte.<sup>87</sup>

Um 1880 entwickelte schließlich der Münchener Unternehmer und Kupferstecher Georg Meisenbach die Technik der Autotypie,<sup>88</sup> die eine enorme Zeit- und Geldersparnis bei der Verarbeitung von Pressefotografien bedeutete und damit den massenhaften Abdruck von ebendiesen in Zeitungen und Zeitschriften ermöglichte. Daneben war die wichtigste technische Voraussetzung für die Erhöhung der Auflage von illustrierten Zeitungen und Zeitschriften der ab 1814 zunehmende Einsatz der sogenannten Schnellpresse, mit der nun pro Stunde bis zu 1100 Bogen einseitig bedruckt werden konnten. Ab 1823 wurden Doppeldruckmaschinen eingesetzt, die es ermöglichten, Vorder- und Rückseite des Papiers in einem Arbeitsgang zu bedrucken.<sup>89</sup> Zudem änderte sich nach dem Ersten Weltkrieg<sup>90</sup> durch zwei neue Kamertypen die fotografische Bildsprache: 1925 kam die Leica auf den Markt, eine Kleinbildkamera, die schnell und einfach zu bedienen, und durch ihre Größe um

---

<sup>87</sup> Robert Lebeck/Bodo von Dewitz (Hrsg.): *Kiosk – Eine Geschichte der Fotoreportage (1843-1973)*. Göttingen 2001. S. 64.

<sup>88</sup> Die von Blasius Höfel 1840 entwickelte Ätztechnik von Zinkplatten wurde dabei mit William Henry Fox Talbots Idee der Auflösung fotografischer Halbtöne durch Rasterung kombiniert. Meisenbach verwendete außerdem bei der Reproaufnahme das Linienraster in der Kreuzlage, wodurch nach dem Ätzvorgang ein Netz von Rasterpunkten entstand, die eine erheblich bessere Auflösung der Graustufen und damit eine schärfere Wiedergabe der Fotografie bewirkte. Die erste Illustrierte, die eine mithilfe der Autotypie gedruckte Abbildung veröffentlichte, war der paradigmatische Vorreiter der illustrierten Massenpresse in Deutschland, die *Leipziger Illustrierte Zeitung*. Sie zeigte 1884 zwei Aufnahmen eines Manövers bei Homburg, die Ottomar Anschütz, Pionier der Serienfotografie und Kinematografie, fotografiert hatte. Vgl. Susanne Lachenicht: »Die neue Visualität der Zeitschrift im frühen 20. Jahrhundert und die *culture de masse*.« In: Clemens Zimmermann/Manfred Schmeling (Hrsg.): *Die Zeitschrift – Medium der Moderne. Deutschland und Frankreich im Vergleich*. Bielefeld 2006. S. 63-84, hier S. 70 und Deilmann (2004): *Bild und Bildung*, S. 91.

<sup>89</sup> Lachenicht (2006): *Die neue Visualität*, S. 68. 1866 wurde in Paris dann die erste Rotationspresse benutzt, mit der es nun möglich war, 20.000 Exemplare einer Nummer pro Stunde zu drucken, zu schneiden und zu falten. Probleme bereitete dabei jedoch die Reproduktion von Bildern, da die Klischeeplatte nicht auf die Rundung des Rotationsdruckzylinders gebogen werden konnte, ohne dass dabei die Struktur des Klischees zerstört wurde. Illustrierte Zeitschriften wurden bis Mitte der 1870er Jahre daher nach wie vor in der traditionellen Flachdrucktechnik hergestellt, bis die Augsburger Maschinenfabrik 1879 die erste Rotationsmaschine für den Illustrationsdruck baute. Nach der Jahrhundertwende war die Technik der Autotypie in Kombination mit der Illustrations-Rotationsmaschine schließlich so ausgereift, dass die Auflage von illustrierten Zeitschriften erheblich gesteigert werden konnte. Als bei Ullstein 1902 die erste Komplett-Rotationsmaschine in Betrieb genommen wurde, schaffte man es, eine 16-seitige Nummer in einem Druckvorgang – einschließlich der Bildseiten – zu produzieren. Für die Herstellung einer einzigen Nummer desselben Blattes waren zuvor noch fünf Schnellpressen notwendig gewesen. Ebd. S. 69-70.

<sup>90</sup> Während des Ersten Weltkriegs blieb die Technik der Fotografen weitgehend konventionell: Schwere Kameras, der Gebrauch von Glasnegativen und das Arbeiten mit Stativen reglementierte noch oft den Einsatz der Fotografie. Hinzu kam, dass Fotografen zunächst gar nicht, später nur vereinzelt auf dem Kriegsschauplatz zugelassen waren und für alle Kriegsparteien grundsätzlich die Einhaltung strenger Zensurvorschriften galten. Vgl. Lebeck/Dewitz (2001): *Kiosk*, S. 94.

einiges handlicher und mobiler war. Neu war hier auch, dass ein Film für 36 Aufnahmen reichte. Bei der ein Jahr zuvor präsentierten Ermanox musste zwar für jedes Bild nach wie vor eine neue Platte eingelegt werden, dafür war ihr Objektiv das lichtstärkste weltweit, sodass sich damit auch in schwach beleuchteten Räumen ohne Blitzlicht fotografieren ließ. Da »Fotograf« in den 1920er Jahren ohnehin noch kein etablierter Beruf war, waren die meisten Pressefotografen der Weimarer Republik Autodidakten, die aus den verschiedensten, meist intellektuellen Berufsfeldern zur Fotografie gewechselt bzw. neben ihrem eigentlichen Beruf fotografiert haben.<sup>91</sup> So waren Walter Bosshard und Tim Gidal ursprünglich Hochschullehrer, Alfred Eisenstaedt Kurzwarenhändler und Dr. Erich Salomon, der vielfach als Pionier des modernen Fotojournalismus bezeichnet wird,<sup>92</sup> Jurist. Was die neuen Fotojournalisten von den alten Bildreportern unterschied, war jedoch nicht nur die Technik, die ihnen nun zur Verfügung stand, sondern vor allem ihr Interesse an den Hintergründen der aktuellen Ereignisse und an den »Zwischentönen des Lebens«,<sup>93</sup> wodurch in dieser Zeit das klassische Reportage-Foto entstand, das dieses Genre bis heute prägt:<sup>94</sup>

In großen Illustrierten schaut man zu diesem Zeitpunkt »hinter die Kulissen, »belauscht Politiker«, blickt in ferne Länder – alles ist fotografierbar geworden. Die Fotografen entdecken neue Blickpunkte an bekannten Dingen, und man erwartet von ihnen neue Betrachtungsweisen des gesellschaftlichen und politischen Lebens.<sup>95</sup>

In der Weimarer Zeit erreichten die großen Fotoreportagen der *Leipziger Illustrierten Zeitung*, der *Berliner Illustrierten Zeitung*, der *Woche* und vieler anderer Zeitungen und Zeitschriften Millionen von Lesern. Vor allem Dr. Erich Salomons Hintergrundreportagen von politischen Konferenzen<sup>96</sup> waren äußerst begehrt, da er, genauso wie

<sup>91</sup> Freddy Langer: »Fotojournalismus: Die Welt im Bild.« In: *GEO Epoche – Die Weimarer Republik. Drama und Magie der ersten deutschen Demokratie* 27, 2008, S. 76-87, hier S. 83.

<sup>92</sup> Tatsächlich war Salomon einer der ersten, der prominente Personen und insbesondere Politiker abseits von öffentlichen Presseterminen in »ungestellten« und unkonventionellen Posen fotografierte und somit vermeintlich authentische Aufnahmen von ihnen lieferte. 1931 erschien sein Bildband *Berühmte Zeitgenossen in unbewachten Augenblicken*, der unter anderem ungekünstelte Porträts von Thomas Mann, Albert Einstein, Max Liebermann und Paul von Hindenburg enthielt und ihn endgültig berühmt machte. Vgl. Erich Salomon: *Berühmte Zeitgenossen in unbewachten Augenblicken*. Stuttgart 1931.

<sup>93</sup> Langer (2008): Fotojournalismus, S. 83.

<sup>94</sup> Freddy Langer bringt es wie folgt auf den Punkt: »Als ab 1924 erstmals kleine und lichtstarke Kameras auf den Markt kommen, bedeutet dies eine Revolution der Fotografie: Dank der neuen Apparate lassen sich schnelle, ungestellte Aufnahmen machen. Mit der Technik ändert sich auch der Journalismus – Fotoreporter dringen nun bis in die Hinterzimmer der Politiker vor. Und in den Illustrierten beginnen die Grafiker mit den Bildern zu experimentieren, spielen Wörter häufig nur noch eine Nebenrolle.« Langer (2008): Fotojournalismus, S. 76.

<sup>95</sup> Esklidsen (1982): Fotografie in deutschen Zeitschriften, S. 12.

<sup>96</sup> Siehe hierzu beispielsweise den Artikel »Ohne Pose« von Dr. Erich Salomon, der im Januar 1929 im *Uhu* erschienen ist. Der Artikel, der vordergründig großformatige Aufnahmen von politischen Festabenden, Banketten, und Sitzungen zeigt, ist mit einem Text von Salomon unterlegt, in dem er über die abgelichteten Politiker einerseits und über seinen Beruf als »Hintergrundreporter« andererseits reflektiert. Vgl. Erich Salomon: »Ohne Pose. Wenn die Großen nicht wissen, daß sie photographiert werden.« In: *Uhu* 5/4, 1928/29, S. 10-14.

viele seiner Kollegen, nicht nur die Fotos lieferte, sondern auch die Bildunterschriften und Begleittexte meist selbst schrieb und den Artikeln damit seine eigene Handschrift verlieh. Fotografie und Autotypie veränderten jedoch nicht nur in quantitativer Hinsicht die Visualität der Zeitschriften,<sup>97</sup> auch im Hinblick auf Layout und Inhalt vollzog sich ein grundlegender Wandel. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts war das Bildmaterial in Zeitungen und Zeitschriften üblicherweise im Kleinformat in die Textspalten integriert, um die Jahrhundertwende wurden dann zunehmend großformatige Aufnahmen, Panoramabilder und Fotocollagen inseriert.<sup>98</sup>

Weitere Erzählmuster der modernen Fotoreportage, die in diesem Zeitraum erstmals realisiert wurden, waren die Bildanordnung als Kaleidoskop, das flächendeckende Einzelbild und die Abfolge des ›Vorher/Nachher‹, auch die Möglichkeiten der erzählenden, chronologischen oder thematischen Bildorganisation fanden Anwendung.<sup>99</sup> Doch nicht nur im Innenteil der Zeitschriften änderte sich das Layout: Die *Leipziger Illustrierte Zeitung* publizierte 1891 erstmals eine Porträtaufnahme im Autotypie-Druck auf der Titelseite und prägte damit »das ›Gesicht‹ des Zeitschriftentypus Illustrierte [...], das Vorbild für alle nachfolgenden illustrierten Blätter (in Deutschland) werden sollte.«<sup>100</sup> Einen wesentlichen Grund dafür, warum der Text in Zeitungen und Zeitschriften sukzessive vom Bild verdrängt wurde, skizziert Franz Bauer 1929 in seinem viel zitierten Handbuch:

Das Bild sagt uns oft mehr, als ein langer Artikel, der nur widerstrebend verdaut wird. Für weite Kreise des Volkes ist das Kino die einzige geistige Nahrung, sie werden mit einer Unsumme von Bildern überfüttert und entwöhnen sich immer mehr des Lesens. Es wird auch der Sprache nicht immer leicht, durch Schrift packende Darstellungen in gleicher Weise wie durch das Bild zu

---

<sup>97</sup> Für die Redaktionen waren die Wege der Bildbeschaffung vielfältig, eine Möglichkeit führte aber schon früh über die Bildagenturen, von denen die ersten europäischen in den 1890er Jahren entstanden waren. Die erste deutsche Bildagentur, die durch ihre herausragenden Arbeiten schnell bekannt wurde, war ›Zander & Labisch, Berlin‹, bei der beispielsweise Waldemar Titzenthaler als Fotograf angestellt war, der als einer der ersten Werbefotografen der Weimarer Republik gilt und viele Jahre für die *BIZ* und *Die Dame* tätig war. 1900 traten die drei Amateurfotografen Karl Ferdinand Delius, Martin Gordan und Heinrich Sanden zu der ›Berliner Illustrations-Gesellschaft‹ zusammen, um den anwachsenden Verlagsmarkt mit Bildmaterial zu beliefern, 1908 kam es dann zur Gründung der ersten Berufsvereinigung, dem ›Verband Deutscher Illustrationsfotografen e.V.‹, unter der Leitung Philip Kesters. Nach dem Ersten Weltkrieg eröffneten rund 50 neue Agenturen, die aber neben den größeren, zumeist amerikanischen Bilderdiensten, die sich ab 1919 in Berlin niedergelassen hatten, nur schwer mithalten konnten. Die Illustrierten selbst stellten kaum Fotografen ein, da es finanziell zu aufwendig war, eigene Bildreporter, besonders auch international, fotografieren zu lassen. Vgl. Esklidsen (1982): *Fotografie in deutschen Zeitschriften*, S. 5-6 und Deilmann (2004): *Bild und Bildung*, S. 95.

<sup>98</sup> Lachenicht (2006): *Die neue Visualität*, S. 75-76. Dass diese neue Visualität nicht in jede Zeitschrift gleich schnell Eingang fand, wird an der Bildpräsentation von *Über Land und Meer* deutlich: Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein bestanden dort die Illustrationen aus Reproduktionen von Gemälden und Zeichnungen, die in althergebrachter Form in die Textspalten integriert waren.

<sup>99</sup> Lebeck/Dewitz (2001): *Kiosk*, S. 42.

<sup>100</sup> Bernd Weise: »Pressefotografie I. Die Anfänge in Deutschland, ausgehend von einer Kritik bisheriger Forschungsansätze«. In: *Fotogeschichte. Beiträge zur Geschichte und Ästhetik der Fotografie* 9/31, 1989, S. 15-40, hier S. 19-23.

bringen. Wir sehen überall ein Vordringen des Bildes gegenüber der schriftlichen Mitteilung.<sup>101</sup>

Der Erfolg der illustrierten Zeitungen, Zeitschriften und Magazine nach der Überwindung der Hyperinflation im Jahre 1923 – im Vergleich zu ungebildeten Pressezeugnissen wiesen diese wie dargelegt viel höhere und stetig steigende Verkaufszahlen auf – lässt demnach auf ein besonderes Bedürfnis der damaligen Leser nach Bildern und insbesondere Fotografien schließen. Bereits das zeitgenössische Pressewesen war sich darüber im Klaren, dass der eigene Erfolg vor allem den herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen geschuldet war. Kurt Korff, Chefredakteur der *Berliner Illustrierten Zeitung*, befand 1927, dass die veränderte Einstellung des Publikums zum Leben der Entwicklung der Illustrierten zu Gute käme, da

[i]n dem Maße, in dem das Leben unruhiger wurde, in dem Maße, in dem der einzelne weniger bereit war, in stiller Behaglichkeit eine Zeitschrift zu durchblättern, in dem gleichen Maße war es notwendig eine schärfere, prägnantere Form der bildlichen Darstellung zu finden, die die Wirkung auf den Leser auch dann nicht verfehlte, wenn er Seite für Seite nur flüchtig durchsah.<sup>102</sup>

Korffs Konzept war somit die konsequente Reaktion auf das neue Tempo, die neue Dynamik der Zeit und auf die Flut von Eindrücken, mit denen die Menschen der 1920er Jahre konfrontiert waren. Die Bezeichnungen ›Tempo‹ und ›Dynamik‹ konnten dabei durchaus wörtlich genommen werden als Beschreibung für die Beschleunigung aller Lebensvorgänge, die dem Leser mehr Effizienz abverlangte und damit die kürzeste und prägnanteste Form der Darstellung forcierte. So konstatiert Helmut Rathert 1933 in seiner Dissertation zur Zeitungssillustration, dass die Zeitung nicht mehr gemütlich am Familientisch gelesen werde, »sondern nebenher, auf der Straße, in der Bahn [...], auf jeden Fall muß sie schnell unterrichten. Und ein deutliches Bild mit wenigen Zeilen Unterschrift ermöglicht oft eine bedeutend schnellere und klarere Aufnahme als eine lange Notiz.«<sup>103</sup> Für Ernst Meunier, der 1913 über die Entwicklung des Zeitungsfuilletons promoviert hat, und Hans Jessen war die Feuilletonisierung der Presse, so bezeichneten sie die Bilderflut im zeitgenössischen Zeitungs- und Zeitschriftenwesen, Ausdruck für einen das übrige Leben beeinflussenden Prozess:

Wir gehen immer mehr zur Anschauung, zum bildlich Erfassbaren über. [...] Die ›Bebilderung‹ der Zeitung ist also nur der Teil eines großen Geschehens und einer neuen Einstellung des Menschen zum Denken. Der Name, die Formel, der Begriff werden mehr und mehr als gegenstandslos erachtet. Dafür setzt die Gegenwart das Bild, die Anschauung, den Vergleich.<sup>104</sup>

---

<sup>101</sup> Franz Bauer: *Zeitungsbilderdruck – Ein Handbuch*. Frankfurt am Main 1929. S. 1.

<sup>102</sup> Zitiert nach Dussel (2012): *Pressebilder in der Weimarer Republik*, S. 61.

<sup>103</sup> Helmut Rathert: *Die Zeitungssillustration im Recht*. Heidelberg 1933. S. 20.

<sup>104</sup> Ernst Meunier/Hans Jessen: *Das deutsche Feuilleton – Ein Beitrag zur Zeitungskunde*. Berlin 1931. S. 139-140.

Es wurden aber auch schnell kritische Stimmen laut, die insbesondere auf den möglichen Realitätsverlust durch die Überfülle an Bildmaterial hinwiesen. So vergleicht Siegfried Kracauer in seinem Essay *Die Photographie* (1927) das Hereinbrechen der neuen Medien und die Flut der Fotos mit einem »Schneegeköber«, das die Dämme des Gedächtnisses hinwegfegt und damit Welt und Mensch ihrer Geschichtlichkeit entledigt. Die Registratur der neuen, fotografierten Wirklichkeit wirke sich seiner Meinung nach negativ auf die Wahrnehmung der Welt durch das Publikum aus: »In den Illustrierten sieht das Publikum die Welt, an deren Wahrnehmung es die Illustrierten hindern.«<sup>105</sup>

Die damalige Begeisterung für das Bild – und zwar in seiner am meisten zugespitzten Form der »Augenblicksaufnahme« – war, neben der veränderten Lebenseinstellung der Bevölkerung, außerdem dem nahezu bedingungslosen Glauben an die Wahrheit und Authentizität der Fotografie geschuldet. Zu Beginn des modernen Fotojournalismus herrschte nämlich noch die Meinung vor, dass eine fotografische Aufnahme völlig objektiv Zeugnis von Situationen und Ereignissen ablegen würde, sie galt gleichsam als naturwissenschaftliches Instrument, das direkt zu tieferen Erkenntnissen führen konnte.<sup>106</sup> Einer, der diese Auffassung teilte und vehement in zahlreichen Essays verteidigte, war Kurt Tucholsky, der seine Werke unter verschiedenen Pseudonymen, wie Peter Panter, Ignaz Wrobel oder Theobald Tiger, veröffentlichte. Stets hob er den dokumentarischen Charakter der Fotografie hervor, bezeichnete sie als »unwiderlegbar[es]«<sup>107</sup> Beweismittel und betonte ihre Unmittelbarkeit. Auf dem Punkt gebracht hat er dies in dem Essay »Ein Bild sagt mehr als tausend Worte«,<sup>108</sup> veröffentlicht im *Uhu* im November 1926:

---

<sup>105</sup> Siegfried Kracauer: »Die Photographie.« In: Ders.: *Das Ornament der Masse*. Frankfurt am Main 1977. S. 21-39, hier S. 34. Und tatsächlich veränderte sich die Wirklichkeitswahrnehmung der Menschen durch die neue Visualität der Medien, wie Diethart Kerbs richtig feststellt: Hatte vor dem Ersten Weltkrieg die Mehrheit der Bevölkerung, wenn es darum ging, sich zu orientieren und eine Meinung zu finden, nur ihre eigene reale Welt- und Lebenserfahrung, ergänzt durch ein paar Bücher und relativ karg illustrierte Periodika zur Verfügung, so begann sich in den 1920er Jahren in den Köpfen der Menschen eine zweite Wirklichkeit zu bilden, die aus kommerziell erzeugten Bildern gespeist wurde und neben Kaisern, Königen und Fürsten, die schon seit Jahrzehnten in den Bildmedien präsent waren, nun auch »die Filmstars und Operntenöre, die Revuegirls und Schönheitsköniginnen, die Sportskanonen und Flugpioniere und schließlich auch die Parteipolitiker« in den Mittelpunkt des Interesses drängte. Die Gefühle und Gedanken der Menschen waren nicht länger nur damit beschäftigt, was sie real erfahren und selbst erlebt hatten, sondern zunehmend auch mit dem, was aus einer bilderreichen Scheinwelt auf sie einwirkte. Diese Entwicklung hatte zwei Seiten: Einerseits fand eine positiv zu bewertende mediale Erweiterung der Wissenshorizonte statt, andererseits konnten dadurch aber auch die unmittelbaren eigenen Erfahrungen relativiert bzw. teilweise entwertet werden. Vgl. Kerbs (1992): *Die illustrierte Presse am Ende der Weimarer Republik*, S. 72.

<sup>106</sup> Dussel (2012): *Pressebilder in der Weimarer Republik*, S. 63-64.

<sup>107</sup> Kurt Tucholsky: »Die Tendenzfotografie.« In: Ders.: *Gesammelte Werke*. Band II, 1925-1928. Reinbek bei Hamburg 1960. S. 107-109, hier S.107.

<sup>108</sup> Bis heute hält sich die These, dass dieses viel zitierte Sprichwort eine Erfindung Tucholskys gewesen ist (vgl. dafür z.B. Melanie Obraz: *Das schweigende Bild und die Aussagekraft des Rezipienten in Bezug auf ästhetische und ethische Werturteile: Grundlagen für eine phänomenologisch ausweisbare Kunstphilosophie*. Münster 2006. S. 2.) bzw. er habe damit ein chinesisches Sprichwort in Deutschland bekannt gemacht (vgl. José Macias: *Die Entwicklung des Bildjournalismus*. München 1990. S. 61). Der Satz »One Picture is Worth A Thousand Words« wurde jedoch erstmals 1921 von Paul Julius Reuter, dem Gründer der Nachrichtenagentur *Reuters*, als Werbeslogan in England verwendet.

[D]em photographierten Menschen rutscht manchmal aus Versehen die Wahrheit über das Gesicht, und wenn sie ihn gerade dabei fassen, ist es sein Pech. Was enthüllt die Linse—? Die Linse ist ein Aphorismus aus dem fortlaufenden Roman der Zeitlupe, und was hunderttausend Worte nicht zu sagen vermögen, lehrt die Anschauung, die direkt an das Gefühlszentrum greift, die die Vermittlung der Gehirnarbeit als fast nebensächlich übergeht, die unausradierbar aussagt, wie es gewesen ist.<sup>109</sup>

Selbstverständlich war das Pressefoto bereits seit seiner Entstehung, und ganz besonders in den 1920er und 1930er Jahren, ein Mittel der Beeinflussung und Manipulation, allein geschickte Text-Bild-Kompositionen, Collagen und Montagen konnten Auswirkungen auf die Aussage einer Nachricht oder ein Berichts haben und auch Propaganda und Zensur habe nicht erst seit dem Aufstieg der NS-Diktatur<sup>110</sup> Eingang in die Presse gefunden. Die Illustrieren selbst haben ihren Lesern diesen Umstand auf unterhaltsame Weise vor Augen geführt, indem sie beispielsweise den sogenannten ›photographischen Aprilscherz‹ eingeführt haben, bei dem Artikel gezielt manipuliert wurden, »weil das Publikum der Meinung war, die Photographie könne nicht lügen.«<sup>111</sup> Dem Siegeszug des Bildjournalismus tat das Wissen um die Manipulierbarkeit von Fotografien jedoch keinen Abbruch, und so wurde der Mensch des frühen 20. Jahrhunderts »Zeuge eines massiven Aufbruchs in die bunte Welt der Bilder, in eine visuelle Epoche,«<sup>112</sup> in der die Illustrierten die Errungenschaften der Moderne täglich, wöchentlich oder monatlich in Standbildern neu inszenierten. Inwiefern die für die vorliegende Untersuchung ausgewählten Illustrierten Magazine zu der Etablierung dieser visuellen Epoche beitrugen, soll der folgende Überblick über ihr Profil zeigen.

---

<sup>109</sup> Peter Panter: »Ein Bild sagt mehr als tausend Worte.« In: *Uhu* 3/2, 1926, S. 75-83, hier S. 76-77. Die Grenzen des Fotos und die Möglichkeiten seiner Manipulierbarkeit wurden aber, trotz seiner fast überschwänglichen Begeisterung, auch von Tucholsky gesehen: »Und weil ein Bild mehr sagt als hunderttausend Worte, so weiß jeder Propagandist die Wirkung des Tendenzbildes zu schätzen: von der Reklame bis zum politischen Plakat schlägt das Bild zu, boxt pfeift, schießt in die Herzen und sagt, wenn's gut ausgewählt ist, eine neue Wahrheit und immer nur eine.« Ebd. S. 83.

<sup>110</sup> Obwohl die Manipulation von Pressefotos unbestritten im Zweiten Weltkrieg ihren ersten Höhepunkt fand. Im Unterschied zum Ersten Weltkrieg, als man die Bedeutung der Propaganda für die psychologische Kriegsführung erst allmählich erkannt hat, war sie im Zweiten von Anfang an ein wesentliches Instrument. Für die Kriegsberichterstattung errichtete das NS-Regime den straff organisierten Apparat der sogenannten ›Propaganda-Kompanien‹, in die Profis aller journalistischen Sparten eingezogen wurden und zu deren Ausrüstung die bewährten Leicas gehörten. Die belichteten Filme wurden möglichst noch am Einsatzort entwickelt und der militärischen Zensur unterzogen. Danach gingen die Fotografien an das ›Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda‹ in Berlin, wo eine weitere Zensur nach politischen Kriterien erfolgte, bevor die Bilder an die Presse weitergeleitet wurden. Vgl. Wolfgang Pensold: *Eine Geschichte des Fotojournalismus: Was zählt, sind die Bilder*. Wiesbaden 2015.

<sup>111</sup> Kurt Korff: »Die Berliner Illustrierte.« In: Max Osborn (Hrsg.): *50 Jahre Ullstein 1877-1927*. Berlin 1927. S. 279-302, hier S. 294.

<sup>112</sup> Deilmann (2004): *Bild und Bildung*, S. 120.

## 2.3 Die Illustrierten Magazine: Kontextualisierung

### 2.3.1 Das Kriminalmagazin (1929-1931)

Im Sommer 1922 gründete Wilhelm Goldmann in Leipzig sein eigenes Verlagsunternehmen, in dem zunächst weniger lukrative Veröffentlichungen zu Themen der Kunstgeschichte und Ethologie entstanden sind. Auf der Suche nach einem erfolgreicherem Konzept wandte er sich schließlich der Unterhaltungsliteratur zu und publizierte zweitklassige Abenteuer- und Reiseromane,<sup>113</sup> die sich besonders im boomenden Bahnhofsbuchhandel verkauften.<sup>114</sup> Eine der Erfolgsstrategien des Goldmann-Verlags war, dass die Bücher nicht nur im Halbleinenband herausgegeben wurden, sondern zugleich in einer preiswerten Paperback-Ausgabe mit »blinder Kartonage«, wodurch die populären Romane neben dem klassischen Sortiment auch neue Käuferschichten erreichen konnten. Der Durchbruch gelang Mitte der 1920er Jahre, als Goldmann und Dr. Erich Auckenthaler, der mittlerweile Teilhaber des Wilhelm-Goldmann-Verlages war und diesen finanziell unterstützte, beschlossen, sich die deutschen Übersetzungsrechte von Edgar Wallace' Kriminalromanen zu sichern. Wallace, der im englischsprachigen Raum bereits seit 1905 ein sehr erfolgreicher Krimi-Autor war, überließ ihnen die Rechte von 20 Romanen, die nun in kurzen Abständen in Deutschland publiziert wurden. Der rot-schwarze Einband der Bücher wurde zum Markenzeichen, aus dem englischen Vertrieb wurden außerdem das stilisierte Porträt von Edgar Wallace auf dem Titelblatt und der Slogan »Es ist unmöglich, von Edgar Wallace nicht gefesselt zu sein« übernommen.<sup>115</sup> Die Wallace-Romane erschienen in rascher Folge, manchmal mit nur sechs bis acht Wochen Abstand, was eine besondere mediale Wirkung erzeugte, die auch dadurch unterstützt wurde, dass einige seiner Werke an Theatern inszeniert und von bedeutenden Theaterkritikern wie Alfred Kerr positiv rezensiert wurden. Als dann noch Verfilmungen folgten, wie z. B. *Der rote Kreis* im Jahre 1929 unter der Regie von Friedrich Zelnik, stieg die Buchnachfrage beträchtlich an.<sup>116</sup> Die Erfolge mit Edgar Wallace führten schließlich zur Gründung des *Kriminalmagazins* im Jahre 1928, die erste Ausgabe erschien im April 1929. Goldmann setzte bei der Gestaltung des Titelblatts von Anfang an auf das bewährte rot-schwarze Design

---

<sup>113</sup> Erste Erfolge erzielte der Verlag mit den Indianerromanen *Das Gold der Nebenberge* (1924), *Die Goldwäscher am Klondike* (1925) und *Die Trapper am Swift Creek* (1925) von Emil Droonberg, die als Seitenstücke zu Karl May oder als »deutscher Jack London« in der Werbung angepriesen wurden. Vgl. Stephan Füssel: »Belletristische Verlage.« In: Ernst Fischer/Stephan Füssel (Hrsg.): *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. Und 20. Jahrhundert. Die Weimarer Republik 1918-1933*. Teil 2. Berlin 2012. S. 1-90, hier S. 55.

<sup>114</sup> Jasmin Lange: *Der deutsche Buchhandel und der Siegeszug der Kinematographie 1895-1933. Reaktionen und strategische Konsequenzen*. Wiesbaden 2010. S. 161.

<sup>115</sup> Füssel (2012): Belletristische Verlage, S. 56.

<sup>116</sup> Zwischen 1926 und 1982 verkaufte der Goldmann-Verlag über 43 Millionen Wallace-Romane, weltweit waren es etwa 200 Millionen. Vgl. Füssel (2012): Belletristische Verlage, S. 56 und Neil Clark: *Stranger than Fiction: The Life of Edgar Wallace, the Man Who Created King Kong*. Stroud 2013.

der gut eingeführten Krimireihe und das typische Logo mit dem Konterfei des Autors in der linken unteren Ecke (Abb. 1). Als Herausgeber des Magazins wurden bei allen Ausgaben Edgar Wallace und Robert Heymann angegeben, wobei es jedoch fraglich ist, inwiefern Wallace, nicht zuletzt wegen seines Wohnsitzes in London, tatsächlich als Herausgeber fungiert bzw. aktiv an dem Blatt mitgearbeitet hat. In der Ausgabe vom Februar 1931 heißt es dazu: »Edgar Wallace hat uns wieder einmal besucht und weilte bei der Gelegenheit auch ein paar Tage in Berlin [...]«.«<sup>117</sup> Diese unregelmäßigen Besuche in Deutschland deuten darauf hin, dass die Herausgeberschaft des Autors eher den Werbezwecken diene, die wesentliche Konzeption des Magazins aber von Goldmann und Heymann ausging. Im seinem Werk zur Verlagsgeschichte weist Goldmann darauf hin, dass die Schriftleitung im Wesentlichen von ihm selbst, seinem Prokuristen Karl Specht und Wolfgang Ollendorf erledigt wurde:

Oft saßen wir bis tief in die Nacht zusammen und machten den Umbruch fertig, suchten Artikel und Bilder heraus und sorgten auch dafür, daß im Magazin auch die eigenen Verlagswerke gut propagiert wurden. Die Auflage betrug 100.000. Unter den Mitarbeitern waren viele bekannten Namen vertreten, wie die Rechtsanwälte Dr. Frey und Dr. Alsberg und der berühmte Kriminal-Kommissar Genat.<sup>118</sup>

Tatsächlich wurde der Großteil der Artikel von anerkannten Fachleuten und prominenten Vertretern der zeitgenössischen Kriminalwissenschaften und Justiz verfasst, wie beispielsweise den Berliner Rechtsanwälten Dr. Herbert Fuchs und Dr. Arthur Brandt. Gleichzeitig waren die Artikel sprachlich auf das heterogene Zielpublikum zugeschnitten, was einen allgemeinverständlichen und massentauglichen Schreibstil bedeutete.<sup>119</sup> Thematisch reichte die Bandbreite des Magazins von spektakulären Verbrechen der Gegenwart und dem deutschen Justizsystem, über internationale Verbrecherorganisationen – insbesondere die Unterwelt von Chicago – bis hin zu Besprechungen von Kriminalromanen und -filmen. Ziel und Programmatik des *Kriminalmagazins* war es demnach, in zugleich anspruchsvoller wie unterhaltsamer Weise über Kriminalität im weitesten Sinne zu berichten und dem Leser auf verständliche Weise Expertenwissen zu vermitteln. Geboten wurde dabei das magazinübliche Potpourri aus Essays, Reportagen, Kurzgeschichten und Anekdoten aus dem zwielichtigen Halbweltmilieu. Darüber hinaus wurde bei den Artikeln ein besonderes Augenmerk auf Illustrationen – zumeist großformatige Fotografien, Karikaturen und Zeichnungen – gelegt, wobei sich der Einsatz ausdrucksstarker Einzelfotos, die auf stärkerem Karton gedruckt waren und oft dunkel-verruichte

---

<sup>117</sup> O.A.: »K.M.-Bilderbogen.« In: *Das Kriminalmagazin* 2/23, 1930/31, S. 1037-1042, hier S. 1039.

<sup>118</sup> Wilhelm Goldmann: *Wilhelm-Goldmann-Verlag 1922-1962*. München 1962. S. 25.

<sup>119</sup> Da es in den 1920er und 30er Jahren die heute bekannten Leseranaysen noch nicht gab, können bei der Frage nach dem Publikum sowohl beim *Kriminalmagazin* als auch bei den folgenden Zeitschriften nur Vermutungen angestellt werden, die auf dem Programm, den Illustrationen, den Werbeanzeigen aber vor allem auf den thematischen Schwerpunkten der jeweiligen Magazine basieren.

Genreszenen abbildeten, als charakteristisch bezeichnen lässt. Auch Doppelbelichtungen und Fotomontagen mit mysteriösen Titeln wie »Rausch«, »Angst« oder »Opium« kamen zum Einsatz (Abb.2). In späteren Ausgaben finden sich als dekorative Elemente außerdem konzeptionelle Arbeiten von Hajek-Halke und Yva. Trotz dieser thematischen und visuellen Vielfalt und der gleichbleibenden Nachfrage beim Publikum, musste das Erscheinen des *Kriminalmagazins* bereits Ende 1931, nach 33 Ausgaben, eingestellt werden, da »die Inserat-Aufträge [fehlten], um die Monatszeitschrift mit dem Verkaufspreis von einer Mark stabil zu machen.«<sup>120</sup> Es blieb in der Weimarer Republik das einzige Magazin seiner Art und auch der Versuch einer Neuauflage im Jahr 1935, die sich konzeptionell stark von der ursprünglichen Ausrichtung unterschied und weitgehend auf Kurz- und Fortsetzungsgeschichten setzte, konnte nicht an frühere Erfolge anknüpfen.

### 2.3.2 Das Magazin (1924-1941)

Die Zeitschrift *Das Magazin* wurde von Robert Siodmak, Franz Wolfgang Koebner und Hubert Miketta gegründet und ab Oktober 1924 im Verlag »Das Magazin Robert Siodmak« herausgegeben. Der spätere Filmregisseur und -produzent Siodmak<sup>121</sup> hatte bereits während des Ersten Weltkriegs kleinere Rollen am Staatlichen Schauspielhaus seiner Heimatstadt Dresden gespielt und Schauspielunterricht bei Erich Ponto erhalten. 1921 kehrte er der Schauspielerei den Rücken und versuchte sich mit der Herausgabe des *Magazins* kurzzeitig als Verleger, zog sich aber bereits im Jahre 1925 aus dem Projekt zurück, um sich wieder dem Filmgeschäft zu widmen. Fortan wurde die Zeitschrift im Verlag »Das Magazin Giesecke & Devrient GmbH« publiziert wobei Koebner, der zeitgleich als Redakteur für *Die elegante Welt* arbeitete, nun als Herausgeber und Miketta als Chefredakteur fungierte. Koebner war Schriftsteller und Journalist und hatte sich mit zahlreichen Publikationen über Film, Musik und Kulturleben bereits einen Namen gemacht, am prominentesten waren aber Themen rund um die Frau in seinen Werken vertreten, ob in *Globetrotter der Liebe* (1914), *Tausend und eine Frau* (1917) oder *Das Décolleté der Marquise* (1922). Dementsprechend war auch das *Magazin* eine Zeitschrift, die sich an eine überwiegend weibliche Leserschaft richtete, in der Jubiläumsausgabe heißt es dazu:

---

<sup>120</sup> Goldmann (1962): Wilhelm-Goldmann-Verlag, S. 25.

<sup>121</sup> Vgl. Kay Weniger: *Es wird dir im Leben mehr genommen als gegeben. Lexikon der aus Deutschland und Österreich emigrierten Filmschaffenden 1933-1945. Eine Gesamtübersicht.* Hamburg 2011. S. 459. Siodmaks Erstlingswerk als Regisseur *Menschen am Sonntag* (1929) war als Mischung aus Spielhandlung und Dokumentation konzipiert und zeigte das rastlose Berlin der Weimarer Republik aus der Sicht ihrer Bewohner. Bis 1933 inszenierte er in Deutschland eine Reihe von recht unterschiedlichen Genre-Stücken, nach seiner Emigration nach Amerika wurde er mit Filmen wie *Die Wendeltreppe* (1945) oder *Der schwarze Spiegel* (1946) in Hollywood zu einem der bekanntesten Regisseure des *film noir*. Ebd. S. 460.

[D]as Heft widmet sich mit Hingabe des neuen Amüsemments von der Revue bis zum Film, setzt auf kuriose fotografische Momentaufnahmen, erzählt vom Leben der Prominenten und liefert Stil- und Lebensberatung, der eher leichteren ironischen Art. Dazu gibt's Herz-Schmerz-Geschichten und von Anfang an Aktbilder, mal künstlerisch entrückt, mal sinnlich nah. Der moderne Frauentyp der 20er Jahre, extravagant, kultiviert, liebesfroh hatte im *Magazin* einen handtaschenfähigen Begleiter gefunden.<sup>122</sup>

Wirklich neu am *Magazin* war jedoch, dass es sich nicht wie z.B. *Die elegante Welt* oder *Die Dame* ausschließlich auf Mode und Unterhaltung beschränkte, sondern eine Kombination aus Populärwissenschaft, Fortsetzungsroman, Kunst, Kultur, Mode und Sensationspresse bot. Damit orientierte es sich als erste deutsche Zeitschrift deutlich am englischen und amerikanischen Vorbild des ›Magazine‹. Im Vorwort zur ersten Ausgabe bezeichnet Koebner es dementsprechend als

das erste deutsche ›Magazine‹. Bislang in Deutschland unbekannt. Und an der Popularität solcher Publikationen im Auslande gemessen, die einzige neue Zeitschrift, die sich – auch in den heutigen Zeiten – durchsetzen wird. Warum? – Haben Sie vielleicht Lust, wenn Sie heute etwas lesen wollen, das Risiko zu laufen, mit einem langen Roman hereinzufallen, der fünf Mark kostet? [...] Haben Sie vielleicht Lust, Ihrer zarten Lebensgefährtin, der Sie ›etwas zu lesen‹ mitbringen sollen, drei vier illustrierte Journale zu kaufen, die zusammen auch fünf Mark kosten und nach fünf Minuten in die Ecke fliegen? [...] Nein! Sie werden das ›Magazin‹ durchblättern, werden – das steht außer Frage – sofort etwas finden, was Sie interessiert, werden nach dem Preis sehen und – es zum ersten Male kaufen!<sup>123</sup>

Das *Magazin* wollte also vor allem unterhaltend sein, spannender Roman und illustres Journal in einem, und viel Inhalt für wenig Geld bieten. Die Neuartigkeit auf dem deutschen Markt und die damit einhergehende Vorreiterstellung<sup>124</sup> sollte auch unmissverständlich durch den Titel der Zeitschrift unterstrichen werden: Es handelte sich um *das* Magazin schlechthin, den Prototyp dieses neuen Zeitschriftentypus. Als Maskottchen etablierte sich ein kindlicher rothaariger Engel, der meist in unterschiedlichen Verkleidungen in die gezeichneten Cover-Szenen integriert wurde (Abb.3). Besonders bekannt ist heute das Titelbild vom Mai 1929 mit Marlene Dietrich (Abb. 4), die mehrfach als Fotomodell für das *Magazin* arbeitete, bevor sie mit dem Film *Der blaue Engel* (1930) internationale Bekanntheit erlangte. Anders als in den intellektuellen Monatsmagazinen der Zeit, wie dem *Querschnitt*

---

<sup>122</sup> Das Magazin. Jubiläumsausgabe (2004), S. 12.

<sup>123</sup> Koebner (1924): Vorwort, S. I.

<sup>124</sup> Anlässlich der 100. Ausgabe des *Magazins* betont Koebner erneut, wie wichtig und prägend sein Heft für den deutschen Zeitschriftenmarkt gewesen ist: »Damals kannte man die Bezeichnung ›Magazin‹ nur in Verbindung mit Möbelspeichern. Das Magazin war die erste Zeitschrift, die diese Bezeichnung von den bislang nur im Ausland bekannten amerikanischen und englischen ›Magazines‹ übernahm. Erst nach seinem Erscheinen schossen in allen Ecken ›Magazine‹ aus der Erde, wuchsen und starben eines schnellen Todes. Sie konnten der Popularität des Magazingedankens nicht schaden.« Koebner (1932/33): Nr. 100!, S. 18. Zur 100. Ausgabe gratulierten viele nationale und internationale Persönlichkeiten, darunter Josephine Baker, Max Pechstein, Gary Cooper, Greta Garbo und Fritz Lang.

oder der *Weltbühne*, deren anspruchsvolleres publizistisches Profil vor allem auf der elitären Autorenwahl begründet war, waren im *Magazin* bekannte Autoren und Künstler nur sporadisch vertreten, da das Hauptaugenmerk hier explizit auf der Unterhaltungsindustrie lag. Dass dieses Konzept den Nerv der Zeit getroffen hat, wird insbesondere an den Auflagezahlen der Zeitschrift deutlich: 1929 konnte das *Magazin* eine Auflage von fast 220.000 Exemplaren verzeichnen und war damit, dicht gefolgt vom *Uhu*, das erfolgreichste Magazin der 1920er Jahre.<sup>125</sup>

Mit dem Reichspressegesetz von Oktober 1933 wurden der Herausgeber Koebner und der damalige Chefredakteur Dr. H. Abramowicz-Leibetseder wegen ihrer jüdischen Herkunft von ihren Posten beim *Magazin* entlassen. Zunächst übernahm Hildegard von Podewils die Leitung der Zeitschrift, ab 1935 dann der ehemalige Chefredakteur Hubert Miketta, der noch immer Freund und Vertrauter Koebners war, weshalb sich der unverwechselbare Charakter des *Magazins* auch in einigen Heften der 1930er finden lässt.<sup>126</sup> Nach Kriegsbeginn 1939 stand das *Magazin* dann ganz im Zeichen des NS-Patriotismus, was einen deutlichen Qualitätsverlust bedeutete. Im Juli-Heft 1941 wurde schließlich die Mitteilung vom vorläufigen Ende der Zeitschrift mit der Begründung verkündet, dass »Mensch und Material für andere kriegswichtige Zwecke frei zu machen [sind].«<sup>127</sup>

### 2.3.3 Revue des Monats (1926-1933)

1926 entschied sich Hubert Miketta, der zu dem Zeitpunkt bereits zwei Jahre Chefredakteur der Zeitschrift *Das Magazin* war und maßgeblich zu ihrem Erfolg beigetragen hatte, eine eigene Zeitschrift herauszugeben, die mit einem etwas abgewandelten Profil ein noch breiteres Publikum ansprechen sollte. Dennoch sollte die neue Zeitschrift mit dem Titel *Revue des Monats*,<sup>128</sup> im Verlag »Die Revue des Monats GmbH« in Berlin publiziert, im Wesentlichen nach dem Vorbild des *Magazins* gestaltet sein, wie Miketta im Vorwort zur ersten Ausgabe unterstreicht:

---

<sup>125</sup> Das Magazin. Jubiläumsausgabe (2004), S. 12-13.

<sup>126</sup> Das Magazin. Jubiläumsausgabe (2004), S. 38.

<sup>127</sup> Das Magazin. Jubiläumsausgabe (2004), S. 43. Im Juli 1949 entschied sich Koebner das *Magazin* erneut herauszugeben, musste die Zeitschrift aber aufgrund der geringen Nachfrage nach 13 Ausgaben endgültig einstellen. 1954 wurde in der DDR eine neue Zeitschrift mit dem Titel *Das Magazin* gegründet, die sich zwar bisweilen plakativ in die Tradition von Koebners *Magazin* stellt, indem sie z.B. die Erstausgabe von 1924 nachdruckt, redaktionell und inhaltlich aber nichts mehr mit dem populären *Magazin* der 1920er Jahre gemeinsam hat.

<sup>128</sup> Innerhalb der Publizistik versteht man unter Revuen, ein Begriff der sich im Laufe des 19. Jahrhunderts im Pressewesen eingebürgert hat, Zeitschriften, die einen allgemeinen Überblick über wissenschaftliche, politische oder literarische Erscheinungen geben wollen. Miketta hat diese Bezeichnung für seine Zeitschrift also nicht zufällig gewählt, sondern wollte einen ebenso einprägsamen wie prototypischen Titel wie es schon beim *Magazin* der Fall war.

Mit dem ersten Magazin in Deutschland, das ich seinerzeit mitbegründete, wurde ein neuer, bisher in Deutschland unbekannter Zeitschriften-Typ geschaffen, der sich in ganz kurzer Zeit einen Leserkreis eroberte, der nach Hunderttausenden zählte. [...] Genau wie in anderen Ländern ist bei uns Platz für viele Magazine, aber nur diejenigen werden sich auf die Dauer durchsetzen können, die richtig magazinmäßig, originell und amüsan aufgemacht sind und ihre Leser stets mit neuen Ideen überraschen. Die *Revue des Monats* ist ein neues Magazin, das seiner Gattung treuzubleiben verspricht.<sup>129</sup>

Dadurch, dass Miketta hier ausdrücklich auf seine Mitarbeit beim *Magazin* verweist, wird von vornherein impliziert, dass seine neue Zeitschrift ein ähnlich hohes qualitatives Niveau aufweisen wird, wodurch wiederum möglichst viele Stammleser des *Magazins* für die *Revue* gewonnen werden sollten. Das Profil des neuen Magazins charakterisiert Miketta wie folgt:

Der bildliche und geschriebene Inhalt wird trotz des Wertes jene Leichtigkeit haben, die unerlässlich für den Erfolg eines mondänen Blattes ist. Theater, Film, Mode, Sport, Technik bildende Kunst – kurz alle Dinge des großen bunten Lebens werden, unterbrochen von guten Novellen, in zwangloser Folge *Revue* passieren und werden im Leser durch ihre amüsante und kapriziöse Behandlung jene Spannung erzeugen, die den Tod jeder Langeweile bedeutet.<sup>130</sup>

Dem Leser wurde insgesamt also ein sehr breites Themenspektrum geboten, besondere Aufmerksamkeit wurde aber, wie schon beim *Magazin*, der Unterhaltungsindustrie gewidmet: Regelmäßig erschienen aktuelle Reportagen über bekannte Schauspieler, Tänzer und Musiker der Zeit und Berichte zu Leben und Werk von Persönlichkeiten wie Marlene Dietrich, Josephine Baker (Abb.5) oder Charlie Chaplin waren von Anfang an fester Bestandteil der Zeitschrift. Bekannte Autoren und Künstler lassen sich in der *Revue*, genauso wie im *Magazin*, nur vereinzelt feststellen, auch hier war der Grund dafür der Schwerpunkt auf der Unterhaltung. Dafür schrieb Miketta selbst für jede Ausgabe mindestens einen Artikel, in dem er meistens auf eher banalere Themen des Alltags einging, wie in »Du erkennst daran den Frühling!«, »Liebe und Wintersport«, oder »Weihnachten in aller Welt«, aber auch allgemeinere Fragen der Zeit diskutierte wie in »Popularität von heute« oder »Masse Mensch, Masse Natur«.<sup>131</sup>

Im Vergleich zu anderen Magazinen der Zeit setzte die *Revue* außerdem noch stärker auf die Bebilderung ihrer Texte, wobei der Fotoreportage eine besondere Rolle zukam. Während nämlich der *Querschnitt*, *UHU* oder *Scherl's Magazin* bei der Illust-

---

<sup>129</sup> Hubert Miketta: »Vorwort zur ersten Ausgabe.« In: *Revue des Monats* 1/1, 1926/27, S. I.

<sup>130</sup> Miketta (1926/27): Vorwort zur ersten Ausgabe, S. I.

<sup>131</sup> Vgl. Hubert Miketta: »Du erkennst daran den Frühling!« In: *Revue des Monats* 4/7, 1929/30, S. 681-685; Ders.: »Liebe und Wintersport.« In: *Revue des Monats* 4/5, 1929/30, S. 456-460; Ders.: »Weihnachten in aller Welt.« In: *Revue des Monats* 2/3, 1927/28, S. 231-235; Ders.: »Popularität von heute.« In: *Revue des Monats* 1/5, 1926/27, S. 452-459; Ders.: »Masse Mensch, Masse Natur.« In: *Revue des Monats* 3/1, 1928/29, S. 8-13.

ration noch öfter auf Zeichnungen und Karikaturen setzten, stand in der *Revue*, insbesondere in den späteren Jahren, die möglichst großformatige Fotografie im Fokus. Eine unverwechselbare Prägung wurde dem Magazin durch den experimentellen Fotografen Heinz Hajek-Halke verliehen, der die Bildredaktion der ersten Ausgaben leitete. Als einer der ersten publizierte er neuartige Formate wie Collagen, Fotomontagen oder Mehrfachbelichtungen in den Heften (Abb.6).<sup>132</sup> Dass die Illustration bei der *Revue* eine prominente Rolle einnahm, zeigte sich auch daran, dass fast jede Ausgabe über zwei unterschiedliche Titelblätter im Innenteil verfügte, während ein Inhaltsverzeichnis gänzlich fehlte. Aufgrund des breiten Themenspektrums lässt sich sagen, dass die *Revue*, genauso wie der *Uhu* und *Scherl's Magazin*, grundsätzlich auf ein heterogenes Publikum ausgerichtet war, da aber der Schwerpunkt auf der Darstellung der Unterhaltungs- und Modeindustrie lag, kann davon ausgegangen werden, dass die Zeitschrift in erster Linie von Frauen gelesen wurde. Dennoch bemühte sich Miketta, mittels der regelmäßigen Rubrik ›Auto-Revues‹ und zahlreicher weiblicher Aktdarstellungen, auch die Bedürfnisse der männlichen Leserschaft zu bedienen, was einen grundlegenden Unterschied zum *Magazin* darstellt, das eindeutiger auf eine weibliche Leserschaft ausgelegt war. 1933 wurde die Herausgabe der *Revue* eingestellt, nachdem die Nachfrage merklich gesunken war und Miketta das Angebot erhielt, die Chefredaktion des erfolgreicheren Luxusmodemagazins *Die elegante Welt*, das 1912 gegründet und bis 1936 im Verlag ›Dr. Sellsler AG‹ erschien, zu übernehmen.<sup>133</sup>

### 2.3.4 Uhu (1924-1934)

Im Oktober 1924 brachte Ullstein, nachdem der Verlag mit der 1921 gegründeten Jugendzeitschrift *Der heitere Fridolin. Halbmonatszeitschrift für Sport, Spiel und Abenteuer* weitgehend positive Erfahrungen gemacht hatte, die universelle Publikumszeitschrift *Uhu* auf den Markt, die bis heute, mehr noch als das *Magazin*, als Prototyp des modernen Magazins gilt.<sup>134</sup> Bereits mehrere Wochen vor Erscheinen der ersten Ausgabe wurden vom Verlag für damalige Verhältnisse außergewöhnlich kostspie-

---

<sup>132</sup> 1924 begann Hajek-Halke mit ersten fotografischen Versuchen, 1925 wurde er als Fotograf bei der Agentur ›Presse-Photo‹ angestellt. Dort arbeitete er zusammen mit Willi Ruge und machte seine ersten Schnitt- und Lichtmontagen. 1927 lernte er Bruno Schulz, den Herausgeber des Jahrbuchs *Das deutsche Lichtbild* kennen und beteiligte sich als einer der ersten an Werbeaufnahmen unter Nutzung experimenteller Techniken. 1933 erreichte ihn, aufgrund seiner mittlerweile deutschlandweit bekannten Fähigkeiten im Bereich der Bildmanipulation, die Forderung des Propaganda-Ministeriums, Dokumentarfilme zu fälschen. Dieser Forderung entzog er sich aber, indem er sich an den Bodensee absetzte. Vgl. Klaus Rabien: ›Fotografische Wandlungen.« In: *brennpunkt. Magazin für Fotografie*, Sonderausgabe 2009, S. 89.

<sup>133</sup> Vgl. Johannes Christoph Moderegger: *Modefotografie in Deutschland 1929-1955*. Norderstedt 2000. S. 95.

<sup>134</sup> Corinna Norrick: ›Literarische Zeitschriften und Publikumszeitschriften.« In: Georg Jäger (Hrsg.): *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert, Band 2. Die Weimarer Republik 1918-1933, Teil 2*. S. 91-110, hier S. 103.

lige und weitreichende Werbekampagnen betrieben: An Litfaßsäulen, in Tageszeitungen und Illustrierten und auf großen Plakaten an den Zeitungskiosken sah man Karikaturen, die in einem merkwürdig skurrilen Stil gezeichnet waren, den man bisher noch nicht kannte. Für diese Reklame hatte man den Engländer H.M. Bateman (Abb. 7) beauftragt, der in Deutschland völlig unbekannt war, in England aber neben Ernest Sheppard und Frank Reynolds zu den erstklassigen Karikaturisten gehörte.<sup>135</sup> Unter der Leitung des Chefredakteurs Friedrich Kroner arbeiteten an dem neuen Magazin unter anderem Kurt Tucholsky und Vicky Baum, welche bis 1930 sogar als beratende Redakteurin fungierte, aktiv mit, im Jahre 1930 kam auch Peter Suhrkamp in die Redaktion.<sup>136</sup> Die höchste Auflagenzahl erreichte der *Uhu* im Oktober 1929 mit über 200.000 Exemplaren und hatte damit, nach der *Berliner Illustrierten Zeitung*, die zweithöchste Auflage im Ullstein-Verlag. Anders als die anderen im Ullstein-Verlag publizierten Zeitschriften wie die wissenschaftliche *Koralle*, die mondäne *Dame*, oder der intellektuell anspruchsvolle *Querschnitt*, wollte sich der *Uhu* nicht auf ein bestimmtes Themengebiet spezialisieren. Es sollte ein möglichst breiter Überblick über die wichtigen Themen der Zeit aus Kunst, Kultur und Wissenschaft gegeben werden – Technik, Mode, Verbrechen, Großstadt, Fremdkultur, Sport, Literatur, um nur einige zu nennen. Dabei konnten die Artikel sowohl banal-unterhaltend, als auch anspruchsvoll-wissenschaftlich sein, der Stil war meist feuilletonistisch bzw. essayistisch, einfach und verständlich gehalten, oft mit satirischen Zügen. Dieses weitgefächerte Themenspektrum kündigte der *Uhu* in einem programmatischen Vorwort in Gedichtform in der ersten Ausgabe des ersten Jahrgangs bereits an:

Der ›Uhu‹

Wenn einer und er will was lesen,/Nimmt er sich einen Leihroman./Man seufzt, wenn es recht schön gewesen,/Und fängt sofort den nächsten an.//Der Zweite will vom Mars was wissen./Die dritte liebt die Modenschau./Der Vierte ist ganz hingerissen/Vom Bildnis einer schönen Frau.//Die Pickford, Jannings und Max Landa,/Mars, Mode, Bildnis und Roman,/Nebst Walfischfang bei Haparanda: Hier ist's vereinigt, sieh Dir's an!//Bald siehst Du mich in allen Gauen!/Gib acht, gib acht, - Du merkst es bald:/Was D e i n e unter allen Frauen,/Das ist dies Blatt im Zeitungswald!<sup>137</sup>

Darüber hinaus wird im Vorwort darauf aufmerksam gemacht, dass es sich beim *Uhu* um einen neuartigen Zeitschriftentypus handelt, ein Blatt, das aus dem ›Zeitungswald‹ heraussticht. Und tatsächlich unterschied sich das Magazin auch schon

<sup>135</sup> Eva Noack-Mosse: »Uhu.« In: W. Joachim Freyburg/Hans Wallenberg (Hrsg.): *Hundert Jahre Ullstein 1877-1977*, Band 2. Berlin 1977. S. 177-207, hier S. 177-178.

<sup>136</sup> Stackelberg (2004): *Illustrierte Magazine*, S.133-134. Bis 1926 fungierte als Chefredakteur ein Kollektiv unter dem bezeichnenden Pseudonym ›Peter Pfeffer‹. Friedrich Kroner fing als Adressensreiber im Abonnementversand der bei Ullstein erscheinenden Hausfrauenzeitschrift *Die praktische Berliner* an, wo er schnell zum Redakteur aufstieg. Dann arbeitete er bei *Der heitere Fridolin*, bis ihn Hermann Ullstein zum Chefredakteur des *Uhu* machte. Vgl. Noack-Mosse (1977): *Uhu*, S. 191.

<sup>137</sup> O.A.: »Der ›Uhu‹.« In: *Uhu* 1/1, 1924/25, S. 1.

durch seine hochkarätigen Autoren aus den verschiedensten Bereichen von den übrigen Publikationen der Zeit: Literaten wie Bertolt Brecht, Hermann Hesse, Maxim Gorki oder Katherine Mansfield publizierten genauso im *Uhu* wie der Architekt Walter Gropius, die Nobelpreisträger für Physik Albert Einstein und Erwin Schrödinger und die Schauspieler Asta Nielsen und Tilly Wedekind.<sup>138</sup> Im Laufe der Jahre entwickelte sich der *Uhu* zu einer Zeitschrift, die besonderen Wert auf Zeichnungen und Karikaturen legte. Neben deutschen Zeichnern wie Ottomar Starke, Ferdinand Barlong oder Georg Kolbe, setzt das Magazin besonders auf angelsächsische Karikaturisten wie den bereits erwähnten Henry Mayo Bateman oder den Comiczeichner Otto Soglow. Ausländische Karikaturen waren damals in deutschen Veröffentlichungen eine Seltenheit, weshalb dem *Uhu* in dieser Hinsicht durchaus eine Vorreiterrolle zugesprochen werden kann. Besonders prägend waren aber die Illustrationen von Walter Trier, der auch für den politisch-satirischen *Simplicissimus* tätig war, da seine stimmungsvollen und stets heiteren Titelblattzeichnungen schnell zum Markenzeichen des Blattes avancierten (Abb. 8). Aufgrund des breiten Themenspektrums und der liberal-demokratischen Ausrichtung des Ullstein-Verlags kann davon ausgegangen werden, dass der *Uhu* auf ein heterogenes Publikum ausgerichtet war, das im weitesten Sinne Interesse an zeitgenössischen Themen aus Kultur und Wissenschaft besaß. Zehn Jahre erschien das Magazin jeden Monat, die letzten neuen Ausgaben (Januar bis September 1934) wurden bereits von einer von den Nationalsozialisten kontrollierten Redaktion konzipiert. Bekannte Autoren, Zeichner und Fotografen lassen sich in diesem Zeitraum nicht mehr finden, auch der kritische, differenzierte und oft satirische Stil war einer NS-Propaganda gewichen. Im Herbst 1934 wurde der *Uhu* ohne Vorankündigung eingestellt.<sup>139</sup>

### 2.3.5 Der Querschnitt (1921-1936)

Die erste Nummer des Magazins *Der Querschnitt*, das zunächst als Hauszeitschrift geplant war und unregelmäßig erscheinen sollte, legte der Kunsthändler Alfred Flechtheim 1921 als »Marginalien« der Galerie den Freunden des Hauses vor. *Der Querschnitt* sollte über das Verlagsprogramm der »Galerie Flechtheim« und Ausstellungen befreundeter Kunsthändler berichten und die Vorgänge im kulturellen Leben kritisch beobachten und kommentieren.<sup>140</sup> Die inhaltliche Ausrichtung legte

<sup>138</sup> Vgl. Bertold Brecht: »Über das Frühjahr.« In: *Uhu* 4/6, 1927/28, S. 13; Hermann Hesse: »Nächtliche Bangigkeit.« In: *Uhu* 4/3, 1927/28, S. 69; Maxim Gorki: »Ein mißratener Schriftsteller. Eine Erzählung.« In: *Uhu* 3/12, 1926/27, S. 56-62; Katherine Mansfield: »Die Frau im Kaufladen. Eine Geschichte aus Neuseeland.« In: *Uhu* 4/7, 1927/28, S. 98-106; Walter Gropius: »Zahlen über Wolkenkratzer.« In: *Uhu* 5/1, 1928/29, S. 56-60; Asta Nielsen: »Verheimlichte Schönheit. Ein Kapitel Eitelkeit.« In: *Uhu* 5/6, 1928/29, S. 32-36.

<sup>139</sup> Stackelberg (2004): *Illustrierte Magazine*, S. 133.

<sup>140</sup> Vgl. Christine Schulz: »Der Querschnitt (1921-1936).« In: Heinz-Dietrich Fischer (Hrsg.): *Deutsche Zeitschriften des 17. bis 20. Jahrhunderts*. Pullach 1973. S. 379-391, hier S. 379.

Flechtheim gemeinsam mit dem Grafiker und Autor Ottomar Stark fest: »Unter dem Stichwort ›Querschnitt‹ ließ sich praktisch alles unterbringen, allerdings wollten wir uns auf das Neuste beschränken.«<sup>141</sup> Die große Gesellschaft sollte einbezogen werden, ein reiches, witzig zusammengestelltes Bildmaterial, frappierende Gegenüberstellungen, satirische Grafik. Bereits nach zwei Jahren waren dem *Querschnitt* die Grenzen, die ihm der Verlag einer Kunstgalerie setzte, zu eng geworden, sodass das Magazin 1923 in eine ›Querschnitt-Verlag A.G.‹ übergang und 1924 schließlich vom ›Propyläen-Verlag‹ des Hauses Ullstein übernommen wurde. Von da an hatte der *Querschnitt* eine feste Stellung als monatlich erscheinendes Periodikum und konnte einen rapiden Aufstieg der Auflage verzeichnen.<sup>142</sup> Mit der Übernahme des Hauses Ullstein wurde außerdem Hermann von Wedderkop, der bereits seit 1922 an dem Magazin mitgearbeitet hatte, alleiniger Herausgeber. In einem Artikel des Jahrgangs 1923 mit dem Titel »Standpunkt« distanzierte er sich in dem für ihn typisch bissigen Ton von den übrigen zeitgenössischen Zeitschriftenkonzeptionen und stellt den *Querschnitt* gleichzeitig in die Tradition des amerikanischen Magazins:

›Zeitschrift‹ ist ein verödetes Wort, verbrauchter Typus. Muffig, ranzig, verfilzt, ausgelaugt, wie man will, jeglicher Art Verkommenheit irgendwie entsprechend, abschließender Verzicht auf die bescheidenste Möglichkeit. [...] Der vollkommenste Typus ist das amerikanische ›Magazine‹, dem Geist eines Volkes verpaßt, das eine deutlich empfindbare, starke und einfache Tendenz hat, dazu unbelastet ist.<sup>143</sup>

Die anfänglichen Ideen Flechtheims, den Schwerpunkt auf Kunst, Kultur und Literatur zu legen, sollten beibehalten werden, dennoch sollte sich in dem Magazin durch Heterogenität des Inhalts der Zeitgeist in einem größeren Maße widerspiegeln:

Der Inhalt wird vielseitig sein, wir werden bestrebt sein, das Heterogenste aufeinander zu bolzen. Wir glauben dadurch am besten den Ausdruck der Zeit wiederzugeben, in die wir mit neuen und ungewohnten Instrumenten hineinspielen werden. Das Durcheinander des Salat-Prinzips werden wir als Grundsatz beibehalten. Wir werden noch stärker mischen, die Ingredienzien verbessern.<sup>144</sup>

Inbesondere wollte der *Querschnitt* die reine Sensationslust an vergänglichen Moden nicht befriedigen, Stimmen aus dem aktuellen polyphonen Kunst- und Kulturbetrieb sollten durch das Massenmedium Zeitschrift weite Publikumskreise erreichen.

---

<sup>141</sup> Ottomar Starke: *Was mein Leben anlangt. Erinnerungen*. Berlin 1956. S. 96. Starke war auch derjenige, der den ungewöhnlichen Titel der Zeitschrift festgelegt hat: »Ich meinte, der Titel der Zeitschrift müsste mit einem weniger häufigen Buchstaben des Alphabets beginnen, damit sie in den Katalogen an sichtbarer Stelle figurierte, also mit einem Q, einem X oder einem Y. Und es fiel mir auch gleich das Wort Querschnitt ein.« Ebd. S. 96.

<sup>142</sup> Schulze (1973): *Der Querschnitt*, S. 381-382.

<sup>143</sup> Wedderkop (1923): *Standpunkt*, S. 1.

<sup>144</sup> Wedderkop (1923): *Standpunkt*, S. 5.

Hervorstechende Merkmale des Blattes waren dabei der satirische Grundton und der essayistisch-feuilletonistische Schreibstil.<sup>145</sup> Der *Querschnitt* hat, diesem Programm entsprechend, vor allem in den frühen Jahren viele Kurzbeiträge gebracht und auch das Prinzip der gezielten Unordnung, der sich zeitgleich entwickelnden Collage-Technik gleich, bei der Zusammenstellung von Texten grundsätzlich beibehalten.<sup>146</sup> Herausragend waren insbesondere die nationalen und internationalen Literaturbeiträge, z. B. von Alfred Döblin, Gottfried Benn, Marcel Proust, Ernest Hemingway oder Maxim Gorki,<sup>147</sup> die oft in Originalsprache bzw. in Erstübersetzung oder als Erstdruck erschienen. Ein wesentlicher Bestandteil der einzelnen Hefte waren außerdem die ästhetisch bemerkenswerten Illustrationen und Fotografien, die sowohl von berühmten Künstlern wie Pablo Picasso, Georges Braque oder Jules Pascin stammten als auch privaten Fotosammlungen entnommen waren. Die Grafiken und Karikaturen auf den Titelblättern (Abb. 9) und Textseiten wurden ergänzt durch acht Bildblöcke á vier Hochglanzseiten, auf denen die Abbildungen meist zu ausdrucksstarken Kontrastpaaren angeordnet waren (Abb. 10).<sup>148</sup>

Das Publikum des *Querschnitt*, der genauso wie der *Uhu* eine fortschrittlich-liberale Ausrichtung hatte, setzte sich überwiegend aus Intellektuellen, Künstlern und Schriftstellern zusammen, hinzu kamen Leser aus der gehobenen sozialen Schicht, die in der Zeitschrift ihre musische Lebensführung repräsentiert fanden. Diese vergleichsweise homogene Leserschaft war auch der Grund dafür, dass die Auflage auch in den besten Jahren nicht über 20.000 Exemplaren lag. Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten wurde der *Querschnitt* 1933 dem Kurt-Wolff-Verlag einverleibt, was notgedrungen eine Änderung des Programms mit sich brachte und die Auswahl von Autoren und Themen stark einschränkte. 1936 wurde das Magazin, weil es für die Nationalsozialisten aufgrund der noch vorhandenen satirischen Züge nicht mehr tragbar war, ohne Vorankündigung endgültig eingestellt.

### 2.3.6 Scherl's Magazin (1924-1933)

August Scherl gehörte, neben Leopold Ullstein und Rudolf Mosse, zu den renommiertesten Großverlegern der Wilhelminischen Ära und gab mit dem *Berliner Lokal-Anzeiger* eine der auflagenstärksten Zeitungen der Jahrhundertwende heraus. Obwohl sich der *Berliner Lokal-Anzeiger* sehr erfolgreich verkaufte, die Auflage betrug etwa 150.000 Exemplare, machte der Verlag mit der Zeitung Verluste, was für

---

<sup>145</sup> Bettina Deininger/Ulrike Felger: »Der Stoff liegt auf der Straße – Der Querschnitt.« In: Patrick Rössler (Hrsg.): *Moderne Illustrierte – Illustrierte Moderne. Zeitschriftenkonzepte im 20. Jahrhundert*. Stuttgart 2008. S. 26-37, hier S. 29.

<sup>146</sup> Schulze (1973): *Der Querschnitt*, S. 389.

<sup>147</sup> Vgl. Alfred Döblin: »Kassenärzte und Kassenpatienten.« In: *Der Querschnitt* 9/5, 1929, S. 312-314; Gottfried Benn: »Medizinische Krise.« In: *Der Querschnitt* 6/5, 1926, S. 340-347; Marcel Proust: »Violanthe oder das Leben der großen Welt.« In: *Der Querschnitt* 5/3, 1925, S. 198-208; Ernest Hemingway: »The Age Demanded.« In: *Der Querschnitt* 5/2, 1925, S. 111-113; Maxim Gorki: »Von der Schädlichkeit der Philosophie.« In: *Der Querschnitt* 8/3, 1928, S. 180-187.

<sup>148</sup> Deininger/Felger: *Der Stoff liegt auf der Straße*, S. 33.

Scherl eine Phase wirtschaftlicher Krisen einläutete. Dennoch gelang es ihm, neue Geldgeber und Teilhaber zu finden, mit deren Unterstützung er unter anderem seinem Drucker die Druckerei abkaufen und damit die Kosten senken konnte. Fortan erschienen im Scherl-Verlag die *Berliner Abend-Zeitung* und die illustrierte Wochenschrift *Die Woche*, die zeitweise den größten Konkurrenten für die *Berliner Illustrierte Zeitung* des Ullstein-Verlags darstellte. 1914 trat Scherl, da sein Verlag erneut in einer finanziellen Krise steckte, endgültig von seinen Ämtern als Geschäftsführer und Vorsitzender des Verwaltungsausschusses zurück.<sup>149</sup>

Durch die Nähe des Scherl-Verlags zu Wilhelm II hatten die Publikationen schon früh eine biedere bis konservative Ausrichtung, die sich in den Jahren der Weimarer Republik noch verstärken sollte. 1916 übernahm nämlich der Großindustrielle Alfred Hugenberg, der Mitbegründer des ›Alldeutschen Verbandes‹ und ab 1928 Vorsitzender der Deutschnationalen Volkspartei war, den Scherl-Verlag und baute sich von da an systematisch den Hugenberg-Konzern auf, der als einer der wichtigsten bürgerlichen Wegbereiter der Nationalsozialisten gilt. Sein Medienimperium reichte von der Telegraphenunion, der zweitgrößten deutschen Nachrichtenagentur, über die ALA, dem mächtigsten Anzeigenvermittlungsunternehmen, bis hin zur UFA, die im Jahr 1927 übernommen wurde.<sup>150</sup> 1920 wurde Ludwig Klitzsch zum Generaldirektor des Scherl-Verlags ernannt, auf dessen Betreiben vier Jahre später *Scherl's Magazin* gegründet wurde, insbesondere, um auch auf dem Zeitschriftenmarkt mit dem Ullstein-Verlag konkurrieren zu können. Tatsächlich konnte sich das Magazin auf dem Markt behaupten, die Auflage belief sich ähnlich wie bei *Das Magazin* oder dem *Uhu* auf knapp 200.000 Exemplaren. Herausgeber und Chefredakteur des Magazins war Arthur Ploch, der in einem Interview mit der *Literarischen Welt* zusammenfasst, worauf er bei der Konzeption seiner Zeitschrift besonderen Wert legt:

Der Magazinredakteur fragt sich: Was interessiert die modernen Leser? Welche Probleme bewegen die Gegenwart? Welche Dinge haben eine über das Tagesinteresse hinausreichende Aktualität? Die Stoffgebiete sind also: Sport, Gymnastik, Tanzkultur, Theater, Film, Varieté, die großen Zeitfragen, die Fortschritte und neusten Forschungsergebnisse der Wissenschaft, die Leistungen der Technik, die Erscheinungsformen der neueren Kunst, die moderne Photographie, kurz Alles, was zeitgemäß ist und Kontakt mit dem Leben hat.<sup>151</sup>

Obwohl Ploch hier beschreibt, dass er in *Scherl's Magazin* durch eine heterogene und

---

<sup>149</sup> Vgl. Hans Erman: *August Scherl. Dämonie und Erfolg in Wilhelminischer Zeit*. Berlin 1954. S. 97-101 und S. 216-220.

<sup>150</sup> Trotz dieses nationaldeutschen Firmenkonglomerats blieb eine Monopolisierung der Presse aus und die Weimarer Medienlandschaft war weiterhin auch in politischer Hinsicht vielfältig. Dennoch schaffte Hugenberg eine bis dahin seltene Symbiose von Unterhaltung und Politik und ließ dadurch *en passant* nationalsozialistischen Pathos verbreiten. Vgl. dazu Claudius Torp: *Konsum und Politik in der Weimarer Republik*. Göttingen 2011. S. 277.

<sup>151</sup> Arthur Ploch/Friedrich Kroner: »Wie entsteht ein Magazin? Von den Herausgebern des ›Uhu‹ und des ›Scherl Magazin‹.« In: *Die literarische Welt* 5/29, 1929, S. 3.

die Fragen des Alltags betreffende Themenauswahl den modernen Zeitgeist repräsentiert sieht, kommt das Niveau der Beiträge und des Bildmaterials den anderen hier untersuchten Magazinen nur ausnahmsweise nahe. So lassen sich namenhafte Autoren, wie Paul Zech, Paul Elbogen oder Leo Sternberg, nur vereinzelt feststellen, genauso wie internationale Beiträge oder fremdsprachige Artikel. Unter den Illustratoren finden sich Franz Christophe, Carl Hachez, George G. Kobbe, der Werbegrafiker Willibald Krain, Friedrich Gäbel, der später für die *Berliner Zeitung* arbeitete, Ottomar Starke und der spätere NS-Karikaturist Hans Herbert Schweizer. Insgesamt waren die Illustrationen in ihrer Form und Anordnung aber eher konventionell gehalten und vor allem im Vergleich zum *Uhu* nicht für das Magazin prägend (Abb. 11). *Scherl's Magazin*, das ebenfalls 1933 eingestellt wurde, unterschied sich auch in einem weiteren Punkt wesentlich von den anderen zu untersuchenden Magazinen der Zeit: Während *Das Magazin*, die *Revue des Monats*, der *Uhu* und der *Querschnitt* alle eine grundsätzlich liberal-fortschrittliche Ausrichtung hatten, die sich auch in den verschiedenen Artikeln widerspiegelte, ist *Scherl's Magazin* nicht zuletzt aufgrund seiner Einbindung in den deutschnationalen Hugenberg-Konzern als konservativ und bieder zu bezeichnen.

### **3. Die diskursive Verknüpfung von Weiblichkeit und Verbrechen**

Die vorangegangene Kontextualisierung und Charakterisierung der Magazine hat gezeigt, weshalb gerade diese für die nachfolgenden Untersuchungen ausgewählt wurden: Das *Kriminalmagazin* wird erwartungsgemäß aufgrund seiner Spezialisierung auf kriminologische Themen als primäre Untersuchungsquelle dienen; beim *Magazin* und der *Revue des Monats* liegt der thematische Schwerpunkt auf der Unterhaltungsindustrie, der *Uhu* hingegen ist als universeller zu bezeichnen und bietet sowohl textlich als auch visuell eine größere Vielfalt an. Der *Querschnitt* ist insgesamt aufwendiger gestaltet und auf ein intellektuelles Publikum zugeschnitten, und während die anderen Magazine liberal-fortschrittlich ausgerichtet sind, repräsentiert *Scherl's Magazin* eine biedere bis konservative Haltung. Dadurch, dass die Magazine so unterschiedliche Profile aufweisen, kann auch ein möglichst differenzierte Untersuchung stattfinden und verschiedene Perspektiven auf die Modellierung der delinquenten Frau aufgezeigt werden. Die für die Weimarer Republik spezifische Verknüpfung von Weiblichkeits- und Kriminalitätsdiskursen, die die theoretische Basis für die späteren exemplarisch-systematischen Analysen bildet, soll im Folgenden rekonstruiert werden.

#### **3.1 Weiblichkeitsentwürfe zwischen Emanzipation und Unterdrückung**

##### **3.1.1 Der Typus ›Neue Frau‹ – Sinnbild weiblicher Emanzipation**

Kaum eine wissenschaftliche Abhandlung über die Kultur und Literatur der Weimarer Republik kommt heutzutage ohne ein Kapitel über den Typ der sogenannten ›Neuen Frau‹ aus, der wiederum in charakteristischer Weise definiert wird durch einen spezifischen Kleidungsstil, Berufstätigkeit, Sportlichkeit sowie finanzielle und sexuelle Unabhängigkeit. Auf ideengeschichtlicher und ikonologischer Ebene wurde die ›Neue Frau‹ dadurch zum Inbegriff Weimarer Modernität und zum Symbol für die Fortschrittlichkeit der Republik stilisiert.<sup>152</sup> Jens Flemming hat diese der ›Neuen Frau‹ zugeschriebenen Eigenschaften plakativ auf den Punkt gebracht:

[Die Frau], die damals die Illustrierten und das Kino entdecken, ist Realität und Kunstprodukt zugleich. Sie beflügelt die Phantasien der Männer, mobilisiert Ängste, ruft die Verteidiger überlieferter Werte und Normen auf den Plan. Die ›neue Frau‹, das ist die Frau mit Bubikopf, die ihre Röcke kürzt, sich schminkt und Körperlichkeit betont, mit den Attributen der Mode spielt; die

---

<sup>152</sup> Vgl. Julia Bertschik: *Mode und Moderne. Kleidung als Spiegel des Zeitgeistes in der deutschsprachigen Literatur (1770-1945)*. Köln 2005. S. 180-181.

›neue Frau«, das ist die Frau, die in der Domäne der Männer einbricht, die Cafés, Tanzsäle und Amüsierlokale bevölkert, Zigaretten raucht, sich sportlich betätigt, ihre sexuellen Bedürfnisse nicht mehr versteckt, sondern lebt, die für sich die gleichen Rechte wie die Männer reklamiert, dabei der viktorianischen Doppelmoral Valet sagt.<sup>153</sup>

Das Wort ›neu« – Aufbruch signalisierend und Utopie evozierend – das später zum Leitbegriff der 1920er und beginnenden 1930er Jahre schlechthin avancierte, wurde bereits unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg häufig im Zusammenhang mit dem herrschenden Frauenbild verwendet.<sup>154</sup> Tatsächlich brachte die Weimarer Verfassung in vielen Bereichen Neuerungen für die Frau, indem sie ihr »grundsätzlich<sup>155</sup> dieselben staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten« wie dem Mann sowie das passive und aktive Wahlrecht gewährte, womit formaljuristisch die Hauptforderung der ersten Frauenrechtlerinnen des 19. Jahrhunderts erfüllt war. Darüber hinaus wurden ihre Grundrechte und Grundpflichten gesichert und die Ehe auf die Basis der Gleichberechtigung der Geschlechter gestellt. Obwohl diese verfassungsrechtlichen Neuerungen den Frauen ein gewisses Maß an Emanzipation einbrachten, ist ein Nebeneinander heterogener Kulturen, Bewusstseinsstufen, konfessioneller und politischer Milieus kennzeichnend für das Frauenleben in der Weimarer Gesellschaft, weshalb es sich jeder eindimensionalen Bewertung entzieht. Außerdem manifestierte sich rasch eine Diskrepanz zwischen den Erwartungen bzw. Idealvorstellungen der Frauenbewegung und ihren Anhängern und den Widrigkeiten der alltäglichen Verhältnisse sowohl im ehelichen und familiären Bereich, als auch im Berufsleben: Wie schon im Kaiserreich wurden Frauen bei gleicher Arbeit schlechter bezahlt als ihre männlichen Kollegen, der weibliche Arbeitsmarkt war darüber hinaus nach wie vor einer für Ungelernte und Berufstätigkeit blieb für junge Mädchen

---

<sup>153</sup> Jens Flemming: »›Neue Frau«? Bilder Projektionen, Realitäten.« In: Werner Faulstich (Hrsg.): *Die Kultur der zwanziger Jahre*. München 2008. S. 55-70, hier S. 62.

<sup>154</sup> Das Prinzip ›Neue Frau« gewann bereits im Zuge der ersten feministischen Bewegung im 19. Jahrhundert an Popularität und wurde mit dem Anspruch auf einen gleichberechtigten Weiblichkeitsentwurf und der Überwindung traditioneller Rollenzuschreibungen verbunden. Mit der Gründung des Deutschen Frauenvereins 1865 wurde in der bürgerlichen Frauenbewegung um Luise Otto-Peters Forderungen nach dem Frauenwahlrecht, einem gleichberechtigten Zugang zur Bildung und dem Recht auf Berufstätigkeit zunehmend laut. Diese Forderung wurde später vom radikalen Flügel um Anita Augspurg, der sich auch für eine gleichwertige Sexualmoral einsetzte, weitergeführt, wohingegen die proletarische Frauenbewegung, der u.a. Clara Zetkin und Adelheid Popp angehörten, den Begriff der ›Neuen Frau« mit der Vorstellung eines neuen Gesellschaftssystems verknüpften. Vgl. Patricia Gozalbez Cantó: *Fotografische Inszenierungen von Weiblichkeit. Massenmediale und künstlerische Frauenbilder der 1920er und 1930er Jahre in Deutschland und Spanien*. Bielefeld 2012. S. 77.

<sup>155</sup> Die durch den Zusatz ›grundsätzlich« einschränkende Lesart des Grundrechts wurde selbst vom Bund Deutscher Frauen (BDF) gebilligt, der darauf hinwies, dass Frauen und Männer durch prinzipiell verschiedene Interessen zwar gleichwertig, aber nicht gleichartig seien. Durch den Verweis auf solche vermeintlich natürlichen Geschlechterdifferenzen sollten weiterhin weibliche Werte in die Gesellschaft hineingetragen und das ›Mütterlich-menschliche« in einer männlich-versachlichten und technisierten Welt gestärkt werden. Allerdings wurde die Frauenbewegung diesem Vorhaben im Verlauf der Weimarer Republik nicht gerecht, sondern beschränkte sich vornehmlich auf Mitgliederwerbung und sozialpolitisches Engagement, z.B. durch die Gründung der AWO im Jahr 1919. Vgl. Kerstin Haunhorst: *Das Bild der Neuen Frau im Frühwerk Irmgard Keuns. Entwürfe von Weiblichkeit am Ende der Weimarer Republik*. Hamburg 2008. S. 15.

im Wesentlichen ein ›Durchgangsstadium‹ zur Ehe. Auch in den Hörsälen wurden weibliche Studierende, durch das Gleichstellungspostulat der Verfassung gezwungenermaßen geduldet, jedoch weitgehend als Fremdkörper im ›Lebensraum des Mannes‹ empfunden.<sup>156</sup> Es steht dennoch außer Frage, dass sich aufgrund der zunehmenden Sichtbarkeit von Frauen in der öffentlichen Sphäre, ihrer schichtübergreifenden außerhäuslichen Betätigung und ihres veränderten, selbstständigen Auftretens das Bild einer neuen, modernen Frau etablierte, und zwar insbesondere im Kontext der modernen Angestelltenkultur.<sup>157</sup>

Die Berufsgruppe der Angestellten,<sup>158</sup> die in den 1920er Jahren auf rund 20 Prozent der Bevölkerung angewachsen war, wurden zur Hauptzielgruppe der neuen Konsum- und Freizeitindustrie, weil sie dafür alle notwendigen Bedingungen mitbrachten: einen relativ hohen Bildungsgrad, die Konzentration in den Ballungsräumen und ihre offene Haltung gegenüber der kulturellen und gesellschaftlichen Moderne. Die weibliche Angestellte<sup>159</sup> avancierte im Zuge dessen zum Prototyp der emanzipierten Frau:

Wer morgens kurz vor 8 Uhr oder abends nach Büro- oder Geschäftsschluß durch das Geschäftsviertel einer Großstadt geht, dem begegnet als charakteristischer Eindruck ein Heer von jungen Mädchen und Frauen, die eilig zur Arbeit in die großen Geschäftshäuser streben oder müde von der Arbeit kommen – es sind die Massen der weiblichen Angestellten. Sie geben der Großstadt das beherrschende Bild, sie geben dem Warenhaus, dem Schreibbüro des Betriebes die charakteristische Prägung – mehr noch: sie sind heute ei-

---

<sup>156</sup> Flemming (2008): ›Neue Frau‹?, S. 64-65.

<sup>157</sup> Vgl. Thorsten Eitz/Isabelle Engelhardt: *Diskursgeschichte der Weimarer Republik*. Band 1. Hildesheim 2015. S. 418.

<sup>158</sup> Vgl. Walter Delabar: *Klassische Moderne. Deutschsprachige Literatur 1918-1933*. Berlin 2010. S. 15. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg gab es in Handel und Industrie mehr weibliche Beschäftigte, während der Frauenerwerbsanteil in der Landwirtschaft zurückging, begründet durch den Strukturwandel hin zu einem modernen Wirtschaftssystem. Dieser Trend begann um die Jahrhundertwende, setzte sich im Krieg mit der boomenden Rüstungsindustrie und auch während der Weimarer Republik fort. Von 1907 bis 1933 sank der Anteil weiblicher Erwerbsarbeit in der Landwirtschaft von 49,8% auf 40,5% und stieg in der Industrie von 19,5% auf 23,6%, und im Dienstleistungsbereich sogar von 14,6% auf 25,6%. Die allgemeine weibliche Erwerbstätigkeit war jedoch lediglich nur von 30,4% 1907 auf 35,6 % 1925 gestiegen. Vgl. Haunhorst (2008): *Das Bild der Neuen Frau*, S. 19.

<sup>159</sup> Die wichtigste literarische Auseinandersetzung mit dem Sujet der weiblichen Angestellten lieferte Irmgard Keun mit ihren Romanen *Gilgi – eine von uns* (1931) und *Das kunstseidene Mädchen* (1932). Ihre Protagonistinnen Gilgi und Doris, beide Stenotypistinnen, trafen den Nerv der Zeit, da sie durch Anpassung an das Modeideal und ihr anfänglich stark ausgeprägtes Streben nach Selbstständigkeit den Typ der ›Neuen Frau‹ verkörperten und insbesondere die Sehnsüchte und Aufstiegsfantasien der kleinen Angestellten repräsentierten. Im Verlauf der jeweiligen Romanhandlung machen sie jedoch einen Entwicklungsprozess durch, der sie ihre ursprünglichen Träume und Wünsche kritisch reflektieren lässt, was wiederum das Ideal der ›Neuen Frau‹ schließlich doch in Frage stellt. Die Filmindustrie reagierte auf den neun Typus der weiblichen Angestellten hingegen recht trivial: Hauptsächlich Anfang der 1930er Jahre wurde er zum Gegenstand einiger Filme, die aber oft eine stereotype Dramaturgie aufwiesen, in der die Heirat mit dem Vorgesetzten zum erstrebenswerten Ziel stilisiert wurde, wie z.B. in Wilhelm Thieles *Die Privatsekretärin* (1931). Die Filme antworteten damit auf die unbefriedigenden Arbeitsbedingungen von angestellten Frauen, indem sie gezielt ihre Wünsche nach beruflichem Aufstieg bzw. nach einer lukrativen Ehe bedienten. Vgl. Haunhorst (2008): *Das Bild der Neuen Frau*, S. 11 und S. 33.

gentlich zum Typus der berufstätigen Frau geworden; die weibliche Angestellte ist die typische erwerbstätige Frau der Masse.<sup>160</sup>

Diese Beschreibung der Angestelltenkultur, die Susanne Suhr Anfang der 1930er vorlegte, trifft die tatsächlichen Verhältnisse insofern, als dass darin der sprunghafte Zuwachs von weiblichen Angestellten nach dem Ersten Weltkrieg und ihre vornehmliche Beschäftigung als Verkäuferinnen und Stenotypistinnen reflektiert wird. Dennoch wird hier nur ein Ausschnitt der sozialen Realität geliefert: Auch in der Weimarer Republik war die Masse der erwerbstätigen Frauen in der Landwirtschaft und in der Industrie beschäftigt, die Angestellte blieb ein reines Großstadtphänomen, dessen Ausprägungen schon von Zeitgenossen einer kritischen Betrachtung unterzogen wurden.<sup>161</sup> So analysierte Siegfried Kracauer in seiner Studie *Die Angestellten* unter anderem den Jugend- und Schönheitswahn in der Angestelltenwelt und die empfohlenen Gegenmittel gegen den eintönigen Arbeitsalltag: Sport und Kulturgüter. Die Ausbreitung des Sports löse nach Kracauer nicht »Komplexe auf, sondern ist unter anderem eine Verdrängungserscheinung großen Stils; sie fördert nicht die Umgestaltung der sozialen Verhältnisse, sondern ist insgesamt ein Hauptmittel der Entpolitisierung.«<sup>162</sup> Für Kracauer bewegten sich die Angestellten demnach in einem ideologischen Vakuum – für das er die berühmte Metapher der »geistigen Obdachlosigkeit« geprägt hat – wodurch sie zum Symbol einer rationalisierten, sinnentleerten und konsumorientierten Welt der industriellen Moderne wurden.<sup>163</sup>

In dem 1929 publizierten Sammelband *Die Frau von morgen, wie wir sie wünschen* wurde nicht die Angestelltenkultur, sondern die moderne Frau im Allgemeinen einer literarisch-philosophischen Sektion unterzogen. Hinter dem überaus heterogenen, fast fragmentarisch wirkenden Werk, das vom Verlag als »Manifest« zu einem Thema, das die Epoche und die Zeitgenossen im besonderen Maße bewegt, beworben wurde, verbergen sich Diagnosen und Sehnsüchte, erotische Fantasien, Bilder und

---

<sup>160</sup> Susanne Suhr (Bearb.): *Die weiblichen Angestellten. Arbeits- und Lebensverhältnisse. Eine Umfrage des Zentralverbandes der Angestellten*. Berlin 1930. S. 3-4.

<sup>161</sup> Vgl. Alice Rühle-Gerstel: *Das Frauenproblem der Gegenwart – Eine psychologische Bilanz*. Leipzig 1932. S. 299-300: »Ein halbseidener Beruf, halbseiden wie die Strümpfe und Hemdchen der Ladenfräuleins, halbseiden wie ihr Gemüt und ihre Gedankenwelt. [...] Ihrer wirtschaftlichen Situation gemäß Proletarierin, ihrer Ideologie nach bürgerlich, ihrem Arbeitsfeld zufolge männlich, ihrer Arbeitsgesinnung nach weiblich. Schillernde Gestalten, von schillerndem Reiz oft, ebenso oft von schillernder Fragwürdigkeit, auf alle Fälle von schillernder Sicherheit ihres sozialen und seelischen Daseins.«

<sup>162</sup> Siegfried Kracauer (1971): *Die Angestellte*, S. 100.

<sup>163</sup> Vgl. Kracauer (1971): *Die Angestellten*, S. 91: »Der Durchschnittsarbeiter, auf den so mancher kleine Angestellte gern herabsieht, ist diesem oft nicht nur materiell, sondern auch existentiell überlegen. Sein Leben als klassenbewußter Proletarier wird von vulgär-marxistischen Begriffen überdacht, die ihm immerhin sagen, was mit ihm gemeint ist. Das Dach ist allerdings heute reichlich durchlöchert. Die Masse der Angestellten unterscheidet sich vom Arbeiter-Proletariat darin, daß sie geistig obdachlos ist. Zu den Genossen kann sie vorläufig nicht hinfinden, und das Haus der bürgerlichen Begriffe und Gefühle, das sie bewohnt hat, ist eingestürzt, weil ihm durch die wirtschaftliche Entwicklung die Fundamente entzogen worden sind. Sie lebt gegenwärtig ohne eine Lehre, zu der sie aufblicken, ohne ein Ziel, das sie erfragen könnte.«

Projektionen von prominenten Männern des Weimarer Literaturbetriebs wie Stefan Zweig, Max Brod, Richard Huelsenbek und Robert Musil. Es ist augenfällig, dass die Entstehung des Bandes unter dem Eindruck von massiven Beunruhigungen stand und man kann ihm entnehmen, wie tief der Schock saß, den die neue ästhetische Erscheinungsform der Frauen auslöste, da ihre Erörterung einen proportional auffällig breiten Raum einnimmt, wohingegen Themen wie die weibliche Erwerbstätigkeit oder das Frauenwahlrecht weit dahinter zurücktreten.<sup>164</sup>

Der sinnfällige Wandel in der Erscheinung des Weiblichen sprengte in den Augen der meisten Autoren die Dimension einer bloßen Modelaune, vor allem, weil er im Zusammenhang mit der Erfahrung des Ersten Weltkriegs und dem technischen Fortschritt zu stehen schien:<sup>165</sup> Arnolt Bronnen spricht deshalb vom kriegsbedingten Verlust der Balance, der auch die Geschlechter betroffen habe,<sup>166</sup> Richard Huelsenbeck, der es grundsätzlich für notwendig hält »die moderne Frau zu bejahen«, sieht das Ende des Patriarchats gekommen, fügt aber beschwichtigend hinzu, dass die »Maschine« nicht die Kraft haben werde, »die Gemeinschaft der Ehe wirklich zu zerstören.«<sup>167</sup> Für Musil, der ebenfalls den Krieg für den Auslöser der die Geschlechterrollen betreffenden Umbrüche hält, befindet sich die »Neue Frau« in einem selbstgewählten Übergangsstadium, da sie »müde geworden [ist], das Ideal des Mannes zu sein, der zur Idealisierung nicht mehr so die rechte Kraft hat« und es daher übernommen hat, »sich als ihr eigenes Wunschbild auszudenken.«<sup>168</sup> Frank Thiess geht in seiner Beurteilung noch einen Schritt weiter und konstatiert, dass »absolute Gleichheit nicht gefordert werden« kann, da es Wirkungs- und Lebensbereiche gäbe, »in denen dem Manne unbedingte Priorität zukommt« und »die

---

<sup>164</sup> Siehe dazu beispielsweise Robert Musil: »Die Frau gestern und morgen.« In: Friedrich Markus Huebner (Hrsg.): *Die Frau von morgen wie wir sie wünschen. Eine Essaysammlung*. Frankfurt am Main 1990. S. 85-93, hier S. 91: »Der Krieg ist es gewesen, der den Massen der Frauen die Scheu vor den Mannesidealen und dabei auch vor dem Ideal der Frau genommen hat, und die entscheidende Schlacht ist nicht von den Vorkämpferinnen der Emanzipation, sondern am Ende von den Schneidern geschlagen worden. Die Frau hat sich auch nicht in der Weise freigemacht, daß sie dem Manne Tätigkeitsgebiete abnahm, wie es früher den Anschein hatte, sondern ihre entscheidenden Taten waren, daß sie sich seiner Vergnügungen bemächtigte und daß sie sich auskleidete.«

<sup>165</sup> Vgl. Silvia Bovenschen: »Krieg und Schneiderkunst oder Wie sich die Männer von gestern die Frau von morgen vorstellten.« In: Friedrich Markus Huebner (Hrsg.): *Die Frau von morgen wie wir sie wünschen. Eine Essaysammlung*. Frankfurt am Main 1990. S. 9-21, hier S. 14-16.

<sup>166</sup> Vgl. Arnolt Bronnen: »Die weibliche Kriegs Generation.« In: Friedrich Markus Huebner (Hrsg.): *Die Frau von morgen wie wir sie wünschen. Eine Essaysammlung*. Frankfurt am Main 1990. S. 68-74, hier S. 68: »Zu jenen sechs Millionen Männern, welche durch gewaltige Ereignisse plötzlich auf die männliche Seite ihres Daseins gezwungen wurden, – und das ist die gefährliche, kämpferische, zum Opfer bereite, die nichts mehr ersehnt als die tödliche Unterordnung unter die Idee und den Männer mordenden Ruf des großen Kommandos, – gehörten sechs Millionen Frauen, welchen die Bindung entzogen wurde, auf der ihre Balance beruhte. Die Männer fanden eine neue Balance: Im Feind. Die Frauen Welt aber begann zu taumeln.«

<sup>167</sup> Richard Huelsenbeck: »Bejahung der modernen Frau.« In: Friedrich Markus Huebner (Hrsg.): *Die Frau von morgen wie wir sie wünschen. Eine Essaysammlung*. Frankfurt am Main 1990. S. 33-37, hier S. 36.

<sup>168</sup> Musil (1929): *Die Frau gestern und morgen*, S. 91-92.

Emanzipationsbewegung auf eine der männlichen nur ›ähnliche‹, spezifisch weibliche Freiheit« abzielt.<sup>169</sup> Silvia Bovenschen fasst den Inhalt des Sammelbandes<sup>170</sup> mit folgenden Worten zusammen, die als repräsentativ für die Wahrnehmung, Beurteilung und Konstruktion des Weimarer Frauenbildes angesehen werden können:

Und so wird die neue Frau entworfen, verworfen, neu konzipiert, alt beschworen, segmentiert und komplettiert, bald hierhin, bald dorthin kommandiert, in den Himmel gezeichnet, in die Erde gestampft, fließend gedacht, zur Beständigkeit verdonnert, mit alten Wünschen beschwert, mit neuen Hoffnungen garniert, mit Sehnsucht gesucht...gefunden aber werden die alten Entwürfe, die bekannten Bilder, allenfalls ergänzt und variiert durch einige neue Spielarten.<sup>171</sup>

Vergleichbar stellt Julia Bertschik fest, dass die ›Neue Frau‹ der Weimarer Republik vor allem als Konstrukt vielstimmiger Diskurse, über die sich sowohl progressive als auch traditionelle Vorstellungen von Weiblichkeit etablieren, aufgefasst werden sollte. Den Hintergrund bildete das typische Dilemma einer modernen Massenkultur, deren Fusion von Kultur und Wirtschaft in der Unterhaltungsindustrie eine eindeutige Differenzierung zwischen Realität und Fiktion, Image und Typ, Produktwerbung und Selbstverwirklichung immer bedeutungsloser werden ließ. Das kulturphysiognomische Interesse an der Repräsentation neuer Frauentypen führte dabei zu einer Verflechtung gebrauchts- und kunstliterarischer Diskurse im Sinne

---

<sup>169</sup> Frank Thiess: »Krise der neuen Freiheit.« In: Friedrich Markus Huebner (Hrsg.): *Die Frau von morgen wie wir sie wünschen. Eine Essaysammlung*. Frankfurt am Main 1990. S. 141-150, hier S. 144-145.

<sup>170</sup> Der Essayband wurde bereits von – meist weiblichen – Zeitgenossen harsch kritisiert. So bezeichnete die Pädagogin Trude Wiechert ihn 1931 im *Kulturwillen* als ›Männerbuch‹, fernab von der Realität der Frauen und das oft beschworene ›Ewig-Weibliche‹ als männliches Phantasma, das kategorisch abzulehnen sei: »Es gibt nur eine spezifisch weibliche Aufgabe, die Empfängnis, das Wachsenlassen der Frucht, die Geburt des Kindes und seine natürliche Ernährung bis zu einer gewissen Unabhängigkeit von der Mutter. Sind die biologischen Aufgaben gelöst, dann hat die weibliche Tätigkeit ihr Ende erreicht, die allgemeinmenschliche tritt das Erbe an. [...] Wir Frauen von heute lieben zwar schon die Freiheit, sehen ihre Möglichkeiten, atmen neue Luft und verändern unser Sein schon ein wenig sichtbar nach außen – aber trotzdem ersticken noch unsere besten Kräfte in der von Männern geschaffenen Welt, wir stoßen uns an ihren Gesetzen wund und wissen noch immer nicht, was ›typisch weiblich‹ ist, weil wir uns nicht erproben können.« Trude Wiechert: »Die Frau von morgen. Wie wir sie wünschen.« In: *Kulturwille* 8, 1931, S. 146. Im Zuge dessen etablierte sich auch die Beurteilung der ›Neuen Frau‹ als ›Übergangsgeschöpf‹, dessen transitorische Natur einer Vorstellung von Modernität verpflichtet war, wie beispielsweise Alice Rühle-Gerstel in ihrer 1932 veröffentlichten sozialpsychologischen Studie zum *Frauenproblem der Gegenwart* betont: »Sie ist noch kein neuer Typ; sie hat gewisse Lebensformen ausgebildet, die den Rahmen für einen neuen Typ abgeben können. [...] Und feindselig, kalt, in schweigendem Warten stehn um sie die Mauern der Vorurteile, die Geschlechtslegende von gestern, die ökonomische, soziale und geistige Rangordnung, die den Frauen den unteren Rang zuweist. [...] Heute steht das weibliche Geschlecht an einer Umbruchstelle seiner Entwicklung. Der Übergang von der alten zur neuen Weiblichkeit vollzieht sich nicht gradlinig und scheitert zuweilen an den Klippen der Männlichkeit.« Rühle-Gerstel (1932): *Das Frauenproblem der Gegenwart*, S. 408-409.

<sup>171</sup> Bovenschen (1990): *Krieg und Schneiderkunst*, S. 17.

einer neusachlichen Gebrauchsästhetik, was wiederum zur Etablierung des Alltagsmythos ›Neue Frau‹ beitrug.<sup>172</sup> Gleichzeitig wurde der Begriff im Laufe der 1920er Jahre zunehmend von seinen ursprünglichen emanzipatorischen Zusammenhängen abgekoppelt und sukzessive in ein ikonografisches Konzept überführt, das sich schließlich als typisierte Verbildlichung im öffentlichen Bewusstsein verankerte. Somit wurde das Konzept der ›Neuen Frau‹ einerseits immer stärker mit gesellschaftlichem Fortschritt gleichgesetzt, andererseits aber lediglich auf die äußere, modische Hülle und weniger auf inhaltliche Vorstellungen bezogen.

### 3.1.2 Die neue Sexualmoral

Im Zuge der fortschreitenden Emanzipation erlaubte sich die moderne Frau auch auf sexuellem Gebiet größere Freiheiten und brach mit traditionellen Normen und Tabus. Dies war vor allem deshalb möglich, da in den 1920er Jahren die Diskussion um Sexualität – besonders weiblicher Sexualität, geschlechtlicher Identität und heterosexueller Beziehungen – ins Zentrum des politischen und gesellschaftlichen Lebens rückte und eine komplexe und teilweise widersprüchliche Sexualreformbewegung entstand, die als Ausdruck und Reaktion auf die vielfältigen Krisen dieser Zeit verstanden werden kann.<sup>173</sup> Bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert ließ sich eine generelle Erotisierung der deutschen Gesellschaft und Kultur feststellen. Eine Folge davon war, dass die Produktion erotisch-pornografischer Werke ein beachtliches Ausmaß angenommen hatte, sodass die Sittlichkeitsbewegung die zunehmende Kommerzialisierung und Industrialisierung von Sexualität in Zeitschriften und Broschüren anprangerte.<sup>174</sup> Aber auch die Verbreitung von medizinischen Ratgebern und Informationsblättern über Verhütung, Abtreibung und Geschlechtskrankheiten wurde sanktioniert.<sup>175</sup> Hinzu kam, dass die vom Krieg geschundene deutsche

---

<sup>172</sup> Vgl. Bertschik (2005): *Mode und Moderne*, S. 272.

<sup>173</sup> Atina Grossmann: »Die neue Frau und die Rationalisierung der Sexualität in der Weimarer Republik.« In: Ann Snitow et.al. (Hrsg.): *Die Politik des Begehrens. Sexualität, Pornographie und neuer Puritanismus in den USA*. Berlin 1985. S. 38-62, hier S. 39.

<sup>174</sup> Seit den 1890er Jahren führten Verfechter von Sittlichkeitsbewegungen und Volksschriftenvereinen, angeführt von dem Bibliothekar und Vorsitzenden der ›Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung‹ Dr. Ernst Schulz, eine Kampagne gegen den sogenannten ›Schund und Schmutz‹ in der Literatur, sodass in der Folge der § 184 zur ›Verbreitung pornographischer Schriften‹ um den Strafbestand erweitert wurde, der das »Feilhalten von Schriften, das Ausstellen von Abbildungen und das Aufführen von Theaterstücken [...] verbot, die, ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzen.« Die Kritik richtete sich dabei neben der sexuell anzüglichen Literatur (Schmutz) auch gegen die literarisch und inhaltlich wertlose Literatur (Schund), worunter auch Kolportageliteratur und die Heftchenromane der Kaiserzeit verstanden wurden. Viele der betroffenen Schriftsteller wehrten sich gegen die Kampagne, wie beispielsweise Thomas Mann, der die kleinkarierten Eingriffe in die Kunstfreiheit in seiner Novelle *Gladius Dei* (1902) satirisch geißelte. Vgl. Ernst Fischer/Stephan Füssel (Hrsg.): *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. Und 20. Jahrhundert. Die Weimarer Republik 1918-1933*. Teil 1. München 2007. S. 74-75.

<sup>175</sup> Christine Haug: *Reisen und Lesen im Zeitalter der Industrialisierung. Die Geschichte des Bahnhofs- und Verkehrsbuchhandels in Deutschland von seinen Anfängen um 1850 bis zum Ende der Weimarer Republik*. Wiesbaden 2007. S. 335. Bis Mitte der 1920er standen bereits über 8.000 Schriften auf dem Index

Bevölkerung endlich wieder ›leben‹ und sich amüsieren wollte. In den Großstädten schossen die Kino- und Tanzpaläste, die Kabarets, Varietés und Amüsierviertel aus dem Boden und Berlin avancierte zur Vergnügungsmetropole, der man eine anrühige und erotisierende Intensität zuschrieb:

Man sprach von Berlin, solange man es nicht besaß, wie von einer sehr begehrten Frau, deren Kälte und Koketterie allgemein bekannt ist und auf die man um so mehr schimpft, je weniger Chancen man bei ihr hat. Wir nannten sie arrogant, versnobt, parvenühaft, kulturlos und ordinär. Ingeheim aber sah sie jeder als das Ziel seiner Wünsche: der eine füllig, mit hohem Busen in Spitzenwäsche, der andere schlank mit Pagenbeinen in schwarzer Seide, Unmäßige sahen beides, und der Ruf ihrer Grausamkeit reizte erst recht zum Angriff.<sup>176</sup>

Nirgendwo schwappte die neue Erotisierungswelle, angefangen von der Werbung bis hin zu Nacktdarbietungen und Pornografie, so hoch wie in dieser Stadt. Das halbseidene Berlin, die Sinnlichkeit der Vergnügungsetablissemments und Prostituierten-Milieus erregten aber schon bald die Gemüter der Sittenwächter: Man sprach von »gesellschaftlichen Zersetzungserscheinungen der Großstädte,«<sup>177</sup> die vor allem für junge, ledige Frauen eine gefährliche Herausforderung darstellten. Hatte der Krieg schon einen »hemmungslosen Verfall ins Geschlechtliche«<sup>178</sup> verursacht, so schreite die sexuelle Verwahrlosung in einem bedrohlichen Tempo fort.<sup>179</sup> Eine nüchternere Auffassung und Einschätzung des zeitgenössischen Umgangs mit Sexualität, die dem Duktus der neuen Sachlichkeit entsprach, legte hingegen Alfred Döblin in einem Artikel des *Querschnitt* vor:

Wie es mit der Sexualität steht und ob man sie überschätzt oder unterschätzt, soll ich sagen. Sicher ist mir nur, wenn ich unter Menschen gehe, daß der alte Satz recht hat von dem ›Weltgetriebe‹, daß durch ›Hunger und Liebe‹ erhalten wird. Und unter Liebe muß ich schon sexuelle Liebe – Liebe die aus sexu-

---

der Sittenwächter, wie Dr. Paul Englisch in dem Artikel »Der Kampf gegen die Pornographie«, 1930 im *Kriminalmagazin* erschienen, feststellt: »So hat sich im Laufe der Jahre in dem ›Giftschrank‹ des Polizeipräsidiums eine ganz stattliche Reihe von Druckschriften (an 8200) angehäuft, die sechs gewaltige Doppelschränke einnehmen. Das Hauptkontingent bilden naturgemäß die grobpornographischen Schriften, in denen die Technik der animalischen Liebe, mit keinem die Brutalität verhüllenden Schleier, nach allen Regeln der Kunst abgehandelt wird. An zweiter Stelle stehen belletristische Erzeugnisse von literarischem Niveau, deren Verfasser lediglich in der Ausmalung erotischer Begebenheiten des Guten zuviel getan haben, weshalb der Bannstrahl des Gesetzes sie traf. An letzter Stelle rangieren die Schriften, denen ein gerichtliches Erkenntnis ihre Unbedenklichkeit bescheinigte.« Paul Englisch: »Der Kampf gegen die Pornographie.« In: *Das Kriminalmagazin* 2/18, 1930, S. 574-578, hier S. 575.

<sup>176</sup> Carl Zuckmayer: *Als wär's ein Stück von mir*. Frankfurt am Main 1976. S. 325.

<sup>177</sup> Kurt Finkenrath: »Das Problem der ledigen Frau.« In: *Zeitschrift für Sexualwissenschaft* 12, 1925/26, S. 182.

<sup>178</sup> Otto Mönckemöller: »Sexuelle Verwahrlosung.« In: *Zeitschrift für Sexualwissenschaft* 13, 1926/27, S. 106-107.

<sup>179</sup> Vgl. Ilona Stölken: »Komm, laß uns den Geburtenrückgang pflegen!« In: Anja Bagel-Bohlan/Michael Salewski (Hrsg.): *Sexualmoral und Zeitgeist im 19. und 20. Jahrhundert*. Opladen 1990. S. 83-105, hier S. 85-86.

eller Quelle stammt – verstehen. Also: Man kann Sexualität gar nicht überschätzen. Sie ist – entsprechend dem alten Satz – die zweite Achse, um die sich unsere Existenz dreht. [...] Und so sehen wir denn viele Jünglinge und Jungfrauen verschiedener Altersstufen sich heute bewegen, sie überschätzen die Sache nicht, unterschätzen sie auch nicht, sind weder von Kopf bis Fuß, noch in umgekehrter Richtung auf Liebe eingestellt, aber sie spielen Tennis, fahren Autos, tanzen, stempeln, treiben Politik und lieben (gebrauchen wir einmal das harte Wort): Sie sporteln Sexualität.<sup>180</sup>

Döblins Einschätzung repräsentiert einen Mentalitätswandel, der sich im Laufe der 1920er Jahre vollzogen hatte: Die auf Reproduktion und dabei auf eine Einheit von Sexualität und Fortpflanzung ausgerichtete alte Sexualmoral hatte allmählich einer veränderten Einstellung insbesondere in Bezug auf sexuelle Selbstbestimmtheit und Geburtenregelung weichen müssen. Bereits Ende der 1890er Jahre hatten nicht nur die Eheschließungen ab- und die Scheidungsrate zugenommen, auch die Geburten waren kontinuierlich zurückgegangen. Während Bevölkerungspolitiker und -wissenschaftler diese Entwicklung geradezu als nationale Katastrophe werteten, sahen die Vertreter der sich nach dem Ersten Weltkrieg herausbildenden Sexualreformbewegung darin eine Chance für eine vernünftige Bevölkerungspolitik.<sup>181</sup> Ziel der Sexualreformbewegung, die bis zu 150 000 Mitglieder – überwiegend Mediziner, Juristen und Sozialarbeiter – in den verschiedensten Organisationen zählte und die größtenteils der Massenpartei der Arbeiterbewegung verbunden war, war demnach die Legalisierung von Verhütungsmitteln und Abtreibungen, Sexualerziehung und eugenische Gesundheit.<sup>182</sup> Dadurch sollte vornehmlich des ökonomische und sexuelle Elend der Arbeiterklasse gelindert werden, wodurch gleichzeitig die Familie und die Heterosexualität in allen Klassen stabilisiert werden sollte.

Entsprechend der Auffassung der modernen Sexualwissenschaft, dass die Sexualität des Menschen als ganz natürlich empfunden und entsprechen ausgelebt werden sollte, verwies man außerdem auf das Recht der Frau auf sexuelle Befriedigung und das auch außerhalb der Ehe. Gegenüber der ›Neuen Frau‹ hatten die Reformer dennoch eine ambivalente Einstellung: Faszination und Bewunderung auf der einen, Kontrolle auf der anderen Seite. Sie wollten die ›gefährliche‹ Erotik einer Rationalisierung unterziehen und versuchten, einen bestimmten Standard von Ge-

---

<sup>180</sup> Alfred Döblin: »Sexualität als Sport?« In: *Der Querschnitt* 11/11, 1931, S. 760-762, hier S. 760-761.

<sup>181</sup> Vgl. Stölken (1990): *Komm, laß uns den Geburtenrückgang pflegen!*, S. 84.

<sup>182</sup> Verhütung war auch in der Weimarer Republik meist Frauensache, wobei aber die Kenntnisse auf diesem Gebiet sehr beschränkt bzw. fehlerhaft waren. Weil Kondome für die Meisten noch zu teuer oder unbekannt waren, behalf man sich oft mit Ausspülungen oder dem *Coitus interruptus*. Schlimmstenfalls mussten die Frauen auf eine Abtreibung zurückgreifen, allein im Jahr 1931 wurden schätzungsweise eine Million davon durchgeführt. Da der Schwangerschaftsabbruch zudem mit Gefängnis von bis zu fünf Jahren bestraft wurde, kam es zu zahlreichen illegalen Abtreibungen und einer damit verbundenen größeren Sterblichkeitsrate: So starben in den 1920er Jahren etwa 25.000 Frauen infolge illegaler Abtreibungen, bis zu 250.000 trugen lebenslange Krankheiten davon. 1931 gab es Massenproteste für die Streichung des § 218, der Abtreibungen unter Strafe stellte, initiiert von Sexualreformern, Sozialdemokraten und Feministinnen, die jedoch zu keinem Erfolg führten. Vgl. Haunhorst (2008): *Das Bild der Neuen Frau*, S. 29-30.

sundheit und sozial verantwortlichem sexuellen Verhalten zu etablieren. Die Sexualreform entdeckte und propagierte die weibliche Sexualität allerdings stets mit Hilfe männlicher und heterosexueller Topoi – Männer waren schließlich noch immer die Hauptakteure der Sexualreformbewegung – und zum Ziel der Stabilisierung der klassischen Familie. Im Prinzip wurden dieselben Kriterien, die man für eine effektive Rationalisierung der Industrie entwickelt hatte, auf die menschliche Sexualität übertragen: Einheitlichkeit, Zuverlässigkeit, Reproduzierbarkeit, Vorhersehbarkeit. Der menschliche Körper wurde wie eine richtig justierte Maschine zum Zwecke des gesunden Volkskörpers mit Normierungen überzogen und der mystifizierende Schleier der Natürlichkeit systematisch von der Sexualität entfernt:<sup>183</sup> »Unsere Zeit braucht Frauen, die ihren Körper kennen, die die Gesetze der aufklärenden Erotik beherrschen – und die nach den uralten Thesen der Schönheit des Körpers und der Seele gesunden Kindern das Leben schenken.«<sup>184</sup> Zahlreiche Handbücher und Zeitschriften zur Sexualreform<sup>185</sup> präsentierten ein Bild der »Neuen domestizierten Frau«, ein Bild, bei dem an die Stelle der unmündigen, vom Leben gezeichneten proletarischen Ehefrau die berufstätige Mutter, Geliebte, Kameradin trat, die gleichzeitig eine gesundheitsbewusste Konsumentin und sexuell aktive Partnerin war. Das zentrale Motiv der Sexualreformbewegung war, dass der einzige geeignete Platz für Liebe und Sexualität die geordneten Lebensverhältnisse der Ehe zu sein hatten. Eine befreite Sexualität sollte die Frau eben nicht zu einem ungebundenen Lebenswandel verleiten, sondern zu einer stärkeren Ero-

<sup>183</sup> Grossmann (1985): Die neue Frau und die Rationalisierung der Sexualität, S. 54.

<sup>184</sup> O.A.: »Sexualhygiene.« In: *Zeitschrift des Reichsverbandes für Geburtenregelung und Sexualhygiene* 2/12, 1930, S. 90. Diese ambivalente Haltung gegenüber der neuen, sexuell befreiten Frau wird auch an Otto Flakes Einschätzung aus dem Jahr 1929 deutlich: »Die Frau ist kein romantisches Wesen mehr. Früher wußte ein Mann nicht recht Bescheid, aus was für einem Stoff die Frau gemacht war. Er wußte, was für ein gieriges Geschöpf er selbst war, aber wenn ihn das bedrückte, konnte er seine idealistischen Bedürfnisse, die Wünsche nach Erlösung, auf Vorstellungen von der Frau übertragen. [...] Die Silberaura schwand. Was da steht und Frau heißt, ist aus demselben Stoff wie der Mann gemacht, ein Körper, den Hunger, Liebe und das Bedürfnis nach Entspannung regieren. Stellt man sich mit irgend jemand auf die gleiche Stufe, so wird man seinesgleichen. [...] Positiv gesehen bedeutet das alles: die erotischen Beziehungen sind ehrlicher geworden, die Frauen selbstständig, die Forderung des gleichen Rechtes ohne Ansehn des Standes, des Alters und des Geschlechts hat sich durchgesetzt. Sentimentalitäten gelten nicht mehr, Schönreden auch nicht, die Tragödien sind auf ein erstaunliches Minimum zusammengeschrumpft, und die Menschheit ist auf dem besten Wege, einen ihrer ärgsten Plagegeister, sie sexuelle Komplikation, in einem Grade zu vereinfachen, daß sich bereits ein lebbares Ideal herausgebildet hat: selbstständig bleiben, mitnehmen, was mitgenommen werden kann, das gefährliche Gelände der ernsten Gefühle meiden –« Otto Flake: »Die alte Aufgabe – die neue Form.« In: Friedrich Markus Huebner (Hrsg.): *Die Frau von morgen wie wir sie wünschen. Eine Essaysammlung*. Frankfurt am Main 1990. S. 135-140, hier S. 135-137.

<sup>185</sup> Die Historiografie der Sexualität war zu Beginn durch eine besondere Form der Darstellung, der sogenannten »Sittengeschichte«, geprägt, wobei die entsprechenden Werke bis weit in die 1930er Jahre hinein weniger von Historikern, sondern von Medizinern, Anthropologen und Ethnografen verfasst wurden, die sich als Kulturhistoriker verstanden. Ihnen war zudem gemeinsam, dass sie Sexualität als omnipräsente Triebkraft der Geschichte voraussetzten und im menschlichen Sexualverhalten ein Maß für den moralischen und zivilisatorischen Zustand früherer und gegenwärtiger Gesellschaften sahen. Vgl. Franz X. Eder: *Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität*. München 2002. S. 10.

tisierung und Stabilisierung der Ehe führen. Ein harmonisches und vielseitiges Geschlechtsleben wurde nicht zum Zwecke des Amüsemments propagiert, sondern sollte dazu beitragen, dass die Institutionen Ehe und Familie vor allem für Frauen wieder attraktiver erschienen.<sup>186</sup> Das Paradoxon der Sexualreformbewegung bestand demnach darin, dass sie die weibliche Sexualität einerseits ›befreite‹, andererseits aber neuen Tabus und Restriktionen unterwarf. Auch wenn die Zwischenkriegszeit also insgesamt als Periode der Sexualreform gelten kann, ist im Zuge der Politisierung der Geburtenregelung und der einsetzenden Sexualberatung und -therapie aber auch eine verstärkte Reglementierung und Normierung des Sexuellen erfolgt, die außerdem hauptsächlich auf die Kontrolle weiblicher Sexualität abzielte.<sup>187</sup> Dass die zeitgenössische Kriminologie und Sexualpathologie dabei als wesentliche wissenschaftliche Kontrollinstanzen fungierten, soll, nachdem ein kurzer Überblick über die Entwicklungsstufen des für die Untersuchungen relevanten Kriminalitätsdiskurses gegeben wurde, im Folgenden aufgezeigt werden.

## **3.2 Kriminalitätsdiskurse der Weimarer Republik**

### **3.2.1 Kriminologie als neue wissenschaftliche Disziplin**

Die Genese der frühen Kriminologie, die es noch nicht zu einem systematischen Ausbau und zu einem disziplinären Selbstverständnis gebracht hatte, ist im Wesentlichen zwei Entwicklungslinien zuzurechnen: Einerseits der empiristischen Geisteshaltung, die seit dem 18. Jahrhundert von den Naturwissenschaften sukzessive auf die Sozialwissenschaften übergegriffen und eine Ausdehnung der statistischen Forschungsmethode auch auf gesellschaftliche Erscheinungen nahegelegt hat und andererseits der Gesellschaftskritik und den sie begleitenden sozialhygienischen Bestrebungen, hervorgerufen durch das Massenelend und die Massenkriminalität, die der industriellen Revolution gefolgt waren. Die Kriminologie erschien dabei von Anfang an sowohl inhaltlich als auch institutionell als überaus heterogene Wissenschaft, unter deren Dach AutorInnen verschiedenster Disziplinen wie Medizin, Psychiatrie, Anthropologie und Theologie zum Wissen über den verbrecherischen Menschen beitrugen.

Insbesondere die Arbeit der Moralstatistiker des frühen 19. Jahrhunderts war dafür von großer Bedeutung. Die Begründer dieses neuen Wissenschaftszweigs waren der französische Rechtsanwalt André-Michel Guerry und der belgische Astronom Adolphe Quetelet, die, unabhängig voneinander, Anfang der 1830er Jahre erstmals Analysen von Kriminalstatistiken vorlegten, nachdem die französische Regierung 1827 damit begonnen hatte, diese zu veröffentlichen. Ihr vornehmliches Anliegen war es, empirische Methoden der Naturwissenschaften auf die Sozialwissenschaften zu übertragen. Das wichtigste Ergebnis ihrer Analysen war der Befund, dass die

---

<sup>186</sup> Grossmann (1985): Die neue Frau und die Rationalisierung der Sexualität, S. 104-105.

<sup>187</sup> Eder (2002): Kultur der Begierde, S. 203.

weitverbreitete Theorie, dass Kriminalität vor allem von Armut und dem Mangel an Bildung herrühre, nicht mit den statistischen Werten übereinstimmte. Stattdessen fanden sie heraus, dass die signifikantesten Faktoren für die Begehung von Straftaten das Alter und das Geschlecht waren: Am häufigsten wurden Straftaten im Alter zwischen 21 und 25 Jahren begangen, darüber hinaus wurden Männer viermal so häufig straffällig wie Frauen.<sup>188</sup> Obwohl die Moralstatistiker bei ihren Analysen den Fokus also auf individuelle Faktoren wie Alter und Geschlecht legten, war ihr Ziel nicht, biologistisch zu argumentieren und herauszustellen, dass sich der kriminelle Mensch durch naturgegebene bzw. angeborene Eigenschaften von nicht-kriminellen Individuen unterscheidet, der Einfluss sozialer Faktoren wurde stattdessen betont.<sup>189</sup> Fortgeführt wurde der sozialkriminologische Ansatz von Émile Durkheim, für den das menschliche Sozialverhalten von sozialen Normen bestimmt war, die der jeweiligen Kultur folgen. Menschliche Individuen können, so Durkheim, im Gegensatz zu Tieren, die in ihrem Verhalten weitgehend von biologischen Instinkten bestimmt seien, von den Normen abweichen. Aufgrund der Variabilität der Individuen und der Beweglichkeit der Kulturen müsse es sogar in jeder Gesellschaft jederzeit ein gewisses Maß von Abweichungen geben, Abweichungen, die sogar notwendig sind, da zu große Konformität eine Kultur stagnieren lassen könnte. Durkheim erklärte in diesem Sinne ein gewisses Maß an Kriminalität in einer Gesellschaft ausdrücklich für ›normal‹, abnorm und pathologisch sei der Zustand demnach nicht nur, wenn das Kriminalitätsmaß überschritten, sondern auch wenn es unterschritten werde. Er stellt aber auch klar, dass diese soziologische Normalität nicht bedeute, dass der einzelne Straftäter biologisch und psychisch normal sein müsse.<sup>190</sup>

---

<sup>188</sup> Siehe dazu André-Michel Guerry: *Statistique comparée de l'état de l'instruction et du nombre des crimes dans les divers arrondissements des Académies et des Cours Royales de France*. Paris 1829; Ders.: *Essai sur la statistique morale de la France*. Paris 1833; Ders.: *Statistique morale de l'Angleterre comparée avec la statistique morale de la France, d'après les comptes de l'administration de la justice criminelle en Angleterre et en France, etc.* Paris 1864 und Adolphe Quetelet: *Histoire des sciences mathématiques et physiques chez les Belges*. Brüssel 1864; Ders.: *Science mathématiques et physiques chez les Belges au commencement du 19e siècle*. Brüssel 1866; Ders.: *Physique sociale ou essai sur le développement des facultés de l'homme*. Brüssel 1869; Ders.: *Anthropométrie ou mesure des différentes facultés de l'homme*. Brüssel 1870.

<sup>189</sup> Aus der Zusammenfassung und dem Vergleich quantitativen Materials sollten also weitreichende Annahmen über Regel- und Gesetzmäßigkeit der sozialen Handlungen des Menschen abgeleitet werden. Die damit verbundenen deterministischen Vorstellungen fanden ihren plastischen Niederschlag in der Konstruktion eines *homme moyen*, in dem sich die Normalverteilung der sozialen Phänomene widerspiegeln. Die deutsche Rezeption der Moralstatistik seit den 1860er Jahren konzentrierte sich von Anfang an auf das in dieser Forschungsrichtung enthaltene Problem der menschlichen Willensfreiheit, während die mathematischen Implikationen nur wenig Aufmerksamkeit fanden. Daraus ergab sich eine weit verzweigte Auseinandersetzung über das Verhältnis von statistisch dokumentierbarer Kausalität und menschlicher Freiheit, die zu den wichtigsten Debatten der deutschen Sozialwissenschaft des 19. Jahrhunderts gehört. Vgl. Benjamin Ziemann: *Katholische Kirche und Sozialwissenschaften 1945-1975*. Göttingen 2007. S. 38.

<sup>190</sup> Vgl. Émile Durkheim: *Les règles de la méthode sociologique*. Paris 1895 und Anne-Eva Brauneck: *Allgemeine Kriminologie*. Hamburg 1974. S. 144. Vielmehr ging er davon aus, dass das menschliche Begehren von Natur aus unbegrenzt sei und nur durch eine Kollektivmoral in Grenzen gehalten werden könne. Diese Kollektivmoral ändere sich gewöhnlich mit den Verhältnissen nur allmählich; bei plötzlicher Änderung der Verhältnisse, auf die die alten Normen nicht mehr passen, könne aber ein normloser Zustand entstehen, den er, nach mittelalterlichen Mustern, ›Anomie‹

Obwohl zunächst also vor allem soziologisch und ökonomisch ausgerichtete Kriminalitätstheorien publiziert wurden, war für die Genese der modernen Kriminologie Cesare Lombrosos biologische Lehre vom »geborenen Verbrecher« richtungsweisend, da sie auch den Beginn der Kriminalanthropologie markierte.<sup>191</sup> In seinem einflussreichen Werk *L'uomo delinquente. In rapporto all'antropologia, alla giurisprudenza ed alle discipline carcerarie* (1876)<sup>192</sup> stellte Lombroso<sup>193</sup> die Theorie auf, dass Mithilfe der Vermessung des Körpers und der Gesichtszüge eines Menschen, Rückschlüsse auf eine abnorme Persönlichkeit gezogen werden könnten, wobei er körperliche Degeneration als Zeichen für geistige Entartung und eine Prädestination für Straffälligkeit ansah:

Die Anhäufung von Anomalien, wie wir sie bei den Verbrechern fanden – und wie sie sich täglich eindringlicher dem Blicke des aufmerksamen Beobachters darthut – so dass, wenn überhaupt von einem Irrtum unsererseits die Rede wäre, dieser nur darin bestehen könnte, dass diese Thatsachen nicht genügend in Rechnung gezogen werden – diese Anhäufung von Anomalien ist der sicherste und beste Beweis für die Existenz des Verbrechertypus, der ja eben das Resultat dieser Anhäufung darstellt, so dass man eigentlich gar nicht mehr darauf zurückkommen brauchte.<sup>194</sup>

Lombrosos Theorie wurde von Anfang an kontrovers diskutiert, da die Vorstellung von einem an äußerlichen Degenerationszeichen erkennbaren geborenen Verbrecher mit atavistischem Einschlag insbesondere für Vertreter der Psychologie wenig

---

nannte. Diesen Zustand machte er verantwortlich für den Anstieg von Kriminalität, Alkoholismus, Selbstmord und anderen Desorganisationserscheinungen. In einer von Handel und Industrie geprägten Gesellschaft sei die Anomie ein chronischer Zustand: Der Wohlstand wird, nach dem Wegfall religiöser Bindungen, zum Selbstzweck und das Begehren von jeder eingrenzenden Autorität befreit. Vgl. dazu Brauneck (1974): *Allgemeine Kriminologie*, S. 147.

<sup>191</sup> Grundsätzlich unterlag das kriminologische Denken des 19. Jahrhunderts einer binären Logik, da es auf der Trennung von Bürger und Verbrecher basierte. Dabei stellte der Bürger die Norm dar, der Verbrecher hingegen das genuin Andere, die Negation der bürgerlichen Identität. Er wurde aus der Gesellschaft ausgeschlossen und war, zusammen mit dem Künstler, dem Homosexuellen und dem Juden, die Halbwelt, vor der die Welt geschützt werden musste. Zu diesem Zwecke bedienten sich die frühen Kriminologen oft des Erzählmusters vom »gefallenen Menschen«, welches Ende des 19. Jahrhunderts durch die zunehmende Pathologisierung des Verbrechers durch das des »verhinderten Menschen« abgelöst wurde. Vgl. Thomas Sprecher: *Literatur und Verbrechen. Kunst und Kriminalität in der europäischen Erzählprosa um 1900*. Frankfurt am Main 2015. S. 125 und Becker (2002): *Verderbnis und Entartung*, S. 30-31.

<sup>192</sup> In Folgenden wird auf die deutsche Übersetzung, die 1894 erschien, Bezug genommen. Vgl. dazu Cesare Lombroso: *Der Verbrecher (Homo Delinquens) in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung*. In deutscher Bearbeitung von M.O. Fraenkel. Hamburg 1894.

<sup>193</sup> Lombroso hatte in den 1850er Jahren Medizin studiert und danach als Militärarzt bei der italienischen Armee gearbeitet, wo er erstmals anthropometrische Vermessungen an Soldaten vornahm, um ethnische Unterschiede der Italiener aus den verschiedenen Landesteilen herauszuarbeiten. Nach seiner Tätigkeit als Leiter der Irrenanstalt von Pesaro und Professor an der Universität von Turin, verlagerte er seinen Forschungsschwerpunkt auf die physiognomische Untersuchung von Sträflingen und Geisteskranken und die Systematisierung von Zeichen des kriminellen Typus. Als wichtigste Quelle dienten ihm dabei Abbildungen von Gesichtern und Körpern in Form von Fotografien, Zeichnungen, Lithografien und Totenmasken, die er von Kriminalanthropologen aus der ganzen Welt zugeschickt bekam.

<sup>194</sup> Cesare Lombroso: *Neue Fortschritte in den Verbrecherstudien*. Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von Hans Merian. Gera 1899. S. 83.

akzeptabel war, sodass sich Ende des 19. Jahrhunderts im kriminologischen Diskurs<sup>195</sup> schließlich das Konzept der Psychopathie durchgesetzt hat: An die Stelle eines positiven Drangs zum Verbrechen trat nun die konstitutionell bedingte Unfähigkeit, sich auf legale Weise in der Umwelt zu behaupten.<sup>196</sup> Paradigmatisch waren hier die Werke *Die Psychopathischen Minderwertigkeiten*<sup>197</sup> (1891-1893) von Julius Ludwig August Koch, in dem erstmals eine differenzierte Liste von Persönlichkeitsstörungen vorgelegt wurde, und *Der geborene Verbrecher. Eine kritische Studie* (1896) von Eugen Bleuler, der konstatierte, dass der Mensch »durch schlechte geistige Organisation dazu verleitet wird, die Gesetze zu missachten.«<sup>198</sup>

Wurde der Begriff »Psychopathie« in diesen Studien noch vage für unterschiedliche psychische Störungen verwendet, so waren es die Psychiater Kurt Schneider<sup>199</sup> und Karl Birnbaum, die ihn in ihren Werken für den deutschen Sprachgebrauch fest definierten. Laut Karl Birnbaum,<sup>200</sup> der bereits 1914 verschiedene psychopathische Persönlichkeiten und eine Verbindung zwischen Psychopathie und kriminellem Verhalten konstatierte, leide der geistig gestörte Mensch an einem Mangel an »seelischem Ebenmaß und Gleichmaß, an physischer Ausgeglichenheit« und schließlich an einer »seelischen Labilität und Gleichgewichtslosigkeit, verbunden mit erhöhter psychopathischer Intoleranz und Widerstandsschwäche,«<sup>201</sup> weshalb es ihm schwerfalle, sich den Anforderungen des Lebens und der Gesellschaft anzupassen, was zu antisozialem und kriminellem Verhalten führen kann. Psychopathie galt von da an als eine Erscheinung, die das reibungslose Funktionieren in gesellschaftskonformer Hinsicht verhinderte und deshalb aus gesellschaftlichem Interesse in Bahnen

<sup>195</sup> Lombrosos wichtigster Anhänger in Deutschland war Hans Kurella, der als Oberarzt an der Provinzial-Irrenanstalt Brieg tätig war. Kurella übersetzte nicht nur mehrere Werke Lombrosos ins Deutsche, sondern verfasste auch selbst auf Lombrosos Degenerationstheorie basierende Werke, wie seine einflussreiche Abhandlung *Naturgeschichte des Verbrechens* (1893). Kurella war von der essentiellen Andersartigkeit des geborenen Verbrechers so überzeugt, dass er so weit ging zu behaupten, Verbrecher existierten ganz unabhängig davon, ob sie Verbrechen begehen. Die Vorstellung von einem Verbrecher ohne Verbrechen, die das Prinzip der Aufklärung *nulla crimen sine lege* annulliert, wäre am Anfang des 19. Jahrhunderts undenkbar gewesen. Vgl. Todd Herzog: »Den Verbrecher erkennen« - Zur Geschichte der Kriminalistik.« In: Claudia Schmolders/Sander Gilman (Hrsg.): *Gesichter der Weimarer Republik. Eine physiognomische Kulturgeschichte*. Köln 2000. S. 51-77, hier S. 52-53.

<sup>196</sup> Vgl. Christian Müller: *Verbrechensbekämpfung im Anstaltsstaat. Psychiatrie, Kriminologie und Strafrechtsform in Deutschland. 1871-1933*. Göttingen 2004. S. 76.

<sup>197</sup> Den weitreichendsten Einfluss gewann jedoch nicht die inhaltliche Konzeption, sondern die programmatische Benennung des Konzepts: »Minderwertigkeit« wurde zu einem Schlüsselbegriff in der Deutung abweichenden Verhaltens, der weit in das 20. Jahrhundert hinein wirkmächtig war. Dabei wurde der Begriff bald seiner ursprünglichen, prinzipiell wertneutralen Bedeutung entkleidet und mit moralisch verwerflichen Eigenschaften konnotiert. Vgl. Imanuel Baumann: *Dem Verbrechen auf der Spur: eine Geschichte der Kriminologie und Kriminalpolitik in Deutschland 1880 bis 1980*. Göttingen 2006. S. 45.

<sup>198</sup> Eugen Bleuler: *Der geborene Verbrecher. Eine kritische Studie*. München 1896. S. 38.

<sup>199</sup> Vgl. dazu Kurt Schneider: »Die psychopathischen Persönlichkeiten.« In: Gustav Aschaffenburg (Hrsg.): *Handbuch der Psychiatrie*. Leipzig 1923 und Ders.: »Der triebhafte und der bewußte Mensch.« In: Emil Utitz (Hrsg.): *Jahrbuch der Charakterologie*. 1. Jahrgang, Berlin 1924.

<sup>200</sup> Vgl. beispielsweise Karl Birnbaum: *Kriminalpsychopathologie. Systematische Darstellung*. Berlin 1921 und Ders.: *Kriminalpsychopathologie und psychobiologische Verbrecherkunde*. Berlin 1931.

<sup>201</sup> Karl Birnbaum: *Die psychopathischen Verbrecher. Die Grenzzustände zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit in ihren Beziehungen zu Verbrechen und Strafwesen*. Berlin 1914. S. 10f.

gelenkt und unter Kontrolle gebracht werden musste, was die Überantwortung des Problems der Devianz an die Medizin und Fürsorge bedeutete.<sup>202</sup> Alle namhaften Psychiater der Weimarer Zeit beschäftigten sich mit der Psychopathie, was zur Folge hatte, dass ein Gewirr von Definitionen, Klassen und Unterklassen entstand und unzählige Unterscheidungsversuche von anderen psychischen Erkrankungen unternommen wurden. Verschiedene Institutionen beförderten darüber hinaus die Verbreitung des Begriffs, sodass er schließlich Eingang in das ›Reichs-Jugend-Wohlfahrts-Gesetz‹ fand und fester Bestandteil der medizinischen und sozialen Ausbildung wurde. Der Kriminalitätsdiskurs der Weimarer Republik war somit geprägt durch psychopathologische Forschungsansätze und psychotherapeutische Behandlungsmöglichkeiten,<sup>203</sup> eine Entwicklung, die nach 1933 dazu führte, dass die Erkenntnisse aus früheren Jahren radikal im erbhygienischen Sinn umgedeutet und der Psychopath als ›Volksschädling‹ zur Vernichtung freigegeben wurden.

---

<sup>202</sup> In diesem Kontext bot die Psychoanalyse Freuds ein weiteres Erklärungsmodell an: Freud war wie Durkheim der Meinung, dass der Mensch der Kultur bedürfe, um mit seinen Trieben fertig zu werden und andere nicht aggressiv zu schädigen. Freuds Vorstellungen zur Pathologie der individuellen Entwicklung waren für die Genese der Kriminologie als Wissenschaft zunächst nur von randständiger Natur, da er sich primär mit Patienten beschäftigte, deren Gewissen, also das ›Über-Ich‹, sich durch überstrenge, moralisierende Erziehung allzu stark entwickelt hatte. Sie waren also in ihrer Aktivität, darunter der Äußerung von Aggressionen, und der Geltendmachung von Ansprüchen gerade gehemmt. Freud entwickelte seine Lehre von den psychischen Störungen, die durch frühe, schlecht verarbeitete Erlebnisse entstehen konnten – die Lehre von den Neurosen – gerade an Abnormitäten, die kriminelle Handlungen tendenziell ausschließen. In seiner Abhandlung *Einige Charaktertypen aus der psychoanalytischen Arbeit* wies Freud 1915 gleichzeitig darauf hin, dass Neurotiker unter Umständen gerade von ihren irrationalen, aus unverarbeiteten Kindheitserlebnissen abgeleiteten Schuldgefühlen zu Straftaten getrieben werden können, an denen sie dann die Schuldgefühle verarbeiten und für die sie nun ›vernünftig‹ büßen können. Diese Art von Kriminellen nannte er Verbrecher aus Schuldbewusstsein: »Die analytische Arbeit brachte dann das überraschende Ergebnis, daß solche Taten vor allem darum vollzogen wurden, weil sie verboten und weil mit ihrer Ausführung eine seelische Erleichterung für den Täter verbunden war. Er litt an einem drückenden Schuldbewußtsein unbekannter Herkunft, und nachdem er ein Vergehen begangen hatte, war der Druck gemildert. Das Schuldbewußtsein war wenigstens irgendwie untergebracht. So paradox es klingen mag, ich muß behaupten, daß das Schuldbewußtsein früher da war als das Vergehen, daß es nicht aus diesem hervorging, sondern umgekehrt, das Vergehen aus dem Schuldbewußtsein.« Vgl. Sigmund Freud: »Einige Charaktertypen aus der psychoanalytischen Arbeit. Kapitel 3: Der Verbrecher aus Schuldbewußtsein.« In: Ders.: *Gesammelte Werke, Band 10*. London 1941. S. 390-391, hier S. 390.

<sup>203</sup> 1929 veröffentlichten der Psychoanalytiker Franz Alexander und der Rechtsanwalt Hugo Staub das interdisziplinäre Werk *Der Verbrecher und sein Richter*, in dem sie unter anderem eine Typologie von Straftätern aufstellten und darin den ›neurotischen Charakter‹ explizit mit kriminellen Handlungen in Verbindung brachten: So leiden Personen mit dieser Störung, genauso wie die gehemmten Neurotiker, an einem inneren Konflikt – nämlich dem Konflikt zwischen ihren triebhaften Bedürfnissen, dem ›Es‹, und ihrem Gewissen, dem ›Über-Ich‹ – den sie in einer unter Umständen verbotenen/kriminellen Handlung abreagieren. Mit dem neurotischen Charakter wurde der Kriminelle in das psychoanalytische Erklärungsmodell einbezogen. Vgl. Brauneck (1974): *Allgemeine Kriminologie*, S. 153.

### 3.2.2 Der sexualpathologische Diskurs

Betrachtet man diese Genese der frühen kriminologischen Wissenschaft, so lässt sich feststellen, dass noch am Ende des 19. Jahrhunderts der männliche Verbrecher ihren eigentlichen, allgemeinen Untersuchungsgegenstand darstellte, während die verbrecherische Frau als Ausnahme betrachtet und dementsprechend nur knapp oder überhaupt nicht thematisiert wurde. Erst kurz vor dem Ersten Weltkrieg fand in dieser Hinsicht eine Verschiebung dahingehend statt, dass (1) weibliche Delinquenz immer mehr in den Fokus kriminologischer Abhandlungen rückte und (2) das Delikt ›Sexualverbrechen‹<sup>204</sup> nicht mehr als genuin männliches Verbrechen angesehen wurde, was vor allem auf die Herausbildung der Sexualpathologie zurückzuführen ist. Der sexualpathologische Diskurs eroberte, wie Oliver Böni und Japhet Johnstone in der Einleitung zu ihrem Sammelband *Crimes of Passion: Repräsentationen der Sexualpathologie im frühen 20. Jahrhundert* zusammenfassen, die Kultur der Moderne ebenso schnell wie er sich seit Ende des 19. Jahrhunderts als wissenschaftliche Disziplin zu etablieren begann. Insbesondere für die ›Sexualkultur‹<sup>205</sup> der Weimarer Republik wurde die Sexualpathologie zu einem konstitutiven Faktor, da hier sexuelle Devianz zu einem wesentlichen Ableger des sozial Anderen wurde, da sie *per definitionem* die Alterität dessen verkörperte, was gesellschaftlich akzeptiert, legitimiert und institutionalisiert war. Von Anfang an trat das sexualpathologische Wissen – welches von dem Wissen der allgemeinen Sexualwissenschaft<sup>206</sup> differenziert werden muss – in einen intensiven Austausch mit anderen Diskursen und entwickelte eine genuine Inter- und Transdisziplinarität: So stellte beispielsweise Erich Wulffen in seinem *Sexualspiegel von Kunst und Verbrechen* (1928) die Verbindung von Kunst und devianter Sexualität her, während Magnus Hirschfeld in der von ihm herausgegebenen *Sittengeschichte der Nachkriegszeit* (1930) Ethik, Geschichtswissenschaft und Sexologie verband und Theodor Lessing mit der Gerichtsreportage *Haarmann: Die Geschichte eines Werwolfs* (1925) den Fall des Massenmörders Fritz

---

<sup>204</sup> Den gesetzlichen Rahmen für die strafrechtliche Ahndung von Sexualdelikten, im Strafgesetzbuch unter der Bezeichnung ›Verbrechen und Vergehen wider die Sittlichkeit‹ (§ 171- § 184) subsummiert, bildete in der Weimarer Republik das bereits 1871 für das neu gegründete Deutsche Reich verabschiedete Reichsstrafgesetzbuch. Bald nach dessen Inkrafttreten entstand unter dem Einfluss der modernen Strafrechtsschule zwar das Bedürfnis nach einer Gesamtreform, bis auf einige wenige punktuelle Änderungen und Ergänzungen blieb es jedoch in seiner alten Form bestehen. Unter die Kategorie der Sittlichkeitsverbrechen fielen Delikte wie Ehebruch, Inzest, Unzucht mit Minderjährigen, Vergewaltigung oder die Verbreitung unzüchtiger Schriften. Interessanterweise galt lediglich die Kuppelei als Sittlichkeitsverbrechen, während die Prostitution im Strafgesetzbuch zu den weniger schweren Übertretungen gezählt wurden.

<sup>205</sup> Das Konzept der ›Sexualkultur‹ geht auf den amerikanischen Sozialanthropologen Gilbert Herdt zurück, der es als Grundperspektive auf die gesellschaftliche Organisation des Sexuellen beschrieb: »Sexualkultur meint ein System von Regeln, Überzeugungen und Normen, welche die Mitgliedschaft in einer Gemeinschaft definieren und damit zugleich die Inklusion bzw. Exklusion ihrer Mitglieder – Kraft ihres Sexualverhaltens.« Gilbert Herdt: »Clinical Ethnography and Sexual Culture.« In: *Annual Review of Sex Research* 10, 1999, S. 100-119, hier S. 110.

<sup>206</sup> Vgl. hierzu insbesondere Volkmar Sigusch: *Geschichte der Sexualwissenschaft. Mit 210 Abbildungen und einem Beitrag von Günter Grau*. Frankfurt am Main 2008.

Haarmann als Ausgangspunkt für eine umfassende Gesellschaftskritik wählte.<sup>207</sup> Paradigmatisch für den Weimarer Kriminalitätsdiskurs waren Wulffens Werke *Der Sexualverbrecher*, 1928 in 11. Auflage erschienen,<sup>208</sup> und *Das Weib als Sexualverbrecherin* (1923),<sup>209</sup> mit denen der Staatsanwalt und Kriminologe den verbrecherischen Menschen in den sexualpathologischen Diskurs seiner Zeit einschrieb. Seine Untersuchungen beruhten hauptsächlich auf Vorläuferstudien, wie Richard von Krafft-Ebing's Abhandlung *Psychopathia sexualis* (1886), Paul Möbius' Essay *Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes* (1900) und Otto Weiningers Hauptwerk *Geschlecht und Charakter* (1903).<sup>210</sup> Mit ihren Schriften boten Krafft-Ebing, Möbius und Weininger ein Erklärungsmodell, das kriminelle Handlungen auf fundamentale Abweichungen innerhalb der Geschlechtsidentität zurückführte. Wulffen übernahm dabei unter anderem die Annahme, dass die sexuelle Spezifität des Menschen einer biologischen Geschlechtsanlage geschuldet und in diesem Zusammenhang nur die Natur der Frau in besonderem Maße durch ihre Sexualität – vor allem durch die Unterordnung unter die Gebote der Passivität, Antriebslosigkeit und biologischen Reproduktion – bestimmt sei.<sup>211</sup> Laut Wulffen war also das Wesen der Frau, während das des Mannes durch verschiedene Eigenschaften und Einflüsse geprägt sein konnte, »in nicht mißzuverstehendem Sinne Geschlechtlichkeit [...], die mit seiner Verbrechensverübung fast immer einen in der Verknüpfungsart variierenden Zusammenhang aufweist.«<sup>212</sup>

Neu bei Wulffen war jedoch, dass er dem weiblichen Geschlechtscharakter eine weitere kriminogene Eigenschaft zuschrieb, indem er einen Zusammenhang zwischen Sexualleben und »Nervenleben« der Frau konstruierte, sodass ihre Neigung zum Verbrechen auf eine »organisch und sexuell bedingte (»kriminelle«) Reizbarkeit

<sup>207</sup> Oliver Böni/Japhet Johnstone: »Anders als die Andern. Eine Art Einführung in die Sexualpathologie des frühen 20. Jahrhundert.« In: Dies. (Hrsg.): *Crimes of Passion. Repräsentationen der Sexualpathologie im frühen 20. Jahrhundert*. Berlin/Boston 2015. S. 5-36, hier S. 5-6.

<sup>208</sup> Erich Wulffen: *Der Sexualverbrecher. Ein Handbuch für Juristen, Verwaltungsbeamte und Ärzte. Mit zahlreichen kriminalistischen Originalaufnahmen*. Berlin 1910.

<sup>209</sup> Erich Wulffen: *Das Weib als Sexualverbrecherin. Ein Handbuch für Juristen, Verwaltungsbeamte und Ärzte*. Berlin 1931. Dieses Buch hat Wulffen explizit als Ergänzungswerk zum *Sexualverbrecher* publiziert, um »Einzelheiten des weiblichen Verbrechertums so herauszuarbeiten, daß das Bild des weiblichen Verbrechers – ich möchte sagen: plastisch – vor unsern Augen steht.« Vgl. Wulffen (1931): *Das Weib als Sexualverbrecherin*, S. 4.

<sup>210</sup> Weiningers philosophische Dissertation *Geschlecht und Charakter*, die bereits 1923 in 25. Auflage erschien und in acht Sprachen übersetzt wurde, gilt als eine der einflussreichsten Abhandlungen in Bezug auf zeitgenössische kulturelle Bilder von Weiblichkeit. Geprägt ist das Werk durch plakativ antifeministische und antisemitische Thesen, die die Grundlage für eine umfassende Kulturkritik bilden. Die Frau präsentiert nicht mehr nur ein Symbol der entarteten Gesellschaft, sondern die Gesellschaft avanciert selbst zur Personifizierung des Bösen, das *a priori* weiblich ist: »Unsere Zeit, die nicht nur die jüdischste, sondern auch die weiblichste aller Zeiten ist; die Zeit, für welche die Kunst nur ein Schweißbuch ihrer Stimmungen abgibt, die den künstlerischen Drang aus den Spielen der Tiere abgeleitet hat; [...].« Otto Weininger: *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung*. Zehnte unveränderte Auflage. Wien/Leipzig 1908. S. 442. Vgl. auch Stephanie Catani: *Das fiktive Geschlecht. Weiblichkeit in anthropologischen Entwürfen und literarischen Texten zwischen 1885 und 1925*. Würzburg 2005. S. 48-49.

<sup>211</sup> Vgl. Siebenpfeiffer (2005): *Böse Lust*, S. 69-70.

<sup>212</sup> Wulffen (1910): *Der Sexualverbrecher*, S. 2.

des Nervensystems«<sup>213</sup> zurückzuführen sei. Daraus resultierte, dass *jedes* von einer Frau begangene Delikt als sexuell motiviert angesehen werden konnte, also nicht nur die im Zusammenhang mit Unzucht begangenen Taten wie Prostitution, Kuppelei, Inzest oder Exhibitionismus, sondern auch Diebstahl, Betrug und Brandstiftung. Diese wissenschaftliche Anbindung weiblicher Delinquenz an sexuelle Devianz bedeutete für kriminelle Frauen demnach einen doppelten Normbruch: Sie verstießen nicht nur gegen das strafrechtlich relevante Normen und Gesetze, sondern auch automatisch gegen weibliche Sexualnormen.

Den männlichen Geschlechtscharakter beschrieb Wulffen, ebenfalls in der Tradition Krafft-Ebings, Möbius' und Weiningers stehend, demgegenüber als aktiv, triebhaft und aggressiv und stellte fest, dass »die männliche Aktivität eine viel reichere Variation in der Verbrechensausführung zur Folge hat als die weibliche Passivität.«<sup>214</sup> Gleichzeitig wurden die von Männern verübten Delikte nur dann als Sexualverbrechen klassifiziert, wenn sie direkt auf die Sexualität des Mannes verwiesen, sie also beispielsweise im Zusammenhang mit Impotenz, Sadismus oder Fetischismus begangen wurden. Dies bedeutete insbesondere, dass kriminelle bzw. gewalttätige Handlungen beim Mann nicht gegen Sexualeigenschaften verstießen, sondern lediglich deren Übersteigerung bedeuteten. Im sexualpathologischen Diskurs der Weimarer Republik implizierte männliche Delinquenz demnach eine einfache Devianz, wohingegen weibliche Kriminalität auch immer den Verstoß gegen die Sexualnatur bedeutete.<sup>215</sup> Ein weiteres Paradigma wissenschaftlicher Forschung im Bereich der Sexualpathologie um die Jahrhundertwende stellte die Lehre über die hysterischen Erkrankungen dar, was dazu beitrug, dass Hysterie bis weit ins 20. Jahrhundert hinein als Synonym des weiblichen Wahnsinns<sup>216</sup> aufgefasst wurde. Christina von Braun fasst zusammen, dass die Hysterie schon immer

das Interesse der Ärzte, Naturwissenschaftler, Theologen und Philosophen erregt [hat] – aber doch selten so wie im 19. Jahrhundert, wo sie geradezu zum zentralen Thema der noch jungen Psychiatrie, der sich verändernden Neurologie und der sich ankündigenden Psychoanalyse und Psychologie wird. Nicht nur die Spezialisten dieser Gebiete, überhaupt jeder, der etwas begreifen will

---

<sup>213</sup> Wulffen (1910): Der Sexualverbrecher, S. 2.

<sup>214</sup> Wulffen (1931): Das Weib als Sexualverbrecherin, S. 3.

<sup>215</sup> Vgl. Siebenpfeiffer (2005): Böse Lust, S. 71-72.

<sup>216</sup> Noch Anfang des 20. Jahrhunderts war die Repräsentation des an Hysterie leidenden Menschen im Bild der Frau kulminiert, und das, obwohl bereits im zweiten Buch der *Hippokratischen Schriften* auch die männliche Hysterie thematisiert wurde und auch Weininger zugeben muss, dass »es auch, wenngleich relativ nur recht selten, hysterische Männer gibt: denn eine unter den unendlich vielen Möglichkeiten, die psychisch im Manne liegen, ist es, zum Weibe, und damit, gegebenenfalls, auch hysterisch zu werden.« Die Übertragung auf den Mann musste zwangsläufig zu einer Feminisierung führen: Der Hysteriker – impotent, feige und willensschwach – wurde als verweiblichter Mann charakterisiert und nicht selten mit dem Juden und später mit dem Kriegsneurotiker assoziiert. Das massenhafte Versagen des Mannes in der Kampfhandlung des Ersten Weltkriegs und der damit drohende Zusammenbruch des mit physischer und psychischer Stärke ausgestatteten Männlichkeitsstereotyps verdeutlicht, wie zentral die komplementären Geschlechterrollen für die Aufrechterhaltung staatlicher Ordnung sind. Vgl. Weininger (1903): *Geschlecht und Charakter*, S. 361 und Franziska Lamott: *Die vermessene Frau. Hysterie um 1900*. München 2001. S. 109.

von den Veränderungen, die sich anbahnen, richtet sein Interesse auf die Hysterie. An den berühmten Dienstags-Vorlesungen von Charcot nehmen Maler, Bildhauer, Architekten, Literaten, Kardinäle und Polizeipräfekten teil.<sup>217</sup>

Im 19. Jahrhundert rückte die Hysterie<sup>218</sup> also über den wissenschaftlichen Diskurs hinaus ins Zentrum der gesellschaftlichen Aufmerksamkeit und etablierte sich als favorisiertes Thema im Hinblick auf den Versuch, die Frau in ihrer grundsätzlich pathologischen Natur zu erfassen, wodurch sie gleichsam zur Metapher für das unergründliche ›Rätsel Weib‹ avancierte. Die Hysterie wurde zum Modethema, leicht anwendbar auf verschiedene Eigenarten und Gemütszustände der Frau, nicht zuletzt, weil weder die genauen Symptome noch die Ätiologie der Krankheit exakt definiert waren.<sup>219</sup> In den kriminologischen Diskurs eingeschrieben wurde die Hysterie zeitgleich von Lombroso und Ferrero, die der »hysterischen Verbrecherin« in ihrem Werk *Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte* ein ganzes Kapitel widmen, in dem sie als typische Delikte unter anderem falsche Anschuldigung, Diebstahl, Giftmischerei und Verleumdung aufführen. Als wesentliche Motivation nennen sie neben dem Hang zur Lüge und einer charakterlichen/emotionalen Unbeständigkeit den ausgeprägten Egoismus der Hysterikerin und unterstellen ihr »eine beständige Beschäftigung mit dem eigenen Ich, ein brennendes Verlangen, die Aufmerksamkeit Anderer auf sich zu lenken, öffentliches Aufsehen zu erregen.«<sup>220</sup>

Damit liefern sie einen Merkmalskatalog, der weniger eine objektive medizinische Symptomatik als vielmehr eine Rechtfertigung der zuvor aufgestellten These, dass die weibliche Hysterie zwangsläufig in die Kriminalität münde, darstellt. Nichtsdestotrotz schlossen sich nachfolgende Kriminalisten diesen Zusammenhängen und Schlussfolgerungen weitgehend an, wie beispielsweise Gustav von Aschaffenburg, der die falsche Anschuldigung als von der Hysterie begünstigtes Delikt ansah, da »der Gegenstand der falschen Beschuldigung [vielfach] ein sexuelles Attentat ist, ihr Opfer mit besonderer Vorliebe Geistliche und Ärzte.« Und obwohl die Bezeichnungen dabei nicht immer frei erfunden seien, seien falsche Anschuldigungen doch

---

<sup>217</sup> Christina von Braun: *Nicht ich. Logik, Lüge, Libido*. Berlin 2009. S. 62.

<sup>218</sup> Das Krankheitsbild der Hysterie – ein Begriff, der sich vom griechischen Wort ›hysterā‹ ableitet – wurde bereits in der Antike erkannt bzw. als spezifisch weibliche Störung medizinisch definiert. Die alten Griechen glaubten nämlich, dass der Uterus im Körper der Frau umherwandern und so verschiedene Krankheitssymptome auslösen könne, z.B. Erstückeranfälle, wenn er bis in den Hals aufsteigt. Damit war die Hysterie von Anfang an eine rein weibliche und somatische Erkrankung, die sich doch auch psychosomatisch äußern konnte.

<sup>219</sup> Vgl. Catani (2005): *Das fiktive Geschlecht*, S. 24. Die hysterische Symptomatik war äußerst heterogen und reichte von Krampf- und Erstückeranfällen, Kopfschmerzen und Übelkeit über den Verlust der Empfindungsfähigkeit und Beeinträchtigung des Seh- und Hörvermögens bis hin zu Ohnmachtsanfällen, Bulimie und Magersucht. Albert Moll muss 1907 eingestehen, dass »auch in klinischem Sinne das Wort Hysterie verschieden angewendet [wird], und durch beliebige Benutzung des einen oder andern Begriffsinhalts kommen dann Trugschlüsse zustande, die selbst von vielen Ärzten nicht erkannt werden.« Albert Moll: *Der Hypnotismus, mit Einschub der Hauptpunkte der Psychotherapie und des Okkultismus*. Berlin 1907. S. 315.

<sup>220</sup> Cesare Lombroso/Guglielmo Ferrero: *Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte. Anthropologische Studien, gegründet auf einer Darstellung der Biologie und Psychologie des normalen Weibes*. Autorisierte Übersetzung von Hans Kurella. Hamburg 1894. S. 518.

meistens durch »hysterische Erinnerungstäuschungen und Missdeutungen krankhafter Sensation«<sup>221</sup> motiviert. Erich Wulffen knüpfte die Hysterie hingegen vornehmlich an den Betrug: »Wie immer bei hysterischen Personen fehlen auch bei diesen Betrügerinnen die erotischen und sexuellen Züge nicht, die sich in beiden Fällen mit religiösen Zügen – ebenfalls im Bilde der Hysterie – verbinden.«<sup>222</sup> Die hysterische Frau fällt dem Kriminalisten somit insbesondere durch Egozentrik, Affektlabilität, rege sexuelle Fantasien, Unaufrichtigkeit und Uneindeutigkeit auf, Eigenschaften mit einem bedrohlichen Potenzial, das in eindeutige Klassifikationen überführt werden muss, damit die zur Aufrechterhaltung der geltenden Ordnung notwendige Kontrolle der Situation gewährleistet ist, was wiederum dadurch am besten erreicht werden kann, dass der hysterischen Frau Klarheit, Härte, Unbestechlichkeit und Rationalität – männliche Tugenden also – entgegengesetzt werden.<sup>223</sup> Auch Hans Gross betont in seiner breit rezipierten *Criminalpsychologie* (1898) die Bedeutsamkeit der genuin weiblichen Hysterie für die Arbeit von Kriminalisten und Juristen und übernimmt dabei im Wesentlichen die Thesen von Lombroso und Ferrero:

Die Hysterie hat von den Alten ihren Namen bekanntlich von ὕστερα, die Gebärmutter, bekommen, und mit Recht, denn da steckt meistens die Ursache des Übels. Die Hysterischen sind in mehrfacher Weise für uns wichtig; durch ihre Einbildung geben sie oft Anlass zu ausgedehnten, ganz grundlosen Erhebungen; sie wollen auffallen, sind stets mit sich beschäftigt, sind ebenso oft ganz unbegründet für Jemanden begeistert, als sie Andere mit unerklärlichem Hass verfolgen, weshalb von ihnen vielfach die größten Denunziationen, besonders wegen Geschlechtsverbrechen ausgehen. [...] Das alles gehört selbstverständlich in das Gebiet des Gerichtsarztes, der immer zu sprechen hat, wenn es sich um eine Hysterische handelt; wir Juristen sollen nur wissen, welche bedeutende Gefahren uns von ihnen drohen [...]. Fast hätte ich gesagt glücklicherweise ist Hysterie heute so verbreitet, dass jeder beiläufig weiß, wie sich eine damit Behaftete gebärdet.<sup>224</sup>

Die Hysterisierung<sup>225</sup> war demnach eine besondere Strategie, Weiblichkeit auf eine

<sup>221</sup> Gustav Aschaffenburg: *Das Verbrechen und seine Bekämpfung. Kriminalpsychologie für Mediziner, Juristen und Soziologen, ein Beitrag zur Reform der Strafgesetzbildung*. Heidelberg 1903. S. 129.

<sup>222</sup> Wulffen (1931): Das Weib als Sexualverbrecherin, S. 79.

<sup>223</sup> Lamott (2001): Die vermessene Frau, S. 97-99.

<sup>224</sup> Hans Gross: *Criminalpsychologie*. Graz 1898. S. 440-441.

<sup>225</sup> Paradigmatisch für die Hysterie-Forschung des beginnenden 20. Jahrhunderts ist zweifellos die Psychoanalyse Freuds, die hier jedoch keiner ausführlichen Betrachtung unterzogen wird, da dieser Ansatz kaum Einfluss auf den kriminologischen Diskurs ausgeübt hat. Erwähnt sei nur, dass Freud insofern für eine wissenschaftliche Revolution innerhalb der neuropathologischen Forschung gesorgt hat, als dass er die Symptome der Hysterie als Manifestationen nicht abgeführter emotionaler Energien verstand, die mit vergessenen psychischen Traumata zusammenhängen. Zur Behandlung der Hysterie setzte Freud zunächst die Hypnose ein, um die Emotionen durch Erinnerungen und eine damit zusammenhängende kathartische Wirkung abzuführen, später dann die freie Assoziation, um den Gedankenfluss der Patienten zu untersuchen. Nicht zuletzt verantwortet darüber hinaus gerade Freuds Theorie, dass Sexualität und Hysterie in der Folge kaum mehr voneinander zu trennen waren, da er das hysterische Krankheitsbild vor allem als »Steigerung der Widerstände gegen den Sexualtrieb« ansah, »die uns als Scham, Ekel und Moral bekannt geworden sind, eine wie instinktive Flucht vor der intellektuellen Beschäftigung

spezifische Weise zu normieren und zu kontrollieren. Zentral war dabei die Vorstellung von der weiblichen Sexualität, die – von der natürlichen Asexualität oder der übersteigerten Sexualität der Frau ausgehend – die bedrohliche Abweichung konstituiert. In der sexuell unabhängigen Frau glaubten Mediziner, Kriminologen und Juristen eine Annäherung an den ›männlichen Typus‹ zu erkennen und die sexuelle Indifferenz markierte das bedrohliche Element der Konstruktion, die wiederum eine Verknüpfung von Krankheit und Verbrechen evozierte:<sup>226</sup> »Die geborene Verbrecherin«, stellte Wulffen dementsprechend fest, »besitzt jene Leidenschaft für das Böse um des bösen willen, die Epileptiker und Hysterische charakterisiert.«<sup>227</sup> Franziska Lamott bringt diesen Status quo der Kriminologie um 1900 wie folgt auf den Punkt:

Ambivalenzen haben im kriminologischen Diskurs keinen Platz. Sie stellen eine Provokation für die Gleichung Wahrheit=Eindeutigkeit dar, sie müssen aufgehoben werden. Ambivalenzen werden in bipolare Konstruktionen überführt, die klare Zuordnungen zu den Kategorien ›Täter‹ und ›Opfer‹ gestatten. Der wissenschaftliche Positivismus verlangt kategoriale Trennschärfe, wie das kriminologische Selbstverständnis sich auf die herrschende Geschlechterordnung mit dem Ziel der Erhaltung vertrauter Polaritäten richtet. Die Kriminologie übernimmt die Kontrolle über die Ordnung der Geschlechter.<sup>228</sup>

### 3.2.3 Visuelle Kriminologie

Für den von der Sexualpathologie bestimmten kriminologischen Diskurs der Weimarer Republik war ein weiterer Faktor von entscheidender Bedeutung, nämlich die Möglichkeit, seine wissenschaftlichen Thesen auch visuell zu untermauern, d.h. authentische Abbildungen von den in den Abhandlungen thematisierten Verbrechen und VerbrecherInnen zu liefern. Die technische Perfektionierung des fotografischen Verfahrens gab den Anlass dafür, die Fotografie für verschiedene wissenschaftliche Bereiche nutzbar zu machen. Bereits seit 1870 verbreiteten sich länderübergreifend Verbrecheralben<sup>229</sup> und gegen Ende des Jahrhunderts wurden die anthropometrischen Karten Alphonse Bertillons international in die Polizeiarbeit

---

mit dem Sexualproblem.« Vgl. Sigmund Freud: *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. Frankfurt am Main 1999. S. 66-67 und Catani (2005): *Das fiktive Geschlecht*, S. 33.

<sup>226</sup> Vgl. Lamott (2001): *Die vermessene Frau*, S. 95.

<sup>227</sup> Wulffen (1931): *Die Sexualverbrecherin*, S. 12.

<sup>228</sup> Vgl. Lamott (2001): *Die vermessene Frau*, S. 107.

<sup>229</sup> Das älteste, heute noch existierende Verbrecheralbum Deutschlands, das 75 Fotografien und 20 Lithografien von polizeilich beschuldigten und verfolgten Personen zeigt, wurde um 1860 von der Polizeibehörde von Hannover angelegt und 1979 restauriert. Die Abbildungen aus diesem Fundus stammen, anders als es damals üblich war, von verschiedenen, meist anonym gebliebenen Fotografen. Eine weitere Besonderheit dieser Quelle besteht darin, dass einige Fotos als lithografische Reproduktionen in polizeilichen Fahndungsblättern veröffentlicht und dokumentarische Informationen zu den Fotografien und ihrem Herstellungszusammenhang nicht überliefert wurden. Vgl. Susanne Regener: *Fotografische Erfassung. Zur Geschichte medialer Konstruktionen des Kriminellen*. München 1999. S. 64-65.

eingeführt. Erkennungsdienstliche Abteilungen in der Polizei mit eigenen Fotoateliers existierten in Hamburg seit 1889, in Berlin seit 1899 und in München seit 1898. Dieser optischen Katalogisierung des Verbrechers<sup>230</sup> lag der Glaube an die Fähigkeit der Fotografie zugrunde, die Wirklichkeit nicht nur festzuhalten, sondern besser und genauer wahrnehmen zu können als das menschliche Auge. So stellte beispielsweise Gross 1893 paradigmatisch fest, »daß die gute Fotografie viel deutlicher zeichnet, als wir [...] zu sehen vermögen.«<sup>231</sup> Auch Walter Benjamin hob die Erfindung der Fotografie als entscheidenden Einschnitt in der Genese der Kriminologie hervor: »Sie bedeutet für die Kriminalistik nicht weniger als die des Buchdrucks für das Schrifttum bedeutet hat. Die Photographie ermöglicht zum ersten Mal, für die Dauer und eindeutig Spuren von einem Menschen festzuhalten.«<sup>232</sup> Die Anwendung der Fotografie zur Erfassung von Kriminalität hatte demnach zwei zentrale Effekte: Erstens versuchten die Polizei und die Kriminalanthropologen, allgemeingültige Regeln für die Erfassung der Kriminellen aufzustellen, die es ermöglichten, Täterprofile und -typen zu klassifizieren, was wiederum zweitens die Konstituierung einer neuen Wahrnehmung bedingte, die eine Schulung des Sehens und eine Aufwertung des Anschauens in der polizeilichen Praxis zur Folge hatte. Die vermeintliche Unbestechlichkeit des apparativen Blicks wurde zum Vorbild einer kriminalistischen Wahrnehmung, die das Feld der Sichtbarkeit mit größter Objektivität erfassen und semantisieren sollte:<sup>233</sup>

Die Fotografie stellt verschiedenen Gesichter vor: schöne, ideale, berühmte, normale und eben auch häßliche, anormale, kriminelle Gesichter. Es sind medialisierte Ansichten von Vorstellungen und Phantasmen des Guten und Bösen, des Normalen und des Anormalen oder des Fremden und des Eigenen. Das eine Bild ist ohne das andere nicht denkbar; die Geschichte vom Bild des kriminellen Außenseiters ist auch eine der Grenzziehungen zwischen *inside* und *outside*, eine Geschichte der Ordnung der Gesichter. [...] Eine Fotografie ist ein komplexes Gebilde, das entstanden ist aus dem, was vor der Kamera, hinter/mit der Kamera und nach der Entwicklung des Fotos geschieht. Fotografien sind Kombinationen aus Technik, Inszenierung und Deutung.<sup>234</sup>

Besonders nachhaltig geprägt wurde die visuelle Kriminologie der Jahrhundertwende von Cesare Lombrosos Vorstellungen vom »geborenen Verbrecher«. Wie

<sup>230</sup> Der französische Kriminalexperte Bertillon entwickelte 1879 ein System zur Identifikation von Verbrechern, die als »Bertillonage« bekannt wurde. Die individuelle Kennzeichnung umfasste elf verschiedene Maße des menschlichen Körpers sowie zahlreiche beschreibende Merkmale, die nach einem bestimmten Schlüssel auf Karteikarten festgehalten wurden. Sein System wurde schließlich durch die Identifikation von Fingerabdrücken überholt. Vgl. Jonathan Mathew Finn: *Capturing the Criminal Image: From Mug Shot to Surveillance Society*. Minneapolis 2009.

<sup>231</sup> Hans Gross: *Handbuch für Untersuchungsrichter als System der Kriminalistik*. Graz 1899. S. 264.

<sup>232</sup> Walter Benjamin: »Charles Baudelaire. Ein Lyriker im Zeitalter des Hochkapitalismus.« In: Ders.: *Gesammelte Schriften*, hg. v. Rolf Tiedemann/Hermann Schweppenhäuser. Band I. Frankfurt am Main 1991. S. 509-653, hier S. 550.

<sup>233</sup> Vgl. Irina Gradinari/Johannes Pause: »Sexualmord und Fotografie. Zur Entstehung des Tatorts als Wissensraum.« In: Oliver Boni/Japhet Johnstone (Hrsg.): *Crimes of Passion. Repräsentationen der Sexualpathologie im frühen 20. Jahrhundert*. Berlin 2015. S. 49-73, hier S. 57-59.

<sup>234</sup> Regener (1999): Fotografische Erfassung, S. 7-8.

oben bereits erwähnt entwickelte Lombroso parallel zum englischen, französischen und deutschen Positivismus eine evolutionstheoretische Theorie körperlicher und geistiger Degeneration für die Beschreibung des Verbrechers, die er in seinem einflussreichsten Werk *L'Uomo delinquente* 1876 erstmals publizierte.<sup>235</sup> Lombrosos Forschung war darauf ausgerichtet, ein Medium der klassifizierenden Beschreibung von delinquenten und psychisch kranken Menschen zu liefern, wobei er an der Oberfläche, d.h. am Körper, die Zeichen der Degeneration und des Anormalen suchte. So war für ihn Kriminalität in allen Fällen an körperlichen Anomalien, wie schiefen Nasen, großen Kiefern oder eingefallenen Augen, ablesbar, wodurch er im Sinne Bertillons Erkennbarkeit an die äußerliche Beschaffenheit des Körpers knüpfte.<sup>236</sup> Auch im Hinblick auf verbrecherische Frauen wollten Lombroso und sein Kollege Ferrero mithilfe fotografischer Abbildungen den Beweis für angeblich sichtbare Anomalien liefern, deren Existenz sie aber, wie sie selbstkritisch eingeräumt haben, empirisch kaum nachweisen konnten.<sup>237</sup> Stattdessen wird die paranoische Struktur der Theorie mittels einer sprachlichen Übersteigerung bei der physiognomischen Beschreibung verbrecherischer Frauen verdeutlicht: Mit einer gewaltsamen Sprache wird die delinquente Frau als vampirartiges Wesen<sup>238</sup> mit großen Zähnen und wildem, unheimlichem Blick dargestellt, einem Tier ähnlicher als einem Menschen. Doch selbst den Forschern schienen diese Deformationsbeschreibungen nicht immer vereinbar mit den fotografischen Vorlagen:<sup>239</sup>

Vielleicht wird mancher Leser finden, dass alle diese Physiognomien nichts besonders Abschreckendes haben, und ich räume ein, dass sie im Vergleich mit den im *Uomo delinquente* gegebenen männlichen Verbrecherphysiognomien nicht so sehr hässlich erscheinen; an manchen ist sogar etwas Hübsches zu entdecken, wie an No. 19 und 20; aber [...] auch der physiognomische Neuling wird [...] finden, wieviel Härte, Grausamkeit und Männlichkeit in diesen freilich nicht aller Grazie baren Linien liegt.<sup>240</sup>

Eine ›männliche Physiognomie‹ krimineller Frauen sollte also mit der Visualisie-

---

<sup>235</sup> Jutta Person weist darauf hin, dass das physiognomische Denken entscheidend zum Erfolg des ›harten‹ Wissens beigetragen hat, das sich an empirischen Messungen orientiert: »Während die eigentliche Physiognomik bald als pseudowissenschaftlich gilt, hält eine ihrer grundlegenden Denkfiguren Einzug in die Naturwissenschaften des 19. Jahrhunderts: die Kongruenz von äußeren Körpermerkmalen und inneren Charaktereigenschaften.« Vgl. Jutta Person: *Der pathographische Blick: Physiognomik, Atavismustheorien und Kulturkritik 1870-1930*. Würzburg 2005. S. 11.

<sup>236</sup> Vgl. Regener (1999): *Fotografische Erfassung*, S. 176-177.

<sup>237</sup> Lombroso/Ferrero (1894): *Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte*, S. V.

<sup>238</sup> Lombroso/Ferrero (1894): *Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte*, S. 333-335: »No. 3, 21 Jahre alt, war gegen ihren Willen verheirathet, wurde vom Manne misshandelt und erschlug ihn im Schlaf mit der Axt nach einem nächtlichen Zank. Sie hat Henkelohren, breite Jochbeine und Unterkiefer, sehr dunkles Haar; ferner noch andere, auf der Photographie nicht sichtbare Anomalien, wie riesige Eckzähne, kleine Schneidezähne. [...] No. 15, 41-jährige Bäuerin, zündet aus Rache 9 Häuser an und behauptet, im Rausch gehandelt zu haben. Asymmetrisches, wildes Gesicht mit enormem Unterkiefer und Ohren, dunklem, unheimlichem Auge, Diastema der Schneidezähne, enger Gaumenwölbung; vollständiger Typus.«

<sup>239</sup> Vgl. Regener (1999): *Fotografische Erfassung*, S. 267-268.

<sup>240</sup> Lombroso/Ferrero (1894): *Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte*, S. 335-336.

rung beweiskräftig gemacht werden, wodurch ein Grundelement der kriminalanthropologischen Atavismustheorie als Erklärungsmodell herangezogen wurde. Gleichzeitig antizipierten Lombroso und Ferrero eine optische Täuschung, die an der Oberfläche der Frau über die Ausstrahlung von Schönheit und Jugendlichkeit wirken sollte, wobei die Wirkung von Kosmetik und Kleidung in dem Diskurs über die kriminelle Frau als geschlechtsspezifische Frage stets mitverhandelt wurde: Schönheit galt als wahrnehmungsverzerrendes Element bei Verbrecherinnen und als berufsbedingte Maskerade bei Prostituierten. Die Vorstellung, die Frau müsse erst demaskiert werden, um den konstatierten Gegensatz zwischen äußerem Erscheinungsbild und deviantem Wesen zu entlarven, ist wiederkehrendes Motiv für jene Täterinnenkonstruktionen.<sup>241</sup> Zur Zeit der Weimarer Republik entwickelte sich die Technik, Kriminalität am Körper des Kriminellen abzulesen, in zwei sehr verschiedene Richtungen. Die Kriminalistik tendierte, wie bereits festgestellt, zu einem medizinischen Diskurs und versuchte, die Zeichen von Delinquenz *im* Körper, genauer gesagt in der Psyche des einzelnen Verbrechers zu lokalisieren. Die Rassenforschung übernahm die kriminalanthropologische Vorstellung von der körperlichen Andersartigkeit des Verbrechers und interpretierte deren Zeichen zunehmend als Rassenmerkmale, um sie vor allem den Juden und ›Zigeunern‹ zuzuschreiben. Dagegen ließen die Erfolgskarrieren moderner Verbrecher und deren überall auftauchende literarische Spiegelung die Idee, Verbrecher an ihrem äußerlichen Erscheinungsbild erkennen zu können, sehr fragwürdig erscheinen.<sup>242</sup> Auch das *Kriminalmagazin* veröffentlichte im Juli 1930 einen Artikel mit dem Titel »Schöne Verbrecher und Verbrecherinnen«, in dem J. A. Hermann die Lehren Lombrosos als längst überholt markiert und sich zu diesem Zweck auf die Forschung von führenden zeitgenössische Kriminologen beruft:

›Er sieht ja gar nicht wie ein Verbrecher aus!‹ ruft mancher, wenn er das Bild eines Mörders sieht, der einen oder mehrere seiner Mitmenschen kaltblütig uns Leben gebracht hat. Es ist nun einmal landläufige Ansicht, daß der Verbrecher sich durch besonders abstoßend tierische Züge von seinen unbestraften Volksgenossen unterscheiden muß. Diese viel verbreitete Ansicht hat auch der bekannte italienische Gelehrte Prof. Lombroso in ein wissenschaftliches System zu bringen versucht. Die meisten Kriminalisten haben aber die Theorie Lombrosos vom ›geborenen‹ Missetäter längst über Bord geworfen.<sup>243</sup>

Um diese These zu fundieren, führt er im Folgenden Beispiele verschiedener männlicher und weiblicher verurteilter Straftäter an, die seiner Meinung nach »himmelweit vom Lombroso-Typ entfernt« seien und bei denen »der Mann von der Straße, der oft mit dem Mörder mehr Mitleid hat als mit dem Ermordeten, entrüstet fragt:

---

<sup>241</sup> Vgl. Regener (1999): Fotografische Erfassung, S. 268-274.

<sup>242</sup> Herzog (2000): Den Verbrecher erkennen, S. 55.

<sup>243</sup> J. A. Hermann: »Schöne Verbrecher und Verbrecherinnen.« In: *Das Kriminalmagazin* 2/16, 1930/31, S. 374-376, hier S. 374.

Kann man mit diesem unschuldigen Gesicht ein Verbrecher sein? Nimmermehr!<sup>244</sup> Mit dem Artikel sollten also einerseits die neuesten Erkenntnisse der kriminologischen Wissenschaft vermittelt und andererseits die Wahrnehmungs- und Urteilsfähigkeit der Bevölkerung in Bezug auf die Bewertung von Verbrechern geschult werden. In der Weimarer Republik war man also einerseits davon überzeugt, dass das ›Böse‹ leicht zu benennen sei und fürchtete es andererseits als unsichtbare und allgegenwärtige Bedrohung.

## **4. Repräsentationen weiblicher Delinquenz in den Illustrierten Magazinen**

Auf welche Weise die soeben skizzierten Diskurse in den Illustrierten Magazinen miteinander verknüpft wurden, soll – nachdem ein kurzer Überblick darüber gegeben wurde, welche Weiblichkeitskonzepte generell in den Magazinen dominant waren – im Fokus der folgenden Untersuchungen stehen, wobei ein besonderes Augenmerk auf die Frage gelegt wird, ob und inwiefern die Wahrnehmung und mediale Inszenierung von Verbrecherinnen im Zuge des der ›Neuen Frau‹ zugesprochenen emanzipatorischen Potenzials eine Änderung erfuhr. Kommt es zu einer Verschiebung in der von der zeitgenössischen Kriminologie etablierten geschlechtsspezifischen Verbrechensdarstellung oder doch eher zu einer gezielten Pathologisierung und Kriminalisierung von Weiblichkeit, die als Ausdruck männlicher Angst- und Verlustfantasien verstanden werden kann? Welche Vorstellungen der kriminellen Frau werden der breiten Öffentlichkeit der Weimarer Republik vermittelt, bleiben die Illustrierten Magazine ihrer weitgehend progressiven Ausrichtung treu oder greifen sie auf traditionelle Darstellungsmuster zurück? Kommt es zu einer Annäherung von männlichen und weiblichen Verbrecherbildern oder wird die bestehende Geschlechterdifferenz über eben jene konsolidiert?

### **4.1 Populäre Weiblichkeitsentwürfe**

Genauso wie die anderen Bild- und Printmedien der 1920er und 1930er Jahre propagierten auch die Illustrierten Magazine vor allem die Imago moderner Weiblichkeit und widmeten sich ausführlich Themen, die speziell auf Frauen zugeschnitten waren wie Mode, Liebe und Freizeit. Besonders verbreitet waren zudem oft ganzseitige Porträtaufnahmen mit kurzen, prägnanten Bildunterschriften, die zumeist von namenhaften Fotografen stammten und einen nicht zu unterschätzenden Vorbildcharakter hatten. Porträtiert wurden neben bekannten Sportlerinnen, Künstle-

---

<sup>244</sup> Hermann (1930/31): *Schöne Verbrecher und Verbrecherinnen*, S. 374. Bemerkenswert ist jedoch, dass der Artikel überhaupt nicht illustriert ist, obwohl gerade hier die Vorlage von ›Beweisfotos‹ ideal für die Untermauerung der vorgebrachten These gewesen wäre.

rinnen und Damen der Gesellschaft vor allem Schauspielerinnen. Die in der Zwischenkriegszeit rasant wachsende Filmindustrie trug maßgeblich dazu bei, dass bestimmte Frauenbilder in der Öffentlichkeit lanciert wurden. Durch den Film, so heißt es 1931 in einer Bildrevue des *Uhu*, »ist in weitem Maße der Typus der heutigen Frau beeinflusst worden. Viele Frauen haben von ihm die Art, sich zu schminken, sich zu kleiden und sich zu benehmen gelernt.« Diese Mimikry gehe sogar so weit, »daß man heute ohne Schwierigkeiten bei den meisten Menschen Filmbewegungen feststellen kann.«<sup>245</sup> In zahlreichen Filmen wurden neue Frauentypen vorgestellt, die sich deutlich von traditionellen Rollenbildern distanzieren und alternative Handlungsräume aufzeigten. Durch die Dominanz der amerikanischen Filmindustrie rückten auch in deutschen Printmedien zahlreiche Hollywood-Schauspielerinnen in den Mittelpunkt, wodurch sich ein Starkult um bestimmte Darstellerinnen entwickelte, die als »Leinwandgöttinnen« gefeiert wurden und dadurch zum unvergleichlichen Leitbild avancierten.<sup>246</sup> Bei der Darstellung von weiblichen Filmstars – wie beispielsweise Greta Garbo, Jean Harlow, Clara Bow und Carol Lombarde<sup>247</sup> – ging es vor allem um die Zur-Schau-Stellung einer luxuriösen und artifiziellen Glamourwelt, die durch bestimmte Posen, Blicke, Outfits usw. versinnbildlicht wurden. Sie verkörperten Reichtum, Schönheit und Selbstbestimmung und lieferten damit einen progressiven Weiblichkeitsentwurf, mit dem sich zahlreiche Frauen identifizierten. Die berühmteste und in den Illustrierten Magazinen am häufigsten porträtierte Vertreterin dieses Weiblichkeitsentwurfs war Marlene Dietrich, die insbesondere durch ihren Kleidungsstil, der zwischen hyperfeminin und betont männlich changierte, neue Maßstäbe setzte.<sup>248</sup>

<sup>245</sup> O.A.: »So sieht der Film die Frau – Mädchenträume auf der Leinwand, dem Leben abgelascht. Eine Bildrevue des Uhu.« In: *Uhu* 7/8, 1930/31, S. 32. Weiter heißt es dort zum Film im Allgemeinen: »Der Einfluß des Films geht selbst bis in die Anschauung von Menschen. Die Weltanschauung, die durch den Film verbreitet wurde, ist, im Gegensatz zur Härte des wirklichen Lebens, auffallend optimistisch. In einem Film können Schwierigkeiten, Verwicklungen und Gefahren noch so groß sein, am Ende ist immer alles gut. Weil man das vorher weiß, sieht man ihn mit Gelassenheit, und selbst vor den gefährvollsten Momenten sitzt man noch mit der Überlegenheit dessen, der weiß, daß das Ende glänzend sein wird.« Ebd.

<sup>246</sup> Gozalbez Cantó (2012): *Fotografische Inszenierungen von Weiblichkeit*, S. 88. Die 1920er Jahre markieren nicht umsonst die Geburtsstunde der sogenannten Filmdiven, die, sowohl ein kommerziell ausgerichtetes Produktionssystem als auch eine eigene »authentische« Persönlichkeit in sich vereinend, gegenüber dem gewöhnlichen Filmstar eine höhere und glanzvollere Position einnahmen, wodurch ihr Image über viele Jahrzehnte im kollektiven Gedächtnis verankert bleiben konnte. Ebd. S. 94.

<sup>247</sup> Vgl. Max Magnus: »Im Schatten der Garbo.« In: *Revue des Monats* 3/11, 1928/29, S. 1182-1185; John Gilbert: »Weshalb ich in Greta Garbo verliebt bin.« In: *Scherl's Magazin* 4/10, 1928, S. 1080; Gusti Schidlof: »Neues von der Garbo.« In: *Das Magazin* 6/64, 1929/30, S. 4268-4270; O.A.: »Aus einem Baby wurde ein platinblonder Star: Die amerikanische Filmdarstellerin Jean Harlow.« In: *Revue des Monats* 7/11, 1932/33, S. 991; O.A.: »Clara Bow.« In: *Das Magazin* 6/72, 1929/30, S. 5062; O.A.: »In Sonne und Wind – der Paramountstar Clara Bow.« In: *Scherl's Magazin* 5/6, 1929, S. 598; O.A.: »Die Filmschauspielerin Carol Lombarde.« In: *Revue des Monats* 6/3, 1931/32, S. 73.

<sup>248</sup> Vgl. O.A.: »Marlene macht Schule.« In: *Das Magazin* 7/83, 1930/31, S. 6143-6147; Dr. Sommerfeld: »Die herrliche Mode der Marlene.« In: *Revue des Monats* 7/7, 1932/33, S. 604-606; Marlene Dietrich: »Marlene in Hollywood.« In: *Das Magazin* 7/74, 1930/31, S. 5224-5225; O.A.: »Ist Marlene Dietrich sentimental?« In: *Uhu* 9/7, 1932/33, S.43; O.A.: »Marlene Dietrich.« In: *Der Querschnitt* 11/1, 1931, Kunstdruck-Teil 2.

Neben der Repräsentation von glamourösen Schauspielerinnen ließen sich in den Illustrierten Magazinen vor allem zwei weitere populäre Weiblichkeitsentwürfe ausmachen, die sich in ihrer bildlichen wie textlichen Darstellung deutlich unterschieden: Das Girl und die Garçonne. Das sportlich-kameradschaftliche Girl wurde dabei als Verkörperung des modernen amerikanischen Schönheitsideals verstanden und, da Amerika auch in Bezug auf die Frauenfrage als besonders fortschrittlich galt,<sup>249</sup> mit emanzipativen Inhalten assoziiert. Der Begriff stand als Synonym für junge, genuss- und konsumorientierte Mädchen, dessen Lebensstil sich in nächtlichen Clubbesuchen, Zigaretten- und Alkoholkonsum und einem freieren Sexualverhalten manifestierte. Jugendlichkeit, Gelassenheit und Lebenslust wurden so zu ihren zentralen Wesensmerkmalen erhoben, während eine weichfallende und funktionale Mode, starke Schminke und der obligatorische Bubikopf die äußere Erscheinung des Girls abrundete. Mehr hübsch als schön erschien das Girl auf Fotografien als selbstbewusst und locker, auffallend war zudem die schlanke, durchtrainierte und gerade Körpersilhouette und ein offenes Lächeln. Noch mehr als bei anderen Weiblichkeitsentwürfen dieser Zeit kam es beim Girl zu einer starken Typisierung: Die Frauen sahen sich bald dermaßen ähnlich, dass sowohl Alters- als auch soziale Unterschiede verwischten und bildlich kaum noch auszumachen waren. Dadurch wirkten sie zwar einerseits modern, andererseits aber auch angepasst und konformistisch, was auch in den Illustrierten Magazinen nicht unkommentiert blieb. So bezeichnet beispielsweise *Das Magazin* das Girl als »Massenerscheinung«<sup>250</sup> und der *Querschnitt* stellt ironisch fest:

Sie ist wohl der bekannteste Mädchentyp der Welt. Jeder kennt sie, zum mindesten vom Hörensagen, aus Romanen, Bildern, Filmen, von der großstädtischen Varieté Bühne oder vom sportlichen Wettkampf her [...]. Mit Pferd und Hund edler Zucht stellt denn auch der Maler das Girl am passendsten dar –

---

<sup>249</sup> Die Übernahme amerikanischer Management- und Werbemethoden in Folge der Dollarkredite aus den USA an die private und öffentliche Wirtschaft seit 1924 veränderte nicht nur die Wirtschaft Deutschlands, auch auf dem kulturellen Feld fand ein wesentlicher Transfer statt. So sind im Zusammenhang mit der Massenkultur der 1920er Jahre vor allem Amerika und der sogenannte »Amerikanismus« zur Chiffre geworden, mit der eine neue Haltung zur Welt bezeichnet wurde, die sich der Modernisierung der Gesellschaft rückhaltlos anpasste und sie zudem noch weiter vorantrieb. Die USA waren nicht nur das Land mit der höchst entwickelten Industrie, sondern zugleich der Staat, in dem bereits das eingetreten war, wonach sich die Ideologen anderer kapitalistischer Länder sehnten: Während in Westeuropa die ökonomischen Bedürfnisse noch immer auf Klassenansprüchen beruhten, waren in Amerika durch eine demokratisch ausgerichtete Bedürfniserweckung ein positiver Trend in der Massengesellschaft entstanden, der zu einer weitgehenden Homogenisierung des gesellschaftlichen Gefüges geführt hat. In Deutschland erfuhr man von dieser Entwicklung vor allem durch Henry Fords Autobiografie *Mein Leben und Werk*, die 1923 in Übersetzung erschien und schnell zum Bestseller wurde. Dieses Buch galt in manchen Kreisen als das Grundlagenwerk der Weimarer Stabilisierungsepoche, da man hier alles fand, was in dieser Zeit als besonders erstrebenswert galt: Die These von der Sozialpartnerschaft von Kapital und Arbeit, die Forderung nach strikter Rationalisierung und die Hoffnung auf einen unaufhaltsamen Anstieg des Lebensstandards. Vgl. Jost Hermand/Frank Trommler: *Die Kultur der Weimarer Republik*. München 1978. S. 51-69 und Delabar (2010): *Klassische Moderne: deutschsprachige Literatur 1918-1933*, S. 140.

<sup>250</sup> Barbara La May: »Girl und Flapper.« In: *Das Magazin* 6/62, 1929/30, S. 4057-4060, hier S. 4057.

einen langbeinigen, schmalhüftigen, frischfarbenen, beweglichen Freilufttyp, jungfräulich und unbefangen, als Modell zur Diana oder Amazone weit eher geeignet, als zur Venus oder Madonna.<sup>251</sup>

Die bildliche Darstellung des Girls war vor allem in den Themenkomplex ›Sport-Mobilität-Freizeit‹ eingebettet, der so häufig wie kein anderer in den Illustrierten Magazinen aufgegriffen wurde. Sportlichkeit galt in der Weimarer Republik als Garant für Gesundheit und Jugendlichkeit, als Mittel der Körperformung und -pflege, sowie als Ausdruck eines neuen weiblichen Selbstbewusstseins. Jean Giraudoux beschreibt dies 1930 im *Querschnitt* folgendermaßen:

Sport grenzt unseren Körper von der furchtbar unbestimmten Masse der übrigen Körper ab. Er leistet für den Körper dasselbe, was für jeden Geist die Übung des Denkens leistet. Der Körper hat die heuchlerische Neigung, sich dem Besitzer zu entziehen. Aber der Sport ist da und treibt ihn zurück. Wer nicht bis zu einem gewissen Grade Athlet ist, schleppt erbärmlicherweise den Körper eines anderen durchs Leben. Sport besteht darin, dem Körper einige der stärksten Kräfte der Seele zu senden: die Energie, die Kühnheit, die Geduld. Es ist das Gegenteil der Krankheit.<sup>252</sup>

Sport bot jeder Frau die Möglichkeit, gesellschaftlich anerkannte Leistungen zu erbringen und mit dem anderen Geschlecht auf eine kameradschaftliche Weise in einen Wettstreit zu treten, bestimmte sportliche Aktivitäten wurden zudem vornehmlich in großen Gruppen ausgeübt, sodass über den Massensport auch Gemeinschaftsgefühl erfahren werden konnte. Meist priesen die Magazine sportliche und tänzerische Übungen als Mittel an, um eine dem Schönheitsideal entsprechende Figur zu erlangen und oft war in den reichbebilderten Berichten die Besprechung des Sportoutfits mindestens genauso wichtig wie die der sportlichen Leistungen.<sup>253</sup> Auch das Thema ›Mobilität‹ war im Zusammenhang mit dem Thema ›Sportlichkeit‹ von entscheidender Bedeutung: Die Illustrierten Magazine berichteten häufig von Frauen auf Reisen und im Urlaub und erhoben diese Aktivitäten damit zum Zeichen der Flexibilität und Jugendlichkeit. Da Sporttreiben nur in der freien Natur als wirklich stärkend und erholsam galt, wurden Frauen dazu angehalten, im Winterurlaub Ski zu fahren oder Berge zu besteigen, optimal für den Sommerurlaub waren Schwimmen, Wandern und Sonnenbaden. Daneben gewannen Kurztrips und Tagesausflüge an Bedeutung und das insbesondere im Kontext der neu aufkommenden Weekend-Kultur.<sup>254</sup> Eine ideale Verbindung von Sportlichkeit

---

<sup>251</sup> Irene Seligo: »Das Girl.« In: *Der Querschnitt* 16/5, 1936, S. 259-262, hier S. 259.

<sup>252</sup> Jean Giraudoux: »Sport.« In: *Der Querschnitt* 10/9, 1930, S. 583-585, hier S. 583.

<sup>253</sup> Vgl. Hugo Sellheim: »Macht der Sport die Frau glücklich?« In: *Uhu* 81, 1931/32, S. 18-24; Jean Prévost: »Ich erziehe meinen Körper.« In: *Der Querschnitt* 10/9, 1930, S. 595-597; Heinrich Satter: »Sport-Kameradschaft zwischen Mann und Frau.« In: *Uhu* 9/9, 1932/33, S. 18-22; Jutta Klamt: »Körpererziehung – Tanzgestaltung.« In: *Scherl's Magazin* 5/3, 1929, S. 308-311; Karola von Roenthal: »Sportmode...mit der Hand gemacht.« In: *Revue des Monats* 3/8, 1928/29, S. 866-868; Heinrich Meusel: »Kunstturnen der Frau.« In: *Scherl's Magazin* 4/9, 1928, S. 962-968.

<sup>254</sup> Bei sinkender Wochenarbeitszeit bekamen die Freizeitaktivitäten einen neuen Stellenwert, dies gilt vor allem für die unorganisierte Freizeit, das Wochenende, welches kennzeichnenderweise

und Mobilität stellte das Autofahren bzw. der Automobilsport dar und so wurde »Die Dame am Steuer«<sup>255</sup> auch in den illustrierten Magazinen – obwohl das Auto oft lediglich als modisches Accessoire der Frau bzw. die Frau als schönes Beiwerk des Autos erschien – zum Symbol von Rationalisierung und Technisierung, zur Projektionsfläche von Fortschrittlichkeit und Sachlichkeit.

Der zweite die illustrierten Magazine dominierende Frauentypus war die *Garçonne*, die im Gegensatz zum amerikanischen *Girl* eine europäische Erscheinung war, was sich schon an dem Namen, der sich auf den von Victor Margueritte verfassten Roman *La Garçonne* (1922) bezieht, ablesen lässt. Marguerittes Romanheldin galt als Musterbeispiel einer emanzipierten jungen Frau, die finanziell unabhängig war, das Recht auf freie Liebe und persönliches Glück einforderte und offen über Homosexualität und Drogen sprach.<sup>256</sup> Bald kam es zu einer Überführung der literarischen Figur in die Printmedien, wobei der Typus schnell auf wenige modische Insignien reduziert wurde. Repräsentative Merkmale der betont sachlich-schlichten bildlichen Inszenierung, die der dem Typus entsprechenden Frau rasch den Vorwurf der »Vermännlichung«<sup>257</sup> einbrachte, waren dabei androgyne bis explizit männliche Kleidung, Bubikopf und Zigarette. Ein Beispiel für die bildliche Darstellung der *Garçonne* ist das Porträt der deutschen Aristokratin Inge von Königswald, das im August 1930 im *Uhu* publiziert wurde (Abb.12). Königswald sitzt dem Betrachter in einer legeren Pose frontal gegenüber, ihr Blick wirkt gleichzeitig herausfordernd und distanzierter. Sie trägt ein weißes Herrenhemd (mit Manschettenknöpfen und Krawatte), zu dem sie einen Faltenrock und Seidenstrümpfe kombiniert, die ihrem Erscheinungsbild zusammen mit der starken Schminke und den überschlagenen Beinen eine feminine Note verleihen. Eine weitere Variation der *Garçonne* verkörpert die Malerin Jack von Reppert-Bismarck, die, geboren als Elsa,

---

als »Weekend« amerikanisiert wurde. Zum Weekend gehörten Paddel- und Fahrradausflüge, Baden in Flüssen und Seen, Sportgroßveranstaltungen, Revuen, Kabarets, Besuche in Tanzcafés, und im Kino. Vgl. dazu beispielsweise Alex Binder: »Weekend.« In: *Revue des Monats* 1/8, 1926/27, S. 786-791: »Bisher war Weekend eine vom lieben Gott dem englischen Volke vorbehaltene Institution. Die Berliner Weekend-Ausstellung hat uns eines Besseren belehrt. [...] Wie man aber das Weekend genießen soll, ist wie gesagt, eine durchaus individuelle Angelegenheit. Man kann jemandem, der den Aufenthalt am Wasser liebt, die Reize einer bergigen Landschaft noch so eindringlich schildern – er wird sich deshalb doch nicht überzeugen lassen und umgekehrt.« Vgl. außerdem o.A.: »Allerhand Weekend.« In: *Das Magazin* 4/45, 1927/28, S. 2214-2219; Willy Meisl: »Wochen-Ende.« In: *Uhu* 2/12, 1925/26, S. 2-9; O.A.: »Die elegante Frau auf Reisen.« In: *Das Magazin* 9/108, 1932/33, S. 18-25; H.M. Waldmann: »Spiele am Strand und am Wasser.« In: *Revue des Monats* 2/10, 1927/28, S. 1060-1065; O.A.: »Strandmoden.« In: *Das Magazin* 8/94, 1931/32, S. 10-13; Dinah Nelken: »In Sand und Sonne.« In: *Scherl's Magazin* 6/8, 1930, S. 840-843; Luis Trenker: »Skisport im Hochgebirge.« In: *Uhu* 2/4, 1925/26, S. 3-8.

<sup>255</sup> Vgl. O.A.: »Die Dame am Steuer 1931 und 1904.« In: *Revue des Monats* 5/8, 1930/31, S. 883; Karl Vollmoeller: »Auto und junges Mädchen.« In: *Der Querschnitt* 12/4, 1932, S. 244-245; Marquise d'Eon: »Die Mode am Volant.« In: *Revue des Monats* 5/12, 1930/31, S. 1280-1283; Yvette: »Sie und ihr Auto.« In: *Revue des Monats* 2/10, 1927/28, S. 1094-1098; O.A.: »Fahrt in den Frühling.« In: *Uhu* 5/7, 1928/29, S. 9.

<sup>256</sup> Vgl. Victor Margueritte: *La Garçonne. Sittenroman aus dem heutigen Paris*. Berlin 1923.

<sup>257</sup> O.A.: »Die Vermännlichung der Frau – ein Zeichen der Zeit!« In: *Revue des Monats* 4/7, 1929/30, S. 733.

schon über die Wahl ihres Künstlernamens mit geschlechtsspezifischen Zuschreibungen spielt (Abb. 13). Auf der Fotografie mit dem bezeichnenden Titel »Die Knäbin« ist von Reppert-Bismarck mit einer weißen Hemdbluse, Krawatte und einem engen, geometrisch gemusterten Rock bekleidet, sie lacht offensiv und verschmitzt in die Kamera, der Bubikopf ist mit einer Baskenmütze bedeckt, das Gesicht kaum geschminkt. Knabenhafte und weibliche Attribute vereinigend, wirkt sie aktiv und selbstbestimmt.

Die berufstätige Frau wurde, sofern sie nicht eine erfolgreiche Schauspielerin, wie Marlene Dietrich oder eine bekannte Künstlerin, wie Jack von Reppert-Bismarck war, in den Illustrierten Magazinen nur randständig behandelt und wenn, dann vor allem in Artikeln, die sich mit dem zeitspezifischen Berufsbild der weiblichen Angestellten befassten.<sup>258</sup> Stattdessen wurden vor allem Ende der 1920er/Anfang der 1930er Jahre weitgehend traditionelle Ehe- und Familienvorstellungen und ein neues Mutterideal lanciert. So beurteilt beispielsweise Hertha von Gebhardt in dem *Uhu*-Artikel »Frauen rechnen ab...Die Bilanz der Frau von heute« die neuen weiblichen Lebensentwürfe und vor allem die weibliche Berufstätigkeit äußerst kritisch und resümiert, dass die Natur »uns nicht zu Lastträgern erschaffen [hat], sondern zu Müttern.«<sup>259</sup> Ferdinand Eckhardt geht es in *Scherl's Magazin* darum »Die vollkommene Ehe im Bilde« zu zeigen, um so die »ursprünglich hohe Auffassung«<sup>260</sup> derselben zu demonstrieren und Robert Scheu hält im *Querschnitt* ein lebhaftes Plädoyer für den Wert des Familienlebens:

Die Familie ist die einzige oder zumindest vollkommenste Verwirklichung der Menschlichkeit als solcher, die eigentliche und unumstößliche Form, in der das Leben schön, sinnvoll und wesentlich ist [...]. Der Mensch, der sich mit keiner Familie innerlich bejahend, freudig und dauernd verbunden fühlt, ist seelisch und gemütlich obdachlos und kann auch geistig zu keiner abgerundeten Daseinsform gelangen. Er ist arm.<sup>261</sup>

Betrachtet man zudem die Bildunterschriften der zahlreichen (Porträt-)Aufnahmen, so lässt sich feststellen, dass diese oft über traditionelle Zuschreibungen definiert waren und viele Frauen als »Gattinnen« oder »Töchter« von bekannten Politikern, Industriellen oder Künstlern Eingang in die Magazine fanden,<sup>262</sup> wodurch sich ihr

---

<sup>258</sup> Vgl. Siegfried Kracauer: »Mädchen im Beruf.« In: *Der Querschnitt* 12/4, 1932, S. 238-243; Martin Proskauer: »Geheimnisse aus dem Chefkontor. Leitende Angestellte erzählen von den Vorzügen und Nachteilen weiblicher Mitarbeiter.« In: *Uhu* 9/10, 1932/33, S. 59-62; R.W. Schulte: »Gymnastik für Berufstätige.« In: *Scherl's Magazin* 5/1, 1929, S. 83-85.

<sup>259</sup> Hertha von Gebhardt: »Frauen rechnen ab...Eine Bilanz der Frau von heute.« In: *Uhu* 8/2, 1931/32, S. 54-62, hier S. 58.

<sup>260</sup> Ferdinand Eckhardt: »Die vollkommene Ehe im Bilde.« In: *Scherl's Magazin* 5/10, 1929, S. 1046-1051, hier S. 1047.

<sup>261</sup> Robert Scheu: »Die Familie als Lebenswert.« In: *Der Querschnitt* 13/9, 1933, S. 577-582, hier S. 578.

<sup>262</sup> Vgl. O.A.: »Die Gattin des Malers Arthur Grimm in Florenz.« In: *Der Querschnitt* 6/11, 1926, Kunstdruck-Teil 4; O.A.: »Fürst Dimitri Jussupoff und Gattin in London.« In: *Revue des Monats* 6/5, 1931/32, S. 85; O.A.: »Der Meisterjongleur Rastelli mit seiner Gattin.« In: *Uhu* 4/8, 1927/28, Kunstdruck-Teil 1; O.A.: »Die Gattin des holländischen Großindustriellen Kessler.«

Status über einen erfolgreichen, gesellschaftlich etablierten Mann ergab. Ein Teil dieser Frauen wurde sogar ausschließlich als ›Gattin von‹ vorgestellt, d.h. ohne die Nennung ihres eigenen Namens, was die Negation einer eigenständigen weiblichen Persönlichkeit bedeutete und gleichzeitig die Funktion von Heirat und Ehe betonte. Obwohl die von den Illustrierten Magazinen propagierten Weiblichkeitsentwürfe also durchaus ambivalenter Natur sein konnten und das Bild der ›Neuen Frau‹ in einzelnen Artikeln auf textlicher und/oder bildlicher Ebene teilweise entschärft, hinterfragt oder kritisierten wurde – so blieben traditionelle Ehe- und Familienvorstellungen weitgehend unangetastet, Berufstätigkeit und finanzielle Unabhängigkeit wurden kaum thematisiert und der neue Typus vor allem über seine äußerliche Erscheinung definiert – überwogen rein quantitativ betrachtet eindeutig Illustrationen und Berichte, die den emanzipativen Charakter des neuen Frauentypus betonten. Ob sich diese Darstellungspraktik auch auf die Modellierung krimineller Frauen übertrug, wird die folgende Untersuchung zeigen.

## 4.2 Weibliche Delinquenz mythologisch gebannt

### 4.2.1 Imaginationen der *Femme fatale*

Um die Jahrhundertwende trat kein (ästhetisches) Stereotyp der ›gefährlichen Frau‹ so sehr in Erscheinung wie das der sogenannten *Femme fatale*, die als verhängnisvolles Sexualwesen in zahlreichen literarischen und bildkünstlerischen Werken zur Schau gestellt wurde. Im Unterschied zu ihrem männlichen Pendant Don Juan<sup>263</sup> handelt es sich bei der *Femme fatale* nicht um eine mythische Einzelfigur mit Eigennamen, sondern um einen Typus der kollektiven Fantasie, um eine übergreifende Bezeichnung für ideologieträchtige Symbolfiguren des Eros, die das eine gemeinsam haben, dass sie dem Mann durch ihre Weiblichkeit zum Verhängnis zu

---

In: *Der Querschnitt* 7/6, 1927, Kunstdruck-Teil 3; O.A.: »Die Gattin des Kammersängers Melchior auf einer Wiese in ihrem Garten.« In: *Uhu* 5/6, 1928/29, S. 18; O.A.: »Janine Voisin – Die Tochter des bekannten Automobilfabrikanten.« In: *Das Magazin* 9/102, 1932/33, S.34; O.A.: »Lady Leven and Melville, Tochter des Earl of Liverpool.« In: *Der Querschnitt* 8/1, 1928, Kunstdruck-Teil 7.

<sup>263</sup> Der Don-Juan-Stoff, der als einer der verbreitetsten der Weltliteratur gilt, kam durch das Drama *El burlador de Sevilla y convidado de piedra* 1613 zur Uraufführung und erschien 1630 erstmalig gedruckt. Gabriel Tellez, der unter dem Pseudonym Tirso de Molina publizierte, verknüpfte die beiden seit dem Mittelalter getrennt existierenden Stoffe des Liebesabenteuers eines jungen Draufgängers und der Bestrafung eines Frevlers durch ein steinernes Standbild erstmals zu einer Einheit und schuf damit den Ausgangspunkt aller weiteren Bearbeitungen. Die literarische Figur Don Juan, oft neu- und umgedeutet, avancierte schnell zum Sinnbild für die männliche Verführung und den freien erotischen Genuss. Heute gilt sie als klassisches Beispiel einer mythischen Figur des europäischen Südens, wobei bereits eine Ablösung von der konkreten Figur des Ursprungstextes auszumachen ist, sodass der Begriff ›donjuanesk‹ in theoretisch-argumentativen Texten eine Rolle spielt. Vgl. Claudia Bork: *Femme Fatale und Don Juan. Ein Beitrag zur Motivgeschichte der literarischen Verführergestalt*. Hamburg 1992. S. 89 und Helmut Kreuzer: »Einleitung.« In: Ders. (Hrsg.): *Don Juan und Femme fatale*. München 1994. S. 7-16, hier S. 9.

werden drohen:<sup>264</sup>

Eine analoge »Motivmutation« lässt sich [...] hinsichtlich des Wandels vom *homme fatale* Byronscher Prägung zur *femme fatale* konstatieren. War die männliche Spezies schon am Ende der Romantik praktisch ausgestorben, so erlebt das *fin de siècle* eine geradezu überwältigende Population des weiblichen Pendants. Vor allem in der bildenden Kunst bevölkerten unzählige Liliths, Judiths, Messalinas, Kleopatras und Salomes die Leinwände der Maler.<sup>265</sup>

Peter Gay geht in seiner Einschätzung noch einen Schritt weiter, indem er betont, dass kein Jahrhundert »die Frau so konsequent, so programmatisch und so nackt wie das neunzehnte als Vampir, als Kastriererin, als Mörderin geschildert«<sup>266</sup> hat. In einer Zeit, in der der technologische Fortschritt die Alltagserfahrung zunehmend rationalisierte, breitete sich unter Bürgern und Künstlern immer stärker das Bedürfnis nach einer mythischen Gegenwelt aus. Der europäische Ästhetizismus verarbeitete dieses Bedürfnis in der neoromantischen Wiederbelebung des sogenannten »Lebenskünstlers«: Philosophen wie Nietzsche und Kierkegaard, Schriftsteller wie Baudelaire, Mallarmé, Wilde und Rilke und Maler wie Rosetti, Moreau und Stuck entdeckten in der spielerisch-distanzierten, kindlichen Haltung des Künstlers ein utopisches Moment, welches dem gesellschaftlichen Druck kapitalistischer Produktivität entgegengesetzt schien.<sup>267</sup> Mit der Schaffung von Figuren wie der des Flaneurs und Voyeurs in der Rolle des aus der Distanz genießenden – stets männlichen – Beobachters war es möglich, der Inszenierung sinnlicher Erfahrung eine Bedeutung zuzumessen, die sie in den Bereich des Mythischen transferierte, wobei weibliche Sexualität zum Dreh- und Angelpunkt fast aller Mystifizierungsprozesse wurde.<sup>268</sup> In diesem Kontext erlebte nun die Darstellung der *Femme fatale* eine Hochphase, eine Figur, deren wesentliche Eigenschaften Carola Hilmes wie folgt zusammenfasst:

Die *Femme fatale* lockt, verspricht und entzieht sich. Zurück bleibt ein toter Mann. Im Spannungsfeld von Eros und Macht gedeihen Wollust und Grausamkeit, entstehen blutige Bilder der Liebe. [...] Die Gefahr geht aus von der in ihr verkörperten Sexualität und der Einbindung in eine Geschichte voller Intrigen, in der ihr meist die wenig rühmliche Rolle einer Rächerin zugeschrieben wird. Die *Femme fatale* repräsentiert die permanente Verführung, die ebensowohl gewünscht wie gefürchtet wird. Diese Doppelbödigkeit macht

---

<sup>264</sup> Kreuzer (1994): *Don Juan und Femme fatale*, S. 9.

<sup>265</sup> Franz Meier: *Sexualität und Tod: Eine Themenverknüpfung in der englischen Schauer- und Sensationsliteratur und ihrem soziokulturellen Kontext (1764-1897)*. Tübingen 2002. S. 223. Das Motiv der dämonischen Verführerin durchzieht die gesamte Literatur seit der altbabylonischen Zeit, weshalb hier unzählige weitere Repräsentantinnen des Typus *Femme fatale* – angefangen von den Sirenen der Antike, über Friedrich de la Motte-Fouqués *Undine* und Prosper Mérimées *Carmen*, bis hin zu Frank Wedekinds *Lulu* – genannt werden könnten.

<sup>266</sup> Peter Gay: *Erziehung der Sinne. Sexualität im bürgerlichen Zeitalter*. München 1986. S. 225.

<sup>267</sup> Vgl. Pohle (1998): *Kunstwerk Frau*, S. 77.

<sup>268</sup> Vgl. Pohle (1998): *Kunstwerk Frau*, S. 77.

sie so geheimnisvoll wie unheimlich.<sup>269</sup>

Die dämonische Verführerin verkörpert also in gewisser Weise ein Urbild: Das andere der Vernunft markierend und doch dem patriarchalischen Diskurs verhaftet, repräsentiert sie eine ambivalent besetzte, aber stets aufs Verderben ausgerichtete Sexualität und gleichzeitig eine irrational-utopische Hoffnung auf Glück. Ins Monströse entgleitet sie dadurch, dass ihr höchst divergente, oft sogar widersprüchliche Eigenschaften zugeschrieben werden, sodass sie als chimärenhafter Charakter erscheint. So verbergen sich hinter ihrem fesselnden, schaurig-schönen Erscheinungsbild Morbidität und eine pessimistische Grundhaltung. Ihre Herkunft wird verlegt in eine mythologische Vorzeit, wodurch ihre Gestalt ins Überdimensionale aufgebläht und oft grell überzeichnet wird. Dabei erweist sich ihr rätsel- und schicksalhaftes Wesen als eine imaginierte Angst- und Wunschprojektion, in der tradierte Bestimmungen des Weiblichen neu zusammengesetzt und einer zeittypischen schillernden Fassade versehen werden.<sup>270</sup> Sie ist darüber hinaus ein hybrides Wesen, was sich oft in ihrem äußeren Erscheinungsbild niederschlägt: halb Fisch als Nixe, als Sphinx halb Löwin. Auf einer geistigen Ebene wird mit der Hybridität unter anderem Freuds Konzeption einer heterogenen weiblichen Geschlechteridentität aufgegriffen.<sup>271</sup>

Die *Femme fatale* markiert damit eine ästhetische Gestaltung dämonisierter Weiblichkeit zu deren wissenschaftlicher Absicherung die sexualwissenschaftliche Literatur der Jahrhundertwende entscheidend beigetragen hat. Die dort betriebene Analyse weiblicher Sexualität und die ›Hysteresierung‹ des weiblichen Körpers muss begriffen werden als Dialektik von Ent- und Remythologisierung, sodass in der Gleichsetzung des Weiblichen mit dem Bösen dem herrschenden misogynen Bewusstsein zusätzliche Anstöße für die Unterdrückung weiblicher Sexualität geliefert wurden.<sup>272</sup> Am meisten beeinflusst war diese Gestaltung dämonisierter Weiblichkeit von der Theorie Otto Weiningers, der die Frau in seinem Werk *Geschlecht und Charakter* als völlige Negation des Mannes bestimmte und dem Weiblichen einen alogischen, amoralischen, ich- und seelenlosen sowie unsozialen Charakter zuschrieb.

---

<sup>269</sup> Vgl. Carola Hilmes: *Die Femme fatale. Ein Weiblichkeitstypus in der nachromantischen Literatur*. Stuttgart 1990. S. XIII-XIV. Literatur und bildende Künste weisen der *Femme fatale* auch eine Reihe physischer und ikonographischer Merkmale zu, die für den Typus konstituierend sind: Lange gelöste Haare, ein wohlgeformter, verführerischer Mund und halb geschlossene Augen kennzeichnen ihr Erscheinungsbild genauso wie eine von Kleidung und opulentem Schmuck unterstrichene Exotik. Oft erscheint sie als ›rote‹ oder ›dunkle‹ Frau, also als Gegenentwurf zum gängigen Schönheitsideal, wodurch sie in der Position einer gesellschaftlichen Außenseiterin verortet wird. Vgl. Robert Müller: »Von der Kunst der Verführung: Der Vamp.« In: Thomas Koebner (Hrsg.): *Diesseits der ›Dämonischen Leinwand‹. Neue Perspektiven auf das späte Weimarer Kino*. München 2003. S. 259-280, hier S. 260.

<sup>270</sup> Vgl. Hilmes (1990): *Femme fatale*, S. 233-235.

<sup>271</sup> Laut Freud entsteht die bei der Frau stärker ausgeprägte Bisexualität durch einen un abgeschlossenen Ödipuskomplex und größere Rückfälligkeit in die beiden Geschlechtern gemeinsame, männlich konnotierte phallische Phase frühkindlicher Sexualität. Vgl. Isabelle Stauffer: *Weibliche Dandys blickmächtige Femmes fragiles. Ironische Inszenierungen des Geschlechts im Fin de Siècle*. Köln 2008. S. 84.

<sup>272</sup> Vgl. Hilmes (1990): *Femme fatale*, S. 51.

Weininger wandte sich außerdem gegen die Vorstellung romantischer Liebe und gegen die auf die Frau projizierte höhere Sittlichkeit, und stellte hingegen fest, dass »der Glaube an die Sittlichkeit des Weibes, die »Introjektion« der Seele des Mannes in das Weib«<sup>273</sup> sei, wodurch er sie zu einem reinen Sexualwesen degradierte. Die Dämonisierung der weiblichen Libido im fachwissenschaftlichen Diskurs und die gleichzeitige ästhetische Hinwendung zum Bild der gefährlichen schönen Frau bedingten sich demnach gegenseitig: Die in der Figur der *Femme fatale* präsentierte offensive Sexualität lieferte eine unmittelbare Reaktion auf wissenschaftliche Entwürfe, die weibliches Begehren weitgehend negieren, durch die Inszenierung der Frau als Inkarnation des Bösen und der Verdorbenheit wurde sie jedoch gleichzeitig nur in ihrer pathologischen Natur berücksichtigt.<sup>274</sup> Die *Femme fatale* verwies somit weniger auf ein individual- als auf ein sozialpsychologisches Problem, das mit dem meist offen misogynen Frauenbild und dessen psychologischer »Verwissenschaftlichung« in der Zeit des *Fin de Siècle* ebenso zusammenhing wie mit einer allgemeinen Verunsicherung und Krisenmentalität infolge eines Orientierungs- und Werteverlusts vor und nach dem Ersten Weltkrieg.<sup>275</sup> In diesem Kontext kann die *Femme fatale* auf den ersten Blick als ein Bild der Rebellion gegen klassische Imaginationen des Weiblichen interpretiert werden, als Befreiung aus einem marginalen, bloß gefühlsseligen Dasein, dem kein öffentlich relevanter Handlungsspielraum zukommt. Dennoch handelt es sich bei der Figur nicht um eine reine Freiheitsfantasie, da die weibliche Macht auf den Bereich der Sexualität begrenzt ist. Mehr noch: Nur unter der Herrschaft des männlichen Blickes vermag die *Femme fatale* ihre Macht zu entfalten:<sup>276</sup>

Aggressive Schuldzuweisung heißt die Schiene, auf der um die Jahrhundertwende der Verdränger seine Bedrohung durch »wilde« Natur wegbefördert. Die Dämonisierung der Frau ist das rational-irrationale Ergebnis dieses Entlastungsangriffs. Man wirft dem Weib die Urheberschaft ungestümer Regungen, allgemein ein Bündnis mit unterirdischen Kräften vor. Durch die ästhetische Manifestation des vermeintlichen Verhängnisses wird ein Bann ausgesprochen. [...] Motiv der Stigmatisierung des Weibes ist die Angst affektgestörter Persönlichkeit vor dem Verlust der Selbstkontrolle.<sup>277</sup>

---

<sup>273</sup> Weininger (1903): *Geschlecht und Charakter*, S. 326. Ausführlich heißt es dort: »In aller Liebe liebt der Mann nur sich selbst. Nicht seine Subjektivität, nicht das, was er, als ein von aller Schwäche und Gemeinheit, von aller Schwere und Kleinlichkeit behaftetes Wesen wirklich vorstellt; sondern das, was er ganz sein will und ganz sein soll, sein eigenstes, tiefstes intelligibles Wesen, frei von allen Fetzen der Notwendigkeit, von allen Klumpen der Erdenheit. [...] Das eine Ziel aber, wonach er strebt, das Ziel erblickt er nicht in hellem Glanze und unverrückter Festigkeit auf dem Grunde des eigenen Wesens, und darum muß er es draußen denken, um so ihm leichter nacheifern zu können. Er projiziert sein Ideal eines absolut wertvollen Wesens, das er innerhalb seiner selbst zu isolieren nicht vermag, auf ein anderes menschliches Wesen, und das und nichts anderes bedeutet es, wenn er dieses Wesen liebt.« Ebd. S. 324-325.

<sup>274</sup> Vgl. Catani (2005): *Das fiktive Geschlecht*, S. 89.

<sup>275</sup> Vgl. Hilmes (1990): *Femme fatale*, S. 32.

<sup>276</sup> Vgl. Hilmes (1990): *Femme fatale*, S. XIV.

<sup>277</sup> Ulrich Meier: »Verführerinnen der Jahrhundertwende. Kunst – Literatur – Film.« In: Helmut Kreuzer (Hrsg.): *Don Juan und Femme fatale*. München 1994. S. 155-164, hier S. 159.

Die Femme fatale – im Spannungsfeld von Eros und Macht angesiedelt – liefert kein Modell der Emanzipation, sondern konstituiert sich in ihrer charakteristischen Form im Kontext einer allgemeinen Misogynie und Sexualunterdrückung. In der Figur artikuliert sich zwar das sexuelle Begehren, dargestellt wird jedoch eine verhinderte und pervertierte Lust und die Frau erweist sich als gefährliches Geschlechtswesen. Hinter der Perpetuierung des Mythos der tödlichen Frau werden psychologische, ökonomische und sozialhierarchische Ängste in einer Zeit sichtbar, die geprägt war durch Destabilisierung und Krisenerfahrung und in der Inszenierung der unheilbringenden Femme fatale gelang eine zumindest metaphorische Kontrolle des destruktiven Elements.<sup>278</sup>

#### 4.2.2 Von Sünderinnen und Verführerinnen: Skandal um Eva

Obwohl die Hochphase der bildkünstlerischen und literarischen Femme fatale-Inszenierung mit dem Ersten Weltkrieg zu einem Ende gekommen war, lassen sich gerade in den Illustrierten Magazinen weiterhin Beschreibungsmuster feststellen, die auf die oben skizzierten Topoi und Stereotypisierungen verweisen und dies insbesondere im Kontext der Verbrechensdarstellung. So wird in dem Artikel »Skandal um Eva« von Hubert Miketta, der im November 1930 in der *Revue des Monats* erschienen ist und der »die kleinen Skandalfälle zwischen Politik, Börse und Lokalem«<sup>279</sup> thematisiert, schon durch den Titel auf den Archetyp der Femme fatale, die biblische Eva-Figur, Ur-Sünderin und erste Verkörperung der Verführerin, verwiesen.<sup>280</sup> Eva ist die Gestalt, die die christlichen, aber auch abendländischen Imaginationen von Weiblichkeit bis in Gegenwart hinein maßgeblich bestimmt hat: Als Gegenfigur zu Maria markiert sie die negative Position einer dualistisch angelegten Konzeption des Weiblichen, doch während Maria in die sichere Höhe unerreichbarer Idealität entrückt wird und sämtliche ihr zugeschriebenen Tugenden quasi im Reinzustand verkörpert, erscheinen die Qualitäten Evas ambivalent. Attraktiv und sexuell verführerisch und zugleich verführbar und ungehorsam, wird Eva die

---

<sup>278</sup> Vgl. Pohle (1998): Kunstwerk Frau, S. 108.

<sup>279</sup> Hubert Miketta: »Skandal um Eva.« In: *Revue des Monats* 5/1, 1930/31, S. 14-17, hier S. 14.

<sup>280</sup> Die biblische Eva-Figur wird magazinübergreifend in zahlreichen weiteren Artikeln zum Thema »Weiblichkeitsbilder der Gegenwart« als Beschreibungs- und Vergleichsmodell herangezogen. Exemplarisch seien hier genannt Willi Weill: »Eva mit dem Apfel.« In: *Das Magazin* 7/79, 1930/31, S. 5713; H.L.: »Eva in Fragmenten. Eine physiologische Studie.« In: *Revue des Monats* 5/2, 1930/31, S. 160-161 und Ludwig Sternaux: »Ewige Eva.« In: *Scherl's Magazin* 4/8, 1928, S. 842-849, bei dem es sich um eine offene Kritik an den gegenwärtigen, feministischen Bestrebungen handelt: »Eva verleugnet sich nicht. Eva bleibt ewig. Auch die glatteste Eaton-Frisur schützt nicht vor Gedanken so kraus, wie sie nur ein Frauenkopf denken kann, alle forcierte Männlichkeit wird zunichte, wenn es um seidene Strümpfe geht, und ohne die geht's weniger denn je. [...] Mann bleibt Mann. Und selbst die garconnierteste Garconne verspürt wahrscheinlich ab und zu ein feminines Rühren und weiß, daß ein Flirt ohne Mann kein Flirt, ein Tanz ohne Männerarm kein Tanz ist. Und daß sie wieder Eva werden muß, um Adam zu locken.« Ebd. S. 849.

Verantwortung für das Vorhandensein vom Tod und Leid in der Welt übertragen.<sup>281</sup> Mit dem biblischen Mythos vom Sündenfall wurde die weibliche Verführergestalt im Laufe der Zeit zu einer Symbolfigur der abendländischen Kultur, in der die Angst vor der Sünde und zugleich die Faszination durch sie zum Ausdruck kommen. An dem Artikel lässt sich besonders gut die Nähe der Illustrierten Magazine zum Feuilleton der Weimarer Republik ablesen, da Miketta hier intertextuell verfährt und auf aktuelle Zeitungsberichte rekurriert. So werden verschiedene Diskursformen dokumentiert und nebeneinandergestellt, und während die Zeitungsartikel, die durch Abbildungen in den Erzählstrom montiert sind, als sachlicher Tatsachenbericht angelegt sind, stellen Mikettas Ausführungen einen persönlichen Kommentar zu den in den Zeitungsartikeln dargelegten Fakten, verfasst in einem feuilletonistischen Stil, dar. Es sind drei Fälle von kriminell gewordenen Frauen, die in dem Artikel in dieser Form diskutiert werden: Der Fall der wegen Kokainschmuggels festgenommenen Schauspielerin Imogene Robertson, der Fall der Revuetänzerin Fanny Delaunay, der Erregung öffentlichen Ärgernisses vorgeworfen wurde und der Fall der Mörderin Edmée Owen.

Scheinen diese Fälle auf den ersten Blick nur wenig gemeinsam zu haben, so wird schon zu Beginn klar, worauf Miketta, dem Titel des Artikels entsprechend, abzielt. Obwohl nämlich der abgebildete Zeitungsartikel zu Imogene Robertson lediglich den Kokainschmuggel und die Verhaftung der Filmdiva thematisiert, wird der Fokus des Magazinartikels auf die Darstellung ihres Lebenswandels und die Betonung ihrer Schönheit verschoben:

Interessant ist die Laufbahn der schönen Amerikanerin. Ehe sie nach Deutschland kam, wirkte sie als Girl in einigen Ziegfeld-Revuen in New York mit. Zu den Ziegfeld-Folies gelangte sie im Jahr 1922 dadurch, daß sie in Kalifornien zur amerikanischen Schönheitskönigin gewählt und einen Preis von 5000 Dollar erhielt und sogar vom damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten empfangen wurde. Infolge eines gesellschaftlichen Skandals war sie schon damals gezwungen ihre Revuetätigkeit abzubrechen.<sup>282</sup>

Und auch beim Fall der »andere[n] Evastochter« Fanny Delaunay, die »dadurch einen Skandal hervor[rief], daß sie sich nicht nur allabendlich auf der Bühne im Evagewande bewegte, sondern tagsüber auch in den eigenen vier Wänden,«<sup>283</sup> geht es Miketta vor allem darum, die »nackte Schönheit« der »hübschen Frevlerin«<sup>284</sup> herauszustellen. Selbst bei der Beschreibung des Mordfalls der Lady Owen, die aus Eifersucht die Ehefrau ihres Geliebten erschoss, wird insbesondere darauf Wert gelegt, die »Eleganz«<sup>285</sup> und Verführungskraft der Mörderin zu betonen, auch wenn Miketta bewusst ist, dass es sich hierbei um eine ernste Angelegenheit handelt, bei

<sup>281</sup> Vgl. Margarete Hubrath: »Eva. Der Sündenfall und seine Folgen im Mittelalter und in der frühen Neuzeit.« In: Ulrich Müller/Werner Wunderlich (Hrsg.): *Verführer – Schurken – Magier*. Sankt Gallen 2001. S. 243-259, hier, S. 243.

<sup>282</sup> Miketta (1930/31): Skandal um Eva, S. 15-16.

<sup>283</sup> Miketta (1930/31): Skandal um Eva, S. 16.

<sup>284</sup> Miketta (1930/31): Skandal um Eva, S. 16.

<sup>285</sup> Miketta (1930/31): Skandal um Eva, S. 17.

der die »Pariser Richter schon weniger Spaß verstehen«<sup>286</sup> werden. Alle drei Frauen werden also als schöne Sünderinnen inszeniert und dadurch im Kontext des *Femme fatale*-Mythos verortet: Nicht nur Eva, auch die biblische Judith hat es aufgrund der Macht ihrer Schönheit vollbracht, ins Feindesland der Assyrer einzudringen und deren Anführer Holofernes eigenhändig zu köpfen, während im Neuen Testament Herodias, die Frau des Herodes, durch die Instrumentalisierung ihrer schönen Tochter Salome die Enthauptung des Johannes erzwingt. Die Schönheit Helenas verantwortet den trojanischen Krieg, das bestechende Äußere von Circe verwandelt Odysseus Kameraden in Schweine, um ihn selbst anschließend zu verführen. Selbst das Märchen führt das Böse auf die Schönheit der Frau zurück, wofür Schneewittchens Kampf gegen die hinterhältige Stiefmutter, die um den Titel der »Schönsten im ganzen Land« bangt, nur ein Beispiel liefert.<sup>287</sup> Im letzten Absatz des Artikels, der sich mit der Heirat der Schauspielerin Dolores del Rio befasst, wird dann auch explizit auf den Mythos verwiesen, und zwar dadurch, dass die Genannte als »Vamp« bezeichnet wird:

Der sehr bekannte amerikanische Filmstar Dolores del Rio scheint nicht nur im Film, sondern auch im Leben ein »Vamp« zu sein. Nachdem sie von ihrem ersten Mann, dem reichen mexikanischen Caballero Don Martinez del Rio, dessen Portefeuille sie zum großen Teil ihre Karriere verdankte, sich getrennt hatte, sprach man von allerlei Liaisons, die die schöne, temperamentvolle Mexikanerin in Hollywood hatte. Jetzt ist sie mit dem Regisseur Gibbons getraut worden, dem es hoffentlich gelingen wird, den wilden Vamp zu zähmen.<sup>288</sup>

Wie Robert Müller herausstellt, fand ungefähr zur gleichen Zeit wie die *Femme fatale* eine weitere Symbolfigur der Erotik Eingang in die Kunst und Literatur: der blutsaugende Vampir. Die literarischen Adaptionen des Vampir-Themas, die im 19. Jahrhundert einen regelrechten Boom erlebten, waren dabei eingebunden in einen auf Abschreckung abzielenden christlichen Moraldiskurs, da das Motiv besonders im Kontext einer erotischen Symbolik verhandelt wurde:

Der Vampir und seine Aktivitäten sind nun eindeutig sexuell konnotiert: Der Biss seiner spitzen Eckzähne in die erogenen Zonen Nacken und Hals; die Leidenschaftlichkeit seiner Umklammerung, das Blutsaugen, die postkoitale Erschöpfung seiner Opfer. Vor allem im viktorianischen England mit seinen restriktiven Moralvorstellungen war die Vampirliteratur eine Möglichkeit, Sexualität überhaupt zu thematisieren.<sup>289</sup>

Die Vampirfigur war auch, obwohl Bram Stokers Graf Dracula sicherlich die bekannteste Vampirgestalt ist, in Folklore und literarischer Verarbeitung niemals auf das männliche Geschlecht beschränkt. Im Gegenteil, der als wollüstig, ausschwei-

---

<sup>286</sup> Miketta (1930/31): Skandal um Eva, S. 17.

<sup>287</sup> Vgl. Catani (2005): Das fiktive Geschlecht, S. 88.

<sup>288</sup> Miketta (1930/31): Skandal um Eva, S. 17.

<sup>289</sup> Müller (2003): Von der Kunst der Verführung, S. 261.

fend und grausam beschriebene weibliche Vampir ist ebenso Teil der Vampirlegende wie sein männliches Pendant. So erschien beispielsweise bereits 1872 die Novelle *Carmilla*<sup>290</sup> von Joseph Sheridan Le Fanu, deren Protagonistin ihr weibliches Opfer in einer Art lesbischen Liebe heimsucht. Wiesen die Femme fatale und die Vampirin in ihrer Darstellung zunächst noch signifikante Unterschiede auf, so verschmolzen diese beiden Frauentypen der kollektiven Phantasie in der populären Mythologie des beginnenden 20. Jahrhunderts schließlich zu einer Figur, dem Vamp, und das insbesondere im Kontext des populären Kinos. Mit dem Vamp wurde auf der Leinwand nun erstmals eine aus moralischer Sicht verachtete, exzessive und teilweise auch aggressive Sexualität dargestellt, die aber, genauso wie auch schon bei der Femme fatale-Inszenierung des Fin de Siècle, mit einer Dämonisierung von Weiblichkeit einherging.<sup>291</sup> Den Prototyp des filmischen Vamps, der sich vor allem dadurch von der Vampirin unterschied, dass er kein Blut, sondern Geld, Liebe oder Lebensenergie seines Opfers aussaugte und es so ins Verderben stürzte, stellte Lola, Protagonistin des Films *Der blaue Engel* (1930) von Josef von Sternberg, verkörpert von Marlene Dietrich, dar. In dem Film, der auf dem 1905 erschienenen Roman *Professor Unrat* von Heinrich Mann basiert, ist Lola ein leichtes Mädchen aus der Unterschicht, das in einer zwielichtigen Nachtbar auftritt und in die höhere Gesellschaft aufsteigen möchte. Zu diesem Zweck verführt sie den verschrobene Professor Rath, Gymnasiallehrer aus einer Kleinstadt, und zieht ihn dadurch langsam in ihr Milieu herunter. Rath verkommt zusehends, bringt es aber nicht fertig, sich von Lola zu trennen, die wiederum immer angewiderter von Raths Weltfremdheit ist und beginnt, ihn zu betrügen. Nachdem nichts mehr aus dem Mann herauszuholen ist, lässt sie ihn fallen, alles was ihm bleibt, ist der Tod. Der Vamp blieb aber nicht nur ein filmischer Frauentypus, sondern avancierte schon bald zum Vorbild realer weiblicher Selbstinszenierung, wobei vor allem die äußerlichen Merkmale, wie der Kleidungsstil, die Frisur und die schwere Schminke vom filmischen Idol übernommen wurden. *Das Magazin* charakterisiert den Vamp als »unerfüllte[n] Traum der Vielen,« als »des Mannes Traum vom Weibe«<sup>292</sup> schlechthin, der das Böse eigentlich nicht will, da er es gar nicht kennt. Er will

das Schöne, sucht das Schöne, er ist es selbst, ist schön. Er ist schön und verlockend – so unvermeidbar ist er schön, so naturgegeben, so ganz von selbst, wie wir anderen dazu bestimmt bleiben, ihm alle zum Opfer zu fallen, ohne

---

<sup>290</sup> *Carmilla* ist als autobiografische Erzählung konzipiert, in der eine Frau namens Laura in Briefform einer Freundin die Geschichte ihrer Begegnung mit der Vampirin Carmilla 10 Jahre zuvor schildert. Nach ihrem Tod wird Lauras Erlebnisbericht den Lesern von einem unbekanntem Herausgeber zu Kenntnis gebracht. Lauras Erzählung beginnt bereits mit einer äußerst erotischen Szene: In einem Traum, den sie als kleines Mädchen hatte, stand plötzlich die Gestalt einer jungen Frau an Lauras Bett, die dann die Hände unter ihre Bettdecke schob, sie streichelte und sich schließlich mit ins Bett legte. Die Szene endet damit, dass Laura, nicht realisierend, dass es sich keineswegs um einen Traum handelt, den Schmerz zweier Nadelstiche in ihrer Brust spürt, die jedoch später nicht mehr nachweisbar sind. Vgl. Joseph Sheridan Le Fanu: *Carmilla und vier andere unheimliche Geschichten*. Zürich 1968.

<sup>291</sup> Müller (2003): Von der Kunst der Verführung, S. 261-262.

<sup>292</sup> Hans Wienand: »Vamp.« In: *Das Magazin* 6/68, 1929/30, S. 4632-4640, hier S. 4632.

es zu wollen. Ohne es zu wollen? Wir wollen es ja, wir wollen es alle; wir zittern heimlich bei dem Angsttraum, es könnte eines Tags der Vamp verschwunden sein. Wir lassen ihn nicht, wir brauchen ihn, wir lieben ihn, er wird uns begleiten bis wir dahinwelken und nicht mehr sind. Denn er ist Eva, Eva schlechthin, die zu uns Heimgekehrte, sie, die uns zum Baume der Erkenntnis treibt, von dem wir essen wollen, süße Frucht und bittere auch, wenn es nicht anders geht.<sup>293</sup>

Und so wird dem Leser auch im Artikel von Miketta die Schönheit und Verführungskraft des Vamps direkt vor Augen gestellt und das insbesondere auf der bildlichen Ebene: Von alle vier Frauen, die im Text behandelt werden, sind Fotografien in den Fließtext eingebunden, die den Artikel durch ihre Positionierung im Zentrum der Seite und/oder durch ihr großes Format eindeutig dominieren (Abb. 14). Zudem sind Fotos ausgewählt worden, die die Frauen mit typischem Vamp-Make-Up – sehr dünne, dunkle Augenbrauen, die bis zur Schläfe auslaufen; dunkler Lippenstift mit harten Konturen – zeigen, oder in verführerischer Pose, teilweise komplett unbekleidet. Der Artikel verweist somit auf mehrfacher Weise auf den Mythos gefährlicher Weiblichkeit und schafft es dabei sogar, den Bogen von der Ur-Verführerin Eva zum zeitgenössischen Vamp zu schlagen. Außerdem gelingt es Miketta die in dem Text thematisierten delinquenten Frauen, obwohl ihre Taten grundverschieden sind, gleichermaßen auf ihre Schönheit und Sexualität zu reduzieren, wodurch impliziert wird, dass gerade diese Eigenschaften sie zu einer besonderen Bedrohung machen, die nur der journalistische, männlich-sezierende Blick des Mannes zu bändigen vermag.

#### **4.2.3 Weibliche Schönheit als verhängnisvolle Schicksalsmacht**

Besonders eindrücklich lässt sich außerdem an dem Artikel »Verhängnisvolle Schönheit«, verfasst von Moriz Müller und 1925 im *Uhu* erschienen, ablesen, wie stark auch noch in den 1920er Jahren Weiblichkeit an Macht, Schicksal und Verderbnis geknüpft wurde, insbesondere, wenn das Schicksal eines Mannes oder, wie es hier der Fall ist, das einer ganzen Dynastie auf dem Spiel stand. Der Artikel besteht aus einem einleitenden, allgemein gehaltenen Teil, in dem der Verfasser in einem nahezu pathetischen Schreibstil die Verbindung von Schönheit, Begehren und Tod nachzeichnet, bevor er im zweiten Teil vier Todes- und Mordfälle berühmter adeliger Frauen einer näheren Betrachtung unterzieht. Schon bei der Eröffnung des Artikels wird die Frau dem Leser als mystisches, gleichsam überirdisches Wesen präsentiert, das vor allem durch seine Schönheit bestimmt ist:

---

<sup>293</sup> Wienand (1929/30): Vamp, S. 4637. Der Vamp war Gegenstand vieler weiterer Artikel und Illustrationen wie z.B. Hans Ermann: »Der Vamp.« In: *Revue des Monats* 7/11, 1932/33, S. 1017-1019; Günter Mamlok: »Marlene Dietrich. Der scheue Vamp.« In: *Revue des Monats* 6/5, 1931/32, S. 50-52; O.A.: »Die populärsten Filmtypen der verflossenen Saison.« In: *Das Magazin* 8/88, 1931/32, S.6700-6701; Rabas: »Vamp – Bildnisstudie der Tänzerin Isolde Kletmann.« In: *Das Kriminalmagazin* 2/20, 1930/31, S. 727; Ada Niel: »Was Hollywood aus schönen Frauen macht.« In: *Uhu* 9/7, 1932/33, S. 26-32.

Die Schönheit des Weibes ist eine der stärksten Schicksalsmächte. Sie ist die Erweckerin der großen Leidenschaften, die alle Ketten der Sitte und des Herkommens sprengen. Immer waren sich die Menschen der mystischen Tragik bewußt, die die Schönheit des Weibes umschwebte: selbst die ewigen Götter ließen sich ihrer Gewalt verfallen, wieviel mehr das schwache Geschlecht der Männer. Vergeblich hat der asketische Geist mancher Jahrhunderte gegen die verderbliche Schönheit anzukämpfen versucht, aber selbst der Flammenschein der Scheiterhaufen, auf dem man schöne Hexen verbrannte, vermochte die Zaubergewalt des schönen Weibes nicht aus der Welt zu schaffen. Und auch das Unheil nicht, das sich immer wieder an ihre Fersen heftete.<sup>294</sup>

Es ist bezeichnend, dass Müller hier ausgerechnet auf die Hexenverbrennung des Mittelalters rekurriert, da über den Typus ›Hexe‹<sup>295</sup> seit jeher Imaginationen über Subkultur, Magie, Sexualität und das Böse schlechthin verhandelt wurden und er den Inbegriff der dämonischen, vom Teufel besessenen Frau, die es auszurotten gilt, darstellt. Den Kern bildete dabei lange Zeit die Überzeugung, dass Hexen an vielen Übeln der Welt, wie Epidemien, Hungersnöten oder Kriegen, schuldig waren, eine Auffassung, die Müller nun auf die Frau an sich überträgt. Als Beleg für diese These führt er im Folgenden Beispiele von vermeintlich Verderbnis bringenden Frauen der Mythologie und älteren Geschichte an, angefangen von der schönen Helena, die Achilles »und so viele mannhafte Helden«<sup>296</sup> ins Verderben stürzte, über Kleopatra, »die den Beherrscher des römischen Weltreichs willenlos zu ihren Füßen zwang,«<sup>297</sup> bis hin zu Maria Stuart, »deren Zauber für zwei Gatten und viele andere Männer tödlich war.«<sup>298</sup>

Einer der Grundzüge des Dämonisierungsprozesses von Weiblichkeit stellt das Bild des Mannes als Opfer weiblicher Triebhaftigkeit dar. Die Imagination der Gefährlichkeit der Frau ermöglicht dem Mann, die eigene Triebhaftigkeit und alle damit verbundenen beängstigenden Gefühle von Kontrollverlust und Entgrenzung mittels der Projektion zu bannen. Und deshalb sind die heimlichen Helden der Geschichten, die bedrohliche Weiblichkeit thematisieren, üblicherweise auch die männlichen Gegenspieler der Femme fatale, denn nur in Momenten männlicher Schwäche kann das ›Weib‹ übermächtig und gefährlich erscheinen. In den Artikeln

---

<sup>294</sup> Moriz Müller: »Verhängnisvolle Schönheit.« In: *Uhu* 1/5, 1924/25, S. 80-86 und 152-156, hier S. 80.

<sup>295</sup> Zur wesentlichen Vorstellung von Hexerei gehört die Zuspitzung des Feindbildes auf das weibliche Geschlecht. Die ideologische Fokussierung auf Frauen verweist auf die religiös-moralische Erklärung der Hexenlehre durch eine Kirche, deren ausschließlich männlichen Theologen und Inquisitoren Verfügbarkeit als allgemein menschliche Eigenschaft besonders auf Frauen projizierten und ihnen außerdem das Bedürfnis zur Kompensation von gesellschaftlicher Schwäche als glaubhaftes Motiv ihrer Hinwendung zum Teufel unterstellten. Darüber hinaus hatten Frauen in der Realität aufgrund der geschlechtsspezifischen Rollenverteilung mehr Bedarf an der Verwendung von Kräutern und Pflanzen und der Ausübung einfacher magischer Praktiken wie Heil- und Schutzzauberei, deren Ambivalenz ihnen leicht den Vorwurf der Schadenszauberei einbrachte. Vgl. Walter Rummel/Rita Voltmer: *Hexen und Hexenverfolgung in der frühen Neuzeit*. Darmstadt 2008. S. 4 und S. 28.

<sup>296</sup> Müller (1924/25): Verhängnisvolle Schönheit, S. 80.

<sup>297</sup> Müller (1924/25): Verhängnisvolle Schönheit, S. 80.

<sup>298</sup> Müller (1924/25): Verhängnisvolle Schönheit, S. 80.

rückt hingegen die Frau in den Mittelpunkt des Interesses, wodurch ihr gefahrenbringendes Potenzial nochmals bekräftigt wird. Unterstrichen wird diese Einschätzung auch durch die Dämonisierung der weiblichen Sexualität: Spricht Müller zu Beginn noch allgemein von der verhängnisvollen Schönheit der Frau, ohne sich dabei explizit auf ihre Sexualität zu beziehen, wird im Folgenden klar, dass die Frage nach dem Sexualcharakter und im Besonderen nach dem »todbringenden Eros«<sup>299</sup> der Frau stets mitverhandelt wird. Dem zeitgenössischen Diskurs entsprechend wird so die Verknüpfung von Sexualität und Schönheit vorausgesetzt und dem Leser vermittelt, dass die Gefährlichkeit der Frau immer auf ihre deviante Sexualität zurückzuführen sei. Um dem Leser diese verhängnisvolle Schönheit so überzeugend wie möglich vor Augen zu führen, ist der Artikel mit zahlreichen Porträts der im Text genannten Frauen aus verschiedenen Kontexten illustriert (Abb. 15): So sind einerseits Gemälde von Lola Montez und der Marquise von Pompadour und eine Profildokumentation der Baronin Maria von Vetsera zu sehen, andererseits eine Pressefotografie, die die Gräfin Maria Tarnowska vor Gericht in Venedig zeigt und ein Standbild aus dem Film *Tragödie im Hause Habsburg* (1924), in dem Maria Corda die Baronin Vetsera verkörpert hat. Fast allen Bildern ist gemeinsam, dass sie im Großformat in den Text eingebunden sind, teilweise sogar ganze Seiten des Artikels einnehmen. Dadurch soll das beschriebene, äußerst einnehmende Erscheinungsbild der Protagonistinnen auf besondere Weise demonstriert und der Leser selbst in ihren Bann gezogen werden.

Gleichzeitig wird eine Motivverknüpfung von weiblichem Narzissmus und männlichem Voyeurismus vollzogen: Da, wo der erotisch besetzte Blick am deutlichsten zum Ausdruck kommt, vermag der auf die sinnlichen Reize der Frau fixierte Mann der Rolle des Opfers zu entrinnen. Und damit bietet er auch dem Leser eine ideale Identifikationsmöglichkeit, die Faszination zu genießen und sich gleichzeitig der Bedrohung zu entziehen. Der männliche Voyeurismus bezeichnet die Dominanz des männlichen Blicks im Hinblick auf Konstitution und Wahrnehmung von Weiblichkeit. Der den Verbrecherinnen zugeschriebene Narzissmus reflektiert wiederum die Selbstspiegelung des männlichen Blicks. Anders als bei der üblichen Inszenierung der *Femme fatale*, bei der der dämonischen Frau meist nur ein einzelner Mann zum Opfer fällt, geht Müller im Text noch einen Schritt weiter und unterstellt, dass ihr Einfluss sogar so weit reiche, dass »die unheilvolle Schönheit ihre schicksalhafte Rolle auch oft bei den großen staatlichen Umwälzungen«<sup>300</sup> gespielt hat. Damit schreibt er der Frau einerseits eine höhere Macht zu, potenziert dadurch aber auch abermals ihre Gefährlichkeit: Die Frau erscheint damit nicht nur für den Mann als unentrinnbare Bedrohung, sondern auch für den Staat und die Gesellschaft. Diese hier vermittelte Ansicht ist insofern besonders interessant, als dass sie eine Übertragung auf die damals aktuellen staatlichen Umwälzungen nahelegt und damit impliziert, dass die Frau durch das ihr zugeschriebene emanzipatorische Potenzial auch eine Gefahr für den Bestand der Republik darstellen könnte. Müller gibt zwar zu, dass es heute »keine Königinnen und Favoritinnen mehr [gibt], deren schöner Zorn

---

<sup>299</sup> Müller (1924/25): Verhängnisvolle Schönheit, S. 83.

<sup>300</sup> Müller (1924/25): Verhängnisvolle Schönheit, S. 81.

oder reizendes Lächeln Menschen und Völker in Tod und Verderben jagen könnten,«<sup>301</sup> gibt aber gleichzeitig zu bedenken, dass die Tragödien unheilvoller Schönheit nur den Rahmen gewechselt haben.

Der Figur der schönen Femme fatale wird damit offenkundig ein subversives Potenzial zugeschrieben, das als Bedrohung nicht nur für den Mann, sondern auch und insbesondere für die bürgerlich-patriarchale Ordnung verstanden wird.

Darüber hinaus verdoppelt Müller in seinem Bericht die Schönheit des ›Bösen‹, indem er die beunruhigende Ambivalenz von Angst und Lust in seinen Text einbindet. Über eine durch überbordende Beschreibungen deutlich markierte alltagsweltliche Perspektive, die sich von einer wissenschaftlichen Haltung auch dadurch unterscheidet, dass dort die Distanzierung als Voraussetzung für erfolgreiche Selbst- und Fremdkontrolle fungiert, wird eine eindeutige Distanznahme bei dem Leser verhindert. So wird Unentschiedenheit als Unordnung erfahren und infolgedessen mit Kontrollverlust assoziiert und die beschriebenen Frauen als Bedrohung wahrgenommen.<sup>302</sup> Zu diesem Effekt trägt wesentlich bei, dass der Artikel nicht in einem sachlich-distanzierten Stil verfasst ist, sondern pathetische, fast schon melodramatische Züge trägt. Müller setzt die Tragödien verhängnisvoller Schönheit damit in einer Kunstform in Szene, die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ausgebreitet hat. Seine Erzählart wirkt wie eine filmische Form des auf ein kleinbürgerliches Publikum ausgerichteten Theaters, dessen Entstehung sich dem Bemühen um Natürlichkeit verdankte und den Anspruch, ›das wirkliche Leben‹ wiederzugeben, erhob. Georg Seeßlen bezeichnet das Melodrama als »Drama der weiblichen Initiation«<sup>303</sup> und konstatiert, dass die melodramatische Schreibweise die Situation aus dem Sinneseindruck heraus beschreibt und sich vor allem durch eine starke Affektwirkung auszeichnet, wobei die Akzentuierung der weiblichen Schönheit und des Gefühls elementar sind:

Die Schönheit einer Frau, die überwältigend nur für den Augenblick sein kann, wird mit aller Kraft und mit allen Mitteln festgeschrieben, soll sich nicht verflüchtigen, sondern die Welt der Dinge und die Welt der Sprache beseelen. Ein Moment intensiver Zärtlichkeit im Melodrama kommt nicht aus, ohne daß sich die Himmel verfärben und die Geräusche sich zu einem Chor der behutsamen Leidenschaft ordnen. [...] Alles, was geschieht, überhaupt was sichtbar ist durch die melodramatische Schreibweise, ist bezogen auf Gefühl und Moral der Heldin.<sup>304</sup>

Und so setzt auch Müller bei der Beschreibung seiner Protagonistinnen auf die Betonung ihrer Schönheit und auf kräftige, gefühlsbeladene Bilder mit kitschnahen Effekten, wodurch der Text theatralisch, expressiv und dramatisierend, passagenweise übertrieben und pathetisch wirkt. Besonders deutlich wird dies im zweiten

---

<sup>301</sup> Müller (1924/25): Verhängnisvolle Schönheit, S. 82.

<sup>302</sup> Vgl. Lamott (2001): Die vermessene Frau, S. 45.

<sup>303</sup> Vgl. Georg Seeßlen: *Kino der Gefühle. Geschichte und Mythologie des Film-Melodrams*. Reinbek 1980. S. 20.

<sup>304</sup> Seelen (1980): *Kino der Gefühle*, S. 18.-21.

Teil des Artikels, in dem die Todes- und Mordfälle von Draga Mašin, Marie Alexandrine Freiin von Vetsera, Maria Tarnowska und Linda Murri-Bonmartini ausführlich rekapituliert werden

Erinnern wir uns, daß es noch vor kaum zwei Jahrzehnten der verderbenbringende Reiz einer Frau war, der einen europäischen Staat in Verwirrung stürzte, Mord und Tod entfesselte und mit dem eigenen Leben das einer Dynastie auslöschte. Und man weiß nicht, ob in jener dunklen Frühlingsnacht des Jahres 1903, als in dem königlichen Schlafzimmer des Konaks von Belgrad Königin Draga und König Alexander Obernowitsch unter den Schüssen verschworener Offiziere niedersanken, sich nicht schon die Katastrophe des künftigen Weltkriegs ankündigte.<sup>305</sup>

Die Dynamik des Erzählflusses spitzt sich in weiteren Verlauf von Fall zu Fall zu und scheint auf einen Höhepunkt hinauszulaufen, wodurch ein Spannungsaufbau entsteht, der jedoch jäh unterbrochen wird, da Müller beim letzten beschriebenen Fall von Linda Murri-Bonmartini einräumen muss, dass durchaus infrage steht, ob »das Unheil, das durch diese Frau über so viele Menschen gebracht worden war, ihr auch wirklich als Schuld angerechnet werden könne.«<sup>306</sup> Hier wird deutlich, dass die Metamorphose der Imago Femme fatale ins Alltägliche die Doppelbödigkeit des Trivialmythos offenlegt. Die Übertragung der Eigenschaften einer stereotypen Kunstfigur auf reale Frauen und Schicksale scheitert, worüber auch die überbordende Sprache nicht hinwegtäuschen kann. Im Gegenteil: Gerade der melodramatische Schreibstil wirkt entlarvend. Und dennoch beschließt Müller den Artikel genauso wie er ihn eröffnet hat mit der pathetischen Feststellung, dass

die Gestalt der schönen Frau durch alle Zeiten als eine der mystischen Mächte des Schicksals [schreitet]; mit der gleichen zerstörenden Sicherheit nimmt sie ihren Weg aus der Barbarei des Altertums in die vielgerühmte Zivilisation unserer Tage. Die Alten, die an ein Fatum glaubten, gaben der Schicksalsgöttin die Züge einer schönen Frau, und wir selbst suchen die Wurzeln der geheimnisvollen Kraft in den Urgründen der menschlichen Natur. Schicksal oder Urtrieb? Ist es nicht derselbe Glaube an ewiges Glück und ewiges Unheil? ...<sup>307</sup>

#### **4.2.4 Das Leben und Sterben der Mata Hari**

Doch keine andere als verführerisch und gefährlich zugleich markierte Frau war in den Illustrierten Magazinen so präsent wie Mata Hari, die als bekannteste Spionen aller Zeiten in die Geschichte eingegangen ist und bis heute als die reinste Verkörperung der Femme fatale gilt. Vor allem nach ihrem Tod im Jahr 1917 übte die Lebens- und Leidensgeschichte Mata Haris eine besondere Faszination auf die europäische Bevölkerung aus, eine Faszination, die sich dann auch in zahlreichen li-

---

<sup>305</sup> Müller (1924/25): Verhängnisvolle Schönheit, S. 84.

<sup>306</sup> Müller (1924/25): Verhängnisvolle Schönheit, S. 156.

<sup>307</sup> Müller (1924/25): Verhängnisvolle Schönheit, S. 156.

terarischen und biographischen Werken sowie Printmedien und Filmen niederschlug. So wird der Fall Mata Hari auch in jedem der hier untersuchten Magazine mindestens einmal aufgegriffen, mal im Kontext des Themenkomplexes ›Spionage‹,<sup>308</sup> mal in einem ausschließlich ihrer Person gewidmeten Artikel oder als ausdrucksstarke Einzelfotografie im Kunstdruck-Teil der Magazine. Diese Popularität verdankt sich vor allem der Tatsache, dass sich am Fall Mata Hari die Verknüpfung von Schauspielerei, Selbstmystifikation, sexueller Inszenierung und Dämonisierung auf besondere Weise ablesen lässt, weshalb er auch hier als Untersuchungsgegenstand herangezogen wird. Mata Hari, und das ist das Besondere, hat zu einem überwiegenden Teil selbst an der Mystifizierung ihrer Person mitgewirkt:<sup>309</sup> Nachdem ihre Ehe und erste berufliche Projekte gescheitert waren, ging die in Hollands nördlicher Provinz Friesland geborene Margaretha Geertruida Zelle 1904 nahezu mittellos mit einem selbst entworfenen Schleiertanz nach Paris, wo sie behauptete, eine indische Tempeltänzerin zu sein:

In Malabar, an der Küste Südindiens, kam ich als Tochter einer Brahmanenfamilie zur Welt. Meine Mutter war eine berühmte und gefeierte Bjadere im Tempel Kanda Swany; mit vierzehn Jahren, als sie mich gebar, starb sie. Als ihre Leiche auf dem Scheiterhaufen verbrannt war, zogen mich die Priester auf und gaben mir den Namen Mata Hari. Schon als kleines Kind wurde ich in der unterirdischen Grotte der Pagode Schiwas in die heiligen Tänze des Gottes eingeweiht, da ich die Nachfolgerin meiner Mutter werden sollte. Eintönig war dieses Leben: In den Morgenstunden mußte ich die rhythmischen Bewegungen des Tanzes studieren, nachmittags durfte ich im Garten des Tempels zum Schmuck der Altäre Jasminblüten pflücken. So reifte ich allmählich zur Jungfrau heran, und in einer warmen Frühlingsnacht, als die silberne Mondscheibe am Himmel hing, wurde ich in die Geheimnisse der heiligen Liebe der Göttin Saktyjudja eingeweiht.<sup>310</sup>

Die vergnügungssüchtige Gesellschaft im Paris der Belle Époque reagierte begeistert auf die angebliche indische Bjadere, da sie etwas vollkommen Neues zeigte, einen noch nie gesehenen exotischen Tanzstil, gepaart mit einem besonderen Talent zur eleganten Entkleidung. Ausschlaggebend war hierfür die Welle des Exotismus, die im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert in der bildenden Kunst, im Musiktheater und in der Literatur zum wichtigen Faktor kultureller Selbstdeutung und der Auseinandersetzungen mit Fremdbildern wurde. Auch die Weltausstellung

---

<sup>308</sup> Vgl. O.A.: »Das System der Spionage.« In: *Das Kriminalmagazin* 2/24, 1930/31, S. 1126-1130; W. Brunner: »Spioninnen.« In: *Revue des Monats* 1/9, 1926/27, S. 900-904; Hans Henning Grote: »Frauen ohne Nerven.« In: *Das Magazin* 7/84, 1930/31, S. 6194-6200; Eugen Szatmari: »Frauen auf dem Schafott.« In: *Scherl's Magazin* 7/5, 1931, S. 406-412.

<sup>309</sup> Die folgenden Angaben beruhen zum größten Teil auf der Biografie *Sie nannte sich Mata Hari* von Sam Waagenaar, die heute als verlässlichste Quelle zum Leben Mata Haris gilt. Waagenaar, der als Werbeleiter der MGM-Filmgesellschaft auch an der Produktion der Verfilmung von 1931 beteiligt war, hat dafür nicht nur ihre privaten Tagebücher, sondern auch amtliche holländische Quellen ausgewertet, Geheimakten des französischen Kriegsministeriums eingesehen und in den Archiven von Scotland Yard recherchiert.

<sup>310</sup> Zitiert nach Friedrich Wencker-Wildberg: *Mata Hari: Tänzerin, Kurtisane, Spionin*. Hamburg 1936. S. 70-71.

1900 in Paris trug dazu bei, dass Aufführungen javanischer, kambodschanischer und japanischer Tänze in Europa salonfähig wurden. Die Begegnung mit dem Fremden, gerade auch mit dem Körper- und Bewegungsbild einer anderen Kultur, lieferte einer durch *Décadence* und Kolonialismus geprägten Geisteswelt neue ästhetische Reize.<sup>311</sup> Das ferne Indien stand für den damaligen Europäer dabei für eine geheimnisvolle Wunderwelt der Märchen und Fabeln und wurde mit üppigem Reichtum, funkelnden Juwelen und goldstrotzenden Palästen, die von berauschend schönen Bajadern bevölkert waren, assoziiert. Niemand wusste, wie authentische indische Tänze aussahen und so musste Mata Hari auch nicht befürchten, als Hochstaplerin entlarvt zu werden.

Und so feierte sie in den nächsten Jahren große Erfolge mit Auftritten in den exklusiven Pariser Salons und Varietés, worauf ab 1906 auch erste erfolgreiche Auslandsengagements unter anderem in Madrid, Wien und Berlin folgten. Mata Hari merkte schnell, wie wichtig Publicity für ihre Karriere war, und so erfand sie immer wieder neue Details aus ihrer Vergangenheit, die oft der ursprünglichen Version widersprachen, schmückte Tatsachen aus und bestätigte erfundene Berichte und Anekdoten über ihr Leben, sodass ihre Biografie zu einer ständig variierenden, schillernden Mischung aus Dichtung und Wahrheit avancierte. Bis zum Kriegsausbruch blieb sie ein gefeierter Star, erst als sie 1915 in die Niederlande zurückkehrte, blieben die Engagements kriegsbedingt fast völlig aus. Da sie sich so ihren bisherigen luxuriösen Lebensstil nicht mehr leisten konnte, trat sie um 1915/16, vermutlich vor allem aus Geldnöten, in den Dienst des deutschen Geheimdienstes, ohne dass ihr die Tragweite und Gefährlichkeit einer solchen Tätigkeit vor dem Hintergrund eines Weltkrieges bewusst gewesen waren. Dass sie sich Ende 1916 dann auch von den Franzosen als Agentin anwerben ließ, wurde ihr schließlich zum Verhängnis: Am 25. Juli 1917 wurde Mata Hari wegen Doppelspionage und Hochverrats von den Richtern eines französischen Militärgerichts zum Tode verurteilt und am 15. Oktober 1917 durch ein Schießkommando hingerichtet.

Ihre bis heute andauernde Berühmtheit verdankt Mata Hari vor allem einer historischen Besonderheit: Die zugleich glamouröse und naive, verführerische und verführte, zwischen Grand Dame und Prostituierte oszillierende Gestalt der Spionin ist eines der wichtigsten Phantasmen, das der Erste Weltkrieg generiert hat. Gekoppelt war dieses Phantasma an die Vorstellung, dass der Verkehr der Geschlechter, das Intimste und Privateste, selbst zum heimlichen Schauplatz des Politischen werden könnte. Noch bevor die kriegsführenden Länder professionalisierte Geheimdienste aufgebaut hatten, waren die Gesellschaften der Kriegsnationen besessen von der Vorstellung, jedermann könnte ein feindlicher Spion sein. Und so kam es zu einer regelrechten ›Spionitis‹, einer kollektiven Paranoia vor verkleideten Feinden, was insbesondere ein Symptom der frenetischen Identifikation der Zivilisten mit dem Kriegsgeschehen war. Dabei geriet auch immer mehr die Frau in den Fokus der Paranoia, da sie, vormals häuslich und Inbegriff des Privaten, zur Gestalt

---

<sup>311</sup> Vgl. Gabriele Brandstetter: *Tanz-Lektüren. Körperbilder und Raumfiguren der Avantgarde*. Frankfurt am Main 1995. S. 207-208.

der Tarnung und Verstellung und dadurch zur Verkörperung der geheimen Seite des Krieges avancierte.<sup>312</sup> Politik und Sexualität verschmolzen zu einem geheimnisvollen Amalgam, in dem nicht mehr entscheidbar war, ob die Politik die Begierden ausnutzte und steuerte, oder das Sexuelle das Feld des Politischen formatierte. Stets stellte die Spionin dabei auch eine tiefgreifende Beunruhigung des Geschlechterverhältnisses dar, da es der allgemeinen Auffassung entsprach, dass Frauen in der Spionage immer mit und in dem Medium der Sexualität arbeiteten, was auch bedeutete, sich in einer sexuellen Theatralität zu bewegen und eine erotische Inszenierung vorzuführen:

Was der männliche Spion an Klugheit und kriminellem Instinkt aufwenden muss, erreicht der weibliche Spion auf seine Weise viel unmittelbarer, dafür ist auch der Einsatz viel hemmungsloser. Der Mann operiert mit dem Geiste, die Frau mit dem Körper, der männliche Spion arbeitet hinter den Kulissen, der weibliche vor den Kulissen, der männliche kombiniert, der weibliche überlässt es dem Zufall und der Macht der Erotik.<sup>313</sup>

J. R. Spinner wird in seiner Abhandlung über die »Erotik in der Spionage«, die 1929 als Teil der breit rezipierten, von Magnus Hirschfeld und Andreas Gaspar herausgegebenen *Sittengeschichte Ersten Weltkrieges* veröffentlicht wurde, noch deutlicher:

Der richtige Spioninrentyp ist der, den man in Hollywood der 20er Jahre als Film-Vamp kultiviert hat, hundeschnäuzig kalt, egoistisch, ränkesüchtig, ein Typ, der im Manne nie den Mann, sondern stets nur das Ausbeutungsobjekt erblickt und ihn dennoch oder gerade darum dämonisch anzieht. Frauen, die niemals ihr Herz und ihre Überlegung verlieren können und denen das Beinespreizen eine gleichgültige Berufsangelegenheit darstellt. Die gerade in dieser Situation und ihren Präliminarien aus dem Manne das letzte an Geld und Geheimnisses herauszuholen imstande sind...<sup>314</sup>

Dieses Zusammenspiel von Exotik, Nacktheit, Verführung, Krieg und Spionage steht auch bei der Darstellung des Lebens und Wirkens Mata Haris in den illustrierten Magazinen im Vordergrund, wodurch aktiv an der Legendenbildung um ihre Person mit- und weitergeschrieben wird. Wie bei keiner anderen delinquenten Frau wird dabei besonders viel Wert auf die visuelle Präsentation ihrer exotischen Schönheit gelegt, was dadurch zum Ausdruck kommt, dass jeder Artikel, der sich mit ihr beschäftigt, mit meist großformatigen Fotografien unterlegt ist (Abb. 16), die

---

<sup>312</sup> Eva Horn: *Der geheime Krieg. Verrat Spionage und moderne Fiktion*. Frankfurt am Main 2007. S. 228-230.

<sup>313</sup> Paul von Lettow-Vorbeck: *Die Weltkriegsspionage. Authentische Enthüllungen über Entstehung Art, Arbeit, Technik, Schliche, Handlungen, Wirkungen und Geheimnisse der Spionage vor, während und nach dem Kriege auf Grund amtlichen Materials aus Kriegs-, Militär-, Gerichts- und Reich*. München 1931. S. 405.

<sup>314</sup> J. R. Spinner: »Die Erotik in der Spionage.« In: Magnus Hirschfeld/Andreas Gaspar (Hrsg.): *Sittengeschichte des Ersten Weltkrieges*. Hanau 1998. S. 387-426, hier S. 387.

sie in ihrer typischen Tanzbekleidung zeigen, obwohl auch eine Reihe von Abbildungen von ihr in ziviler Kleidung existieren.<sup>315</sup>

Hat die Spionin immer ein Interesse an der Verschleierung ihrer Herkunft und Absichten, so betrieb Mata Hari dies – und das ist es, was dem Betrachter der Fotografien vor Augen gestellt werden sollte – schon vor dem Ersten Weltkrieg als Kunst der permanenten Selbsterfindung. Dass eine offenkundige Disjunktion zwischen dem, was man sah und dem, was man glauben sollte, lag, wurde von Mata Hari nicht bestritten, gerade in dieser Verschiebung und der gegenläufigen Spannung zwischen Schamlosigkeit und Schamhaftigkeit lag die Faszination, eine Spannung, die ihr wichtigstes Requisite, der Schleier, emblematisch verdeutlichte. Sie war eine Fiktion, die sich als ebensolche präsentierte, die Doppeldeutigkeit in Person.<sup>316</sup> Die Modellierung Mata Haris als personifizierte *Femme fatale* kommt insbesondere in dem Artikel »Mata Haris Glück und Ende«, verfasst von Arthur Eloesser und im Februar 1926 im *Uhu* erschienen, zum Ausdruck. Eloesser war ein deutsch-jüdischer Literaturwissenschaftler und Journalist, der 1893 bei dem Berliner Germanisten Erich Schmidt promovierte und anschließend eine Habilitation anstrebte, die jedoch am preußischen Staat scheiterte, der für diese Prozedur noch Ende des 19. Jahrhunderts von deutschen Juden die christliche Taufe verlangte. Daher wandte er sich 1899 ganz dem Journalismus zu und arbeitete als Kritiker vor allem für die *Vossische Zeitung*. Später wurde er Redakteur der *Freien Deutschen Bühne* und unter Siegfried Jacobsohn ständiger Mitarbeiter der *Weltbühne* bis ihn Ullstein 1928 erneut in die Feuilletonredaktion der *Vossischen Zeitung* holte. Großes Aufsehen erregte sein Hauptwerk *Die deutsche Literatur vom Barock bis zur Gegenwart* (1930/31), in dem er mit feuilletonistischem Schreibstil und plastischer Erzählweise vor allem Zusammenhänge zwischen literarischen Schulen deutlicher heraus hob als frühere Literaturhistoriker, was dazu beitrug, dass es bis heute zu den Klassikern der Literaturgeschichtsschreibung zählt. Seine Tätigkeit als Feuilletonist schlägt sich auch in dem hier untersuchten Artikel nieder, da dieser durchgängig in einem persönlich-kommentierenden und teilweise auch wertenden Stil verfasst ist, wodurch er auf den Leser besonders meinungsbildend wirkt.

Den Fall Mata Hari erneut in einem Artikel aufzugreifen motiviert Eloesser damit,

---

<sup>315</sup> Ihr orientalisches Kostüm bestand aus einem weißen Büstenhalter mit indisch anmutenden, juwelengeschmückten Brustornamenten und dazu passenden Armbändern an Handgelenken und Oberarmen. Auf dem Kopf trug sie ein indisches Diadem, das sich um ihr *à l'espagnol* geknotetes Haar wand. Um ihre Taille waren glitzernde Bänder geschlungen, die einen Sarong hielten, der luftig ihre Hüften umschloss. Der Rest blieb unbedeckt. Dem Schleier kam dabei eine besondere Bedeutung zu, da er im Tanz die Grenzlinie von Ausdruck und Undurchdringlichkeit, von Dynamik der flüchtigen Bewegung und statisch-plastischem Erscheinen des Körpers markierte. Die Drapierung des Schleiers bezeichnete die Zone des Übergangs und entfaltetete, wie der Tanz selbst, den transitorischen Akt eines beweglichen Bedeutungsstiftens und Bedeutungsverschiebens. Zum einen trat der Körper durch den Schleier in Erscheinung, zum anderen trat er selbst in den Vordergrund und ließ den Körper gleichsam mit dem Gewebe verschmelzen. Er fungierte demnach gleichzeitig als Medium des Verbergens und der Entmaterialsierung und als Zeichen des Akzentuierens und erotischen Präsentierens des Körpers. Vgl. dazu Brandstetter (1995): *Tanz-Lektüren*, S. 126-127.

<sup>316</sup> Horn (2007): *Der geheime Krieg*, S. 246-247.

dass in letzter Zeit eine Reihe literarischer und biografischer Werke wie z.B. Charles Henry Hirschs Drama *Die rote Tänzerin* (1922) oder Vicente Blasco Ibáñez Erzählung *Mare nostrum* (1918) erschienen sind, die sich implizit oder explizit mit dem Leben der berühmten Spionin beschäftigen und die einer Art öffentlicher Richtigstellung bedürfen, da sie den realen Fall auf eine verzerrte und übertriebene Weise wiedergeben würden. Zu diesem Zweck versucht er zunächst selbst, die Leser zu irritieren, indem er Mata Hari als große orientalische Nackttänzerin aus Südindien vorstellt und ihre erfundene Lebensgeschichte rekapituliert, um im nächsten Schritt unvermittelt die Wahrheit zu enthüllen: »Ihre Legende hat sie sich selbst geschaffen. Mata Hari hieß in Wirklichkeit Margarete Gertrud Zelle; sie stammte aus dem friedlichen holländischen Städtchen Leuwarden, das sich durch nichts, nicht einmal durch einen berühmten Maler, auszeichnet [...]«. <sup>317</sup> Eloesser vollzieht hier also einerseits eine Geste der Enthüllung und einen Versuch der Entmystifizierung, läßt ihre Gestalt aber andererseits gleich darauf wieder mit neuen geschlechtsspezifisch-dämonisierenden Zuschreibungen auf: So beschreibt er sie als Frau mit »gefährlichen Armen, mit den dunklen Sammetaugen, mit dem zur Schlangenhaftigkeit erzogenen Bronzeleib,« <sup>318</sup> als »Eingeweihte letzter magischer Liebeskünste« <sup>319</sup> und als »Tochter des Orients«, die einen »noch nicht dagewesenen Preis hatte.« <sup>320</sup> Besondere Aufmerksamkeit schenkt Eloesser außerdem dem viel diskutierten Verhalten und Gebaren Mata Haris am Tage ihrer Hinrichtung, da er mehrfach betont, wie großmütig und gelassen sie ihr Schicksal hinnahm:

Wenn die zur Inderin gewordene Holländerin sich aus einer selbstständig schöpferischen Phantasie eine andere Vergangenheit, ein zweites Leben schuf, so war sie in ihre Legende und auch in ihre orientalische Weltanschauung so fest hineingewachsen, daß sie durchhielt, daß sie mit buddhistischer Gelassenheit auch den Tod annahm als eine von unsern vielen Verwandlungen. Sterben, so erklärte sie, so lehrte sie fast, ist eine Illusion, und auch für diese hatte sie ihr letztes unergründliches Lächeln. <sup>321</sup>

Durch die Implikation einer Metamorphose durch den Tod findet erneut eine Remythologisierung und Sublimierung ihrer Person statt, da sie dadurch zu einer unsterblichen und mystischen Gestalt erhoben wird. Gleichzeitig erscheint Mata Hari hier als eine durch und durch narzisstische Persönlichkeit, die bei aller inneren Tragik immer noch zu blenden, sich noch im Angesicht des Todes zur Heroine zu stilisieren weiß. Und dem Tod Mata Haris kommt noch aus einer weiteren Perspektive eine besondere Bedeutung zu: Die verführerische Spionin und personifizierte Femme fatale wird sich schließlich selbst zum Verhängnis, wodurch sie einem gerechten Ende zugeführt werden kann. Dies stellt ein endgültiges Unschädlichma-

---

<sup>317</sup> Artur Eloesser: »Mata Haris Glück und Ende.« In: *Uhu* 2/5, 1925/26, S. 33- 38, hier S. 34.

<sup>318</sup> Eloesser (1925/26): Mata Haris Glück und Ende, S. 36.

<sup>319</sup> Eloesser (1925/26): Mata Haris Glück und Ende, S. 36.

<sup>320</sup> Eloesser (1925/26): Mata Haris Glück und Ende, S. 36.

<sup>321</sup> Eloesser (1925/26): Mata Haris Glück und Ende, S. 38.

chen der bedrohlichen weiblichen Sexualität dar, gleichsam eine doppelte Zähmung der Frau, die notwendig ist, um die herrschende (Geschlechter-)Ordnung zu erhalten. Eloesser beschließt seinen Bericht mit dem Verweis auf die 1925 erschienene Biografie *El Misterio de la Vida y de la Muerte de Mata Hari* von Enrique Gómez Carrillo, der darin als einer der Ersten Mata Haris Spionagetätigkeiten öffentlich anzweifelte und ihren Ruf zu rehabilitieren versuchte.<sup>322</sup> Dies gelingt ihm jedoch nur teilweise, da er, wie Eloesser aufdeckt, auch nicht darauf verzichten kann, bei seiner Beschreibung auf misogynen Stereotypisierungen zurückzugreifen. So betont Carrillo in seinem Werk vor allem, dass Mata nicht nur eine Frau von beispiellosem Reiz war,

sondern auch von einer beispiellosen Intelligenz und Energie, die nach Machtbesitz verlangte. Die Kurtisane ist nie allein von Reichtum verlockt worden, sie wollte die Mätresse, und das heißt ja die Herrin, von lauter Mächtigen der Geburt, des Geistes, des Schwertes oder der Politik sein. Der Krieg steigerte dieses nach Gefahren und Abenteuern lüsterne Verlangen bis zu einer Art von fressender Eitelkeit, von dämonischer Neugierde, bis zu einem Sadismus schließlich, der sie versuchte, es auf beiden Seiten mit Männern aufzunehmen, die sich im Namen ihrer Völker gegenseitig zerfleischten und besudelten, diesen Männern Lippe auf Lippe ihre Geheimnisse zu entreißen. [...] Unsere Soziologen haben wohl schon festgestellt, daß die Flammen militärischer und erotischer Brandstiftung häufig ineinander schwelen, und daß Krieg und Hurerei sich in einer Wurzel treffen, hat schon der große Schöpfer gesagt, der die kleine Canaille Cressida schuf und Kleopatra, die Schlange am Nil, die Perle des Orients.<sup>323</sup>

Obwohl es zunächst so scheint, als wolle Eloesser Kritik an dieser Darstellung Carrillos üben, wird schnell deutlich, dass er sich der Eischätzung des Biografen letztendlich anschließt, wenn er mit ihm übereinstimmend mit den Worten schließt, dass Mata Hari, wenn sie denn keine Spionin, so doch etwas Furchtbares war, eine »Delila über allen Simsons, Dämon Weib und das Symbol der Sünde selbst, die sich von jeder Macht, von jeder Gewalt und ihrem unausbleiblichen Mißbrauch nährt.«<sup>324</sup> Das Bild, das Eloesser hier von Mata Hari zeichnet, entspricht nahezu mustergültig der zeitgenössischen Imago der *Femme fatale*: Außergewöhnliche Schönheit, Eitelkeit und Narzissmus, das Verlangen nach Reichtum und Macht, Verführung, bedrohliche Sexualität, die Schlange als Sinnbild des verderbnisbringenden Eros.

Lediglich auf der bildlichen Ebene gelingt Eloesser die Geste der anfangs intendierten Demaskierung und Entmystifizierung Mata Haris: Der Artikel ist mit vier teil-

---

<sup>322</sup> Carrillo war ein guatemalischer Journalist, Literaturkritiker und Diplomat, der von Eloesser in dem Artikel fälschlicherweise als Spanier bezeichnet wird. Interessanterweise ist Carrillo zeitweise beschuldigt worden, Mata Hari, mit der ihm auch eine Affäre nachgesagt wurde, an den französischen Geheimdienst verraten und so ihren Tod verschuldet zu haben, was sich später jedoch als Falsch herausstellte. Er nutzte diese Aufmerksamkeit schließlich, um seine Bekanntheit zu steigern.

<sup>323</sup> Eloesser (1925/26): *Mata Haris Glück und Ende*, S. 38.

<sup>324</sup> Eloesser (1925/26): *Mata Haris Glück und Ende*, S. 38.

weise großformatigen Fotografien illustriert, die Mata Haris Lebensweg in chronologischer Reihenfolge abbilden, angefangen mit einem Foto, auf dem sie als orientalischen Tänzerin zu sehen ist, über zwei Portraits, die auf der Höhe ihres gesellschaftlichen Erfolges entstanden sind, bis hin zu dem Bild aus den militärischen Akten, das sie am Tag vor ihrer Hinrichtung zeigt (Abb. 17). Eloesser reißt Mata Hari damit Bild für Bild die Fassade der schönen Orientalin und unpolitischen Lebedame, der Schönheit und Jugend nieder, bis er auf den Kern der Hochstaplerin trifft. Und so bleibt am Ende nichts übrig als das Bild einer alternden, erschöpften Mittvierzigerin im schwarzen, hochgeschlossenen Mantel und grauen Strähnen im Haar kurz vor ihrer Hinrichtung. Die Tragödie um Mata Hari thematisiert somit vor den Hintergrund der Differenz von Orient und Okzident auf der einen Seite den Konflikt zwischen Staatsräson und persönlichem Glück, auf der anderen Seite verblasst die historische Person und tragische Heldin vor der modernen Legende, die von Literatur und Medien gesponnen wird. Mata Hari, die exotische Nackttänzerin, verwandelt sich zum Symbol einer verderblichen Sinnlichkeit.<sup>325</sup> Die Dämonisierung der delinquenten Frau, die in der Imago *Femme fatale* verdichtet wird, kann als das irrationale Ergebnis einer männlichen Abwehrstrategie verstanden werden: Durch die ästhetische Manifestation des vermeintlichen Verhängnisses wird ein Bann gesprochen, unter dem die eigentliche Körperlichkeit steht, die trotz aller zeitgenössischen Restriktionen an die Oberfläche drängt. Als Motiv der in den Artikeln festgestellten Stigmatisierung von Weiblichkeit fungiert die Angst vor Macht- und Kontrollverlust, die Imago *Femme fatale* bleibt somit auch in den illustrierten Magazinen eine zum Scheitern verurteilte Aufbruchphantasie.

---

<sup>325</sup> Die *Revue des Monats* greift den Fall der schönen Kurtisane und Spionin einige Jahre später in einem anderen Kontext, nämlich anlässlich der neusten Verfilmung ihrer Lebensgeschichte aus dem Hause Metro-Goldwyn-Mayer, mit dem Artikel »Die verfilmte Mata Hari« auf. »Spionagefilme sind z.Z. die große Mode im Tonfilm« heißt es in dem kurzen, einleitenden Vorwort des Artikels und tatsächlich erlebten Filme um die gefährlichen Abenteuer von Spionen und Geheimagenten während des Ersten Weltkriegs und in den Jahren danach eine erste Blütezeit. Im Vordergrund standen dabei jedoch weniger die Elemente *Suspense* und *Thrill*, auf denen im modernen Spionagefilm der Fokus liegt, sondern vielmehr eine Propagandafunktion, die entweder darauf abzielte, die eigenen Spionagetätigkeiten zu rechtfertigen oder drauf, die des Gegners zu diskreditieren. Auch die Schöpfung einer Art »Dolchstoßlegende« konnte dabei eine Rolle spielen, genauso wie der Aufruf an das Volk um mehr Wachsamkeit. Der populärste deutsche Spionagefilm dieser Zeit war Fritz Langs Stummfilm *Spione* (1928), während in Amerika der Film *Der Krieg im Dunkel* (1928) von Fred Niblo große Erfolge feierte. Alfred Hitchcock drehte in den 1930er und 40er Jahren eine Reihe Spionagefilme, in denen die Nationalsozialisten als Feinde und Gegenspieler in Szene gesetzt wurden. Der Mythos Mata Hari wurde in den 1920er und 30er Jahren gleich mehrfach verfilmt, die Interpretation von George Fitzmaurice aus dem Jahr 1931 mit Greta Garbo in der Hauptrolle, auf die auch der Artikel rekurriert, avancierte schnell zu der populärsten und erfolgreichsten. Vgl. O.A.: »Die verfilmte Mata Hari.« In: *Revue des Monats* 6/6, 1931/32, S. 42-44.

## 4.3 Prostitution als genuin weibliches Sexualverbrechen

### 4.3.1 Die Diskursivierung der Frau als ›geborene Prostituierte‹

Mehr noch als in der Inszenierung der delinquenten Frau als Femme fatale kam die Dämonisierung weiblicher Sexualität in der von der Wissenschaft postulierten Imago der ›geborenen Prostituierten‹ zum Ausdruck. So unterstellte eine Hauptthese Erich Wulffens, die er in verschiedenen Werken, ausführlich aber in einem Kapitel der *Sexualverbrecherin* entfaltet hat, jeder Frau – sowohl physiologisch als auch psychologisch – eine so genannte »Dirnennatur«<sup>326</sup>, die die Grundlage für ein funktionierendes Verhältnis von Angebot und Nachfrage des vermeintlich ältesten Gewerbes der Welt bilde. Diese Annahme gründete er auf die Tatsache, dass Frauen rein physisch jederzeit zum Geschlechtsverkehr in der Lage seien und, aufgrund ihrer geringeren Körperkraft, Intelligenz und Leistungsfähigkeit, nur aus ihrer Sexualität Gewinn ziehen könnten.<sup>327</sup> Bei der Kennzeichnung der Prostitution als genuin weiblicher Wesenszug handelt es sich bei Wulffen um eine Zuspitzung der Thesen von Lombroso/Ferrero und Kurella, die in ihren Werken *Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte*<sup>328</sup> und die *Naturgeschichte des Verbrechers*<sup>329</sup> die Prostitution als Sonderform der weiblichen Kriminalität markiert hatten. In ihren kriminalanthropologischen Studien hatten sie die Besonderheiten der Verbrecheranatomie und -physiognomie fast ausschließlich aufgrund von Untersuchungen und Vermessungen männlicher Delinquenten ermittelt. Dennoch glaubten sie konstatieren zu können, dass die überwiegende Zahl der festgestellten Anomalien auch das Erscheinungsbild der Verbrecherinnen und insbesondere der Prostituierten prägen. Dabei wurden als spezifische Charakteristika vor allem eine männliche Physiognomie, starke Gesichtsbehaarung und ein ›harter‹ Blick genannt, was implizierte, dass das Verbrechen eine genuin männliche Domäne sei, in die eine Frau dieser Lesart zufolge nur eindringen konnte, wenn sie sich dem Mann auch körperlich anglich: Eine Frau, die in der Lage war, ein Verbrechen zu begehen, war demnach nur ein kaschierter Mann in Frauengestalt.<sup>330</sup>

Hinzu kam, dass die Kriminologen die Frau im Allgemeinen auf einer geringeren

---

<sup>326</sup> Wulffen (1910): *Der Sexualverbrecher*, S. 678.

<sup>327</sup> Ira Spieker: »Weibliches Delikt und männlicher Blick – Zur Inszenierung von Weiblichkeit und Macht am Beispiel des Diskurses zu Prostitution.« In: Christine Burckhardt-Seebass/Sabine Allweier (Hrsg.): *Geschlechter-Inszenierungen. Erzählen – Vorführen – Ausstellen*. Münster 2003. S. 115-136, hier S. 115. Wulffen beschränkt sich bei dieser Definition nicht nur auf offizielle Prostituierte, sondern bezieht sich auch auf sexuell aktive ledige Mädchen und sogar eigentlich als ehrbar angesehene Ehefrauen: »Auch der Inhalt der Ehe ist für die Frau Prostitution. Der Mann will Ausleben seiner Sexualbegierde, er bietet dafür der Frau den Lebensunterhalt.« Vgl. Wulffen (1910): *Das Weib als Sexualverbrecherin*, S. 403.

<sup>328</sup> Lombroso hatte seine Thesen zum Zusammenhang von Verbrechen und Prostitution bereits in seinem Hauptwerk *Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung* dargelegt, entschied sich aber dann, dem Thema eine eigene, ausführlichere Abhandlung zu widmen.

<sup>329</sup> Hans Kurella: *Naturgeschichte des Verbrechers. Grundzüge der kriminellen Anthropologie und Criminalpsychologie für Gerichtsärzte, Psychiater, Juristen und Verwaltungsbeamte*. Stuttgart 1893.

<sup>330</sup> Vgl. Galassi (2004): *Kriminologie im deutschen Kaiserreich*, S. 158.

Entwicklungsstufe als den Mann verorteten, was sie vor das Dilemma stellte, dass die Frau als »naturgemäß degeneriertes Wesen« vermehrt straffällig sein müsste. Und so unterstellten sie, um diesem Dilemma zu entkommen, der Frau eine passive und konservative Natur, die – im Gegensatz zu den beweglichen Spermien des Mannes – auf der Immobilität der Eierstöcke beruhe und zur Folge hätte, dass die Frau den Drang zu kriminellen Handlungen durch Prostitution kompensiere. Auch sie bescheinigten der Frau also bereits eine »Dirnennatur«, die in ihren Augen der »Verbrechernatur«

auf anatomischem und psychologischem Gebiete so vollständig wie nur möglich [gleich]; beide sind identisch mit dem Typus des sittlich idiotischen Degenerierten, und somit auch einander gleich. Wir finden bei ihnen dieselben Defekte des sittlichen Gefühls, dieselbe Herzlosigkeit, dieselbe frühe Lust am Bösen, dieselbe Gleichgültigkeit gegen die Ausstoßung aus der Gesellschaft, die den Mann mit Vergnügen Lump, das Weib mit Genuss Dirne sein lässt [...]. Die Prostitution ist nur die weibliche Erscheinungsform der Kriminalität, beides sind analoge, parallele Phänomene, die miteinander verschmelzen [...].<sup>331</sup>

Genauso wie Lombroso/Ferrero war auch Kurella davon überzeugt, dass das weibliche Verbrechen schlechthin die Prostitution und die höhere männliche Kriminalitätsrate eben darauf zurückzuführen sei:

Ein wichtiger biologischer Faktor der Kriminalität ist das Geschlecht. Anscheinend giebt es in allen Kulturstaaten 5-6 mal mehr männliche als weibliche Verbrecher. Seitdem die Prostitution Gegenstand der anthropologischen und sozialen Forschung geworden ist, hat man in ihr die Reservearmee des weiblichen Verbrechertums kennen gelernt. Hinzurechnung der Prostituierten zu den weiblichen Verbrechern würde dies Zahlenverhältnis sich also erheblich, etwa auf 1:1,5, ändern.<sup>332</sup>

Für Kurella ließen sich bei den Prostituierten außerdem dieselben »anthropologischen Merkmale, dieselben Tätowierungen, derselbe Jargon, die gleichen psychischen Eigentümlichkeiten wie bei Verbrechern erkennen [...], die eine seit dem Mittelalter überall nachgewiesene Association der berufsmässigen Diebe und Mörder mit den Prostituierten beweisen.«<sup>333</sup> Der wissenschaftliche Prostitutionsdiskurs der Jahrhundertwende war demnach von biologistischen Argumentationsmustern geprägt, die die Prostitution einerseits auf die naturgegebenen Eigenschaften der Frau zurückführten und sie andererseits klar als Verbrechen markierten. Lediglich Gustav Aschaffenburg widersprach in seinem psychiatrischen Grundlagenwerk *Das Verbrechen und seine Bekämpfung* in Ansätzen den Behauptungen Lombrosos:

Trotzdem glaube ich, daß wir nicht in dem Diebe, dem Straßenräuber, dem Fälscher das Gegenstück zur Dirne zu suchen haben, sondern in dem Bettler und Vagabunden. Nur zum kleinsten Teil zeigen die Dirnen Eigenschaften, die zur Begehung schwerer Verbrechen, zu vorbedachtem, zielbewußtem

---

<sup>331</sup> Lombroso/Ferrero (1894): *Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte*, S. 576.

<sup>332</sup> Kurella (1893): *Naturgeschichte des Verbrechers*, S. 157.

<sup>333</sup> Kurella (1893): *Naturgeschichte des Verbrechers*, S. 158.

Handeln unerlässlich sind. [...] Im ganzen aber scheuen Bettler, Vagabunden ebenso wie die Dirnen das energische Handeln. So scheint mir einstweilen kein Grund vorzuliegen, die Prostitution als eine Art kriminellen Sicherheitsventils aufzufassen, durch das aktive, gefährliche Neigungen der Frau einen anderen Weg nehmen [...].<sup>334</sup>

Im Gegensatz zu den Autoren, die das Motiv der Prostitution ausschließlich in der natürlichen Veranlagung der Frau suchten, räumte er außerdem ein, dass die soziale Lage, insbesondere Armut, einen wesentlichen Anteil daran haben könnte: »Auf der anderen Seite ist nicht von der Hand zu weisen, daß zuweilen die Not, die einen Mann vielleicht zum Diebe werden läßt, eine Frau der Prostitution in die Arme treibt.«<sup>335</sup> Aschaffenburg berücksichtigte sogar die geschlechtsspezifische Stellung im Produktionsprozess, indem er auf die geringere Entlohnung der Frau und das wirtschaftliche Elend der jungen Mädchen einging.<sup>336</sup>

Dennoch konnte auch er sich den biologistischen Argumentationsmustern des zeitgenössischen Kriminalitätsdiskurses nicht vollkommen entziehen, weshalb er schließlich feststellen musste, dass die sozialen Verhältnisse als Ursache der Prostitution nur dort wirksam werden können, »wo sie durch Abstammung und Erziehung, vor allem durch die Veranlagung einen geeigneten Boden finden.«<sup>337</sup> Somit bilden sowohl bei Lombroso/Kurella als auch bei Aschaffenburg die natürliche Veranlagung der Frau zur »asozialen Abweichung« die Basis der daraus folgenden Schlüsse, wobei die Kriminalität von Frauen fast ausnahmslos auf ihre Sexualität bezogen und damit pathologisiert wurde. Theorien dieser Art dienten vor allem dazu, archaische Vorstellungen über das bedrohliche bzw. dämonische Wesen der Frau zu untermauern. Frauenkriminalität wurde somit entweder als Perversion oder als Rebellion gegen ihre natürliche Rolle gewertet.<sup>338</sup> Wulffen stand mit seinen Ausführungen somit gewissermaßen am Ende einer langen Diskurskette, die sich seit etwa Mitte des 19. Jahrhunderts fortgesetzt hatte und auf einem Sendungsbewusstsein der Wissenschaften fußte, das in dieser Phase deshalb besonders groß war, weil die Prostitution als besonders geeignet dafür galt, als Gegenpol zum Wertesystem der bürgerlichen Gesellschaft zu fungieren.<sup>339</sup>

Aus diesem Grund fand um die Jahrhundertwende auch im strafrechtlichen Diskurs eine rege Debatte um die staatliche Reglementierung von Prostitution statt, bei der sich die Fraktion der Befürworter derselben und die sogenannten Abolitionisten gegenüberstanden, die sich aus unterschiedlichsten Gründen gegen die staatlichen Vorgaben und die damit einhergehende indirekte Duldung der Prostitution einsetzten. Auf welche Weise diese Debatte und die Thesen des sexualpathologischen Diskurses in die Illustrierten Magazine Eingang fanden, soll an folgenden Beispielen gezeigt werden.

---

<sup>334</sup> Aschaffenburg (1903): *Das Verbrechen und seine Bekämpfung*, S. 131.

<sup>335</sup> Aschaffenburg (1903): *Das Verbrechen und seine Bekämpfung*, S. 77.

<sup>336</sup> Vgl. Uhl (2003): *Das »verbrecherische Weib«*, S. 101-102.

<sup>337</sup> Aschaffenburg (1903): *Das Verbrechen und seine Bekämpfung*, S. 78.

<sup>338</sup> Vgl. Heide Möller: »Kriminalität: Ein männliches Problemlösungsmuster?« In: Dies. (Hrsg.): *Frauen legen Hand an. Untersuchungen zu Frauen und Kriminalität*. Tübingen 1996. S. 11-24, hier S. 14.

<sup>339</sup> Vgl. Spieker (2003): *Weibliches Delikt*, S. 117.

### 4.3.2 »Kinder des Elends und des Lasters« – Pariser Dirnen

Im Dezember 1929 erschien im *Kriminalmagazin* der von Octave Uzanne verfasste Artikel »Pariser Dirnen«, der indirekt einen in Deutschland höchst aktuellen strafrechtlichen Diskurs aufgriff, da Prostitution erst zwei Jahre zuvor durch das Inkrafttreten des »Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten« grundsätzlich entkriminalisiert wurde. Bereits Ende des 18. Jahrhunderts entwickelte sich in Deutschland ein System der staatlichen Reglementierung von Prostitution, dessen Ziel es schon damals war, die Verbreitung von Geschlechtskrankheiten<sup>340</sup> einzudämmen. Gleichzeitig sollten die Prostituierten von der übrigen Bevölkerung isoliert werden, um die öffentliche Moral aufrecht zu erhalten. Bis zur Reichsgründung hatte jede deutsche Stadt den Umgang mit der Prostitution selbstständig geregelt, erst 1871 vereinheitlichte das Reichsstrafgesetzbuch mit dem § 361, Nr. 6 die gesetzlichen Strafbestimmungen zur Prostitution reichsweit.<sup>341</sup> 1876 wurde der Paragraf verschärft und legte nun Folgendes fest:

Mit Haft wird bestraft: Nr. 6) eine Weibsperson, welche wegen gewerbsmäßiger Unzucht einer polizeilichen Aufsicht unterstellt ist, wenn sie den in dieser Hinsicht zur Sicherung der Gesundheit, der öffentlichen Ordnung und des öffentlichen Anstandes erlassenen polizeilichen Vorschriften zuwiderhandelt, oder welche, ohne einer solchen Aufsicht unterstellt zu sein, gewerbsmäßig Unzucht treibt.<sup>342</sup>

Prostitution war demnach nur erlaubt, wenn sich die Frauen<sup>343</sup> unter polizeilicher Kontrolle befanden und den gesetzlichen Anordnungen Folge leisteten; war dies

---

<sup>340</sup> Bereits zu dieser Zeit war Sozialhygiene mit ihren Elementen Prävention und Prophylaxe, Leitwissenschaft des öffentlichen Gesundheitswesens in Deutschland. Da angenommen wurde, dass soziale Verhältnisse die Entstehung und den Verlauf von Krankheiten beeinflussten, sollte dem durch sozialpolitische sowie pädagogische und psychologische Interventionen entgegengewirkt werden. Sozialhygiene bewegte sich schon damals im Spannungsfeld von sozialem Engagement zur Veränderung der Lebensbedingungen und der Einpassung des Individuums in die gesellschaftlichen Normen einer Industrie- und Leistungsgesellschaft. In der Weimarer Republik kam noch ein biologisches und bevölkerungspolitisches Element zu dem Konzept hinzu, sodass sich der Schwerpunkt auf die Sicherstellung der »Volksgesundheit« verlagerte. Vgl. Sabine Schleiermacher: »Prävention und Prophylaxe: Eine gesundheitspolitische Leitidee im Kontext verschiedener politischer Systeme.« In: Labisch, Alfons/Paul, Norbert (Hrsg.): *Historizität: Erfahrung und Handeln – Geschichte und Medizin*. Stuttgart 2004. S. 170-178, hier S. 170.

<sup>341</sup> Michaela Freund-Widder: *Frauen unter Kontrolle. Prostitution und ihre staatliche Bekämpfung in Hamburg vom Ende des Kaiserreichs bis zu den Anfängen der Bundesrepublik*. Hamburg 2000. S. 27.

<sup>342</sup> Reichs-Gesetzblatt 1876, S. 111 f.: Novelle vom 26.02.1876.

<sup>343</sup> Bemerkenswert war außerdem, dass in dem Paragrafen, genauso wie beispielsweise in Meyers Konversationslexikon von 1896, nur Frauen als potentielle Akteure der gewerbsmäßigen Unzucht aufgeführt wurden. Vgl. Lexikoneintrag zu »Prostitution« in: *Meyers Großes Konversations-Lexikon*. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Band 16. Leipzig/Wien 1908. S. 389-391: »Prostitution (lat.), die von einem Weib öffentlich gewerbsmäßig betriebene Preisgebung des eignen Körpers gegen Entgelt an jeden Beliebigen. [...] Die Mädchen wohnen allein, auch wohl zu zweien oder dreien bei einer Kupplerin, dienen in Kneipen oder sind durch polizeiliche Maßregeln zusammengedrängt. Wenn sie als Schlafgängerinnen unter beschränktesten Verhältnissen in Familien mit Kindern wohnen, so werden diese in hohem Grade moralisch gefährdet, auch das Treiben der Mädchen auf den Straßen wirkt verführerisch auf jugendliche Personen.«

nicht der Fall, so konnten sie verhaftet und bestraft werden.<sup>344</sup> Um die Jahrhundertwende entwickelte sich dann ein öffentlicher Streit um die ›Doppelmoral‹ bei der staatlichen Sanktionierung von unsittlichem Verhalten, im Zuge dessen die im Bund Deutscher Frauenvereine organisierte Frauenbewegung<sup>345</sup> unter anderem die bedingungslose Straffreiheit der Prostitution und die Schließung aller Bordelle forderte. Diese Forderung ging in den 1920er Jahren in einen von Parlamentarierinnen forcierten Entwurf für das bereits erwähnte ›Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten‹ ein, das aber erst in einem zweiten Anlauf auch den Reichsrat passieren konnte und am 1. Oktober 1927 in Kraft trat.<sup>346</sup> Der § 361, Nr. 6 erfuhr durch das neue Gesetz nur eine Modifikation, sodass fortan mit Haft bestraft werden sollte, »wer öffentlich in einer Sitte oder Anstand verletzenden oder andere belästigenden Weise zur Unzucht auffordert oder sich dazu anbietet.« Damit war die Prostitution *an sich* straffrei und auch die neue Formulierung des Gesetzes war generell geschlechtsneutral. Darüber hinaus wurde die Sittenpolizei abgeschafft und die Aufsicht über die gesundheitliche Kontrolle der Prostituierten auf die Gesundheitsbehörde übertragen, die sich verpflichtete, mit Beratungsstellen für Geschlechtskranke, Pflegeämtern und sonstigen Fürsorgeämtern zu kooperieren.<sup>347</sup> Die Veröffentlichung eines Artikels zur Prostitution in einem Kriminalmagazin, zwei Jahre nachdem die strafrechtliche Relevanz aufgehoben wurde, zeigt jedoch, dass dieses Gewerbe in der öffentlichen Wahrnehmung noch immer als kriminell aufgefasst und von den Medien auch weiterhin dementsprechend stigmatisiert wurde. Noch bemerkenswerter erscheint dieser Umstand, wenn man bedenkt, dass das *Kriminalmagazin* auf die Gesetzesänderung bereits im Juli 1929 mit dem Artikel »Die Prostitution in Deutschland seit dem 1. Oktober 1927«, verfasst von dem Leipziger Kriminalrat Dr. Gebhardt, selbst aufmerksam gemacht hat. In dem Artikel werden die sowohl positiven als auch negativen Folgen des neuen Gesetzes diskutiert und dem Leser gleichzeitig eine Art Anleitung zum korrekten Umgang mit der Prostitution vorgelegt. Aber auch hier wird, obwohl der Artikel auf den ersten

---

<sup>344</sup> Die Konsequenzen des § 361, Nr. 6 waren aber auch für Frauen, die nicht der gewerbsmäßigen Unzucht nachgingen, vielschichtig und weitgreifend, da sich im Rahmen der durch das Gesetz eröffneten Ermessungsspielräume der Sittenpolizei als Reaktion auf die einsetzende Liberalisierung des Sexualverhaltens eine Ermittlungspraxis durchsetzte, bei der jede Frau, bei der auch nur der Verdacht bestand, zum Opfer behördlicher Verfolgung werden konnte, insbesondere nachdem ein preußisches Gesetz 1905 bestimmte, dass krankheits- oder ansteckungsverdächtige Prostituierte, auch wenn sie nicht unter polizeilicher Beobachtung standen, beobachtet werden sollten und zwangsweise behandelt werden durften. Vgl. Elisabeth Meyer-Renschhausen: »Zur Rechtsgeschichte der Prostitution. Die gesellschaftliche ›Doppelmoral‹ vor Gericht.« In: Ute Gerhard (Hrsg.): *Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. München 1997. S. 772-789, hier S. 781-782.

<sup>345</sup> Die Frauenrechtlerinnen waren zur Überzeugung gelangt, dass die Strafverfolgung der Prostituierten nicht ihrer Besserung diene, sondern dass die Sittenpolizei *de facto* einmal auffällig gewordenen Frauen die Rückkehr in reguläre Erwerbszweige unmöglich machte und sie daher als »Gefahr für die weibliche Hälfte des Volkes« galt. Vgl. Katharina Scheven: »Die Sittlichkeitsfrage auf der 5. Generalversammlung des Bundes Deutscher Frauenvereine in Wiesbaden.« In: *Der Abolitionist* I, 1902, S. 73-77.

<sup>346</sup> Meyer-Renschhausen (1997): Zur Rechtsgeschichte der Prostitution, S. 772.

<sup>347</sup> Meyer-Renschhausen (1997): Zur Rechtsgeschichte der Prostitution, S. 787-788.

Blick als objektive Evaluierung erscheint, die Entkriminalisierung von Prostitution tendenziell negativ bewertet und als Begründung dafür geschlechtsspezifische Zuschreibungen angeführt:

Wenn man bedenkt, daß sich die geschlechtskranken Frauen zu den geschlechtskranken Männern mindestens wie 3:1 verhalten, kann man bei dem jetzigen milden Zufassen kaum erwarten, daß auf diesem Wege viel erreicht wird. Soweit wir von Fachärzten unterrichtet wurden, sind eben die Erfolge der Aufklärung zu verdanken, an der es beim weiblichen Geschlecht leider noch recht mangelt.<sup>348</sup>

Dass Gebhardt weiterhin an der Reglementierung der Prostitution festhält, wird außerdem daran deutlich, dass er die positiven Konsequenzen des neuen Gesetzes bewusst ausklammert und die negativen akzentuiert, woran sich wiederum die Grundhaltung des *Kriminalmagazins* zum strafrechtlichen Diskurs zur Prostitution ablesen lässt:

Weil die Prostitution freigegeben ist, hat das Gesetz – außer Sicherungen gesundheitlicher Art, (z.B. Behandlungspflicht, Behandlungszwang usw., die hier nicht zu besprechen sind) – Bestimmungen zur Wahrung von Sitte und Anstand und zum Schutze der Jugend vor sittlicher Gefährdung getroffen. Denn an sich ist es jetzt so, daß die Gewerbsunzucht sich auf der Straße breitmacht. Der liederliche Aufenthalt auf der Straße ist als solches straflos.<sup>349</sup>

Im Gegensatz zu der Abhandlung Gebhardts ist Uzannes Artikel, der in der Dezemberausgabe 1929 publiziert wurde, nicht eigens für das *Kriminalmagazin* angefertigt worden, sondern stellt einen Ausschnitt aus dem im gleichen Jahr erstmals in deutscher Übersetzung veröffentlichten Werk *Die Pariserin: Studien zur Geschichte der Frau, der Gesellschaft, der französischen Galanterie und der zeitgenössischen Sitten*<sup>350</sup>, genau genommen des dritten Kapitels »Die Frau außerhalb der Moralgesetze« – und damit die teilweise Transformation eines sittengeschichtlichen Hauptwerks in ein populäres Medium – dar. Uzanne, französischer Schriftsteller und Verleger kostbarer Bücher, verfasste dieses Werk mit dem Anliegen

[den] Charakter, [den] Geist, die Moden, die Manieren, die Haltung, die bestimmten Ausdrucksweisen, die glücklichen oder kläglichen Hauptunterscheidungsmerkmale der zeitgenössischen Frau [zu beschreiben], wie sie sich unseren halbgetrübten Bildern in der malerischen Umwelt der französischen Hauptstadt darstellen.<sup>351</sup>

---

<sup>348</sup> Gebhardt: »Die Prostitution in Deutschland seit dem 1. Oktober 1927.« In: *Das Kriminalmagazin* 1/4, 1929, S. 100-112, hier S. 100.

<sup>349</sup> Gebhardt (1929): Die Prostitution in Deutschland, S. 106.

<sup>350</sup> Octave Uzanne: *Die Pariserin: Studien zur Geschichte der Frau, der Gesellschaft, der französischen Galanterie und der zeitgenössischen Sitten*. Übersetzt von J. von Oppen. Dresden 1929. Das französische Originalwerk erschien erstmals 1910 unter dem Titel *Etudes de sociologie féminine: Parisiennes de ce temps et leurs divers milieux, états et conditions*.

<sup>351</sup> Uzanne (1929): Die Pariserin, S. 30.

Doch nicht die »Seidenröcke« und »eleganten Szenen«,<sup>352</sup> die den Schwerpunkt anderer zeitgenössischer Werke zu dem Thema bilden, sollten im Mittelpunkt der Studie stehen, sondern die Betrachtung des Elends und Lasters der großstädtischen Frau, weshalb Uzanne gleich ein Drittel des Buches den verschiedenen Erscheinungsformen der Prostitution gewidmet hat. Der hier untersuchte Artikel stellt dabei eine stark verkürzte Version dieses Buchabschnitts dar, und obwohl dies hauptsächlich der Art des Publikationsorgans geschuldet ist, ist die Selektion der abgedruckten Passagen nicht willkürlich: Dem Leser wird – obwohl, wie oben bereits ausgeführt, in Deutschland seit zwei Jahren nicht mehr strafbar – durch die Verwendung stereotyper Imaginationen und gängiger Topoi ein hochgradig kriminalisierendes Bild von der Prostitution vermittelt, um über geschlechtsspezifische Zuschreibungen bestehende Machtverhältnisse zu manifestieren.

So bezeichnet Uzanne, in Übereinstimmung mit der weit verbreiteten Dämonisierung der weiblichen Prostituierten im europäischen Fin de Siècle, die Dirne gleich zu Beginn des Artikels als »Königin der Begierde und Ausschweifungen« und als »weibliche[n] Teufel, der leidenschaftslos die Herzen und Nieren prüft und die Börsen leert.«<sup>353</sup> Damit wird schon hier deutlich, dass er, genauso wie die zeitgenössischen Mediziner, Anthropologen und Kriminologen, die Prostitution, die in der Realität das Ergebnis sozialökonomischer Zwänge und gesellschaftlicher Doppelmoral war, als eine Art göttliche Bestrafung für den Verfall ehelicher Moral und Sitte ansieht. Doch nicht nur das Teuflische und Dämonische wird von Uzanne als Wesensmerkmal der Dirne betont, auch animalische Züge schreibt er ihr mehrfach zu, indem er beispielsweise ihre Lenden als die eines »passiven Tieres«<sup>354</sup> bezeichnet und potenzielle Auseinandersetzungen unter Prostituierten mit Revierkämpfen von »Hunde[n] in Konstantinopel«<sup>355</sup> vergleicht. Menschliche Eigenschaften werden ihr letztlich vollständig abgesprochen, da sie als künstliches, nicht von Gott geschaffenes Wesen beschrieben wird:

Sie ist ein Kind des Elends und des Lasters. Ihr Merkmal ist die Künstlichkeit. Sie ist gleichsam durch irgendeine teuflische Verordnung geschaffen, um die wunderliche Neigung zum Anormalen zu befriedigen, die in Zeiten höchster Kultur, wie die unsrige, den Mann ergreift, der sein Gleichgewicht verloren hat und den es nach neuen Sensationen, nach »neuen Schaudern« gelüftet, um ein Wort Baudelaires zu gebrauchen, der sie besser als irgendwer besungen hat.<sup>356</sup>

Aus diesem Zitat<sup>357</sup> geht außerdem hervor, dass Uzanne den Mann in einer Art

---

<sup>352</sup> Uzanne (1929): Die Pariserin, S. 34.

<sup>353</sup> Octave Uzanne: »Pariser Dirnen.« In: *Das Kriminalmagazin* 1/9, 1929, S. 44-48, hier S. 44.

<sup>354</sup> Uzanne (1929): Pariser Dirnen, S. 44.

<sup>355</sup> Uzanne (1929): Pariser Dirnen, S. 46.

<sup>356</sup> Uzanne (1929): Pariser Dirnen, S. 44.

<sup>357</sup> Hier bezieht sich Uzanne unter anderem auf ein Gedicht aus Baudelaires Lyrikwerk *Les Fleurs du Mal* (1857-1868) mit dem Titel »Anziehender Schauder«: »Der Himmel, wunderbar und fahl,/Als ob auch ihm die Freude fehle./Sag, Wüstling, gibt er dir einmal/Gedanken in die leere Seele?/- Ich, den die Gier unstillbar zieht/Zum Dunklen und zum Ungewissen,/Ich greine

›Opferrolle‹ verortet: Da die Dirne überall lauert, kann er ihrer teuflischen Verführung nicht entkommen, gleichzeitig kann er aber auch nur bei ihr seine perversen Neigungen, für die er nicht verantwortlich ist, ausleben. Hier tritt eine Leerstelle zum Vorschein, die auch den überwiegenden Teil der restlichen zeitgenössischen Literatur über die Prostitution bestimmt, denn nur selten richtet sich der Blick auf die Männer, die Dienste von Prostituierten in Anspruch nehmen. Teilweise wird zwar das Bordell als inspirativer Ort für Künstler und Intellektuelle thematisiert, der ›normale‹ Freier bleibt jedoch zumeist im Dunkeln oder wird, wie hier, paradoxerweise passiv dargestellt.<sup>358</sup> Gleichzeitig dominiert in dem Artikel auf mehrfache Weise ein männlicher Blick: Einerseits schreibt der Autor aus einer männlichen Perspektive, die von Thesen einer ausschließlich männlich geprägten Wissenschaft beeinflusst ist, andererseits wird der Leser über die Perspektive des Autors maskuliniert. Außerdem bietet die stereotype Inszenierung der Prostitution ein geeignetes Gegenbild zur männlichen Individualität. So bleibt der Betrachter gewissermaßen einzigartig, während das Objekt als Teil einer beziehungslosen Masse erscheint, was als eine Art Machtkontrolle angesehen werden kann.<sup>359</sup> Mit der Spaltung von Weiblichkeit in die Kategorien ›Heilige‹ und ›Hure‹ gelingt es dem Mann, die eigenen Angst- bzw. Wunschprojektionen im Bild ungefährlich zu machen. Die Kontrolle über die animalisch-sinnliche Frau ist in Wirklichkeit ein Versuch der Selbstkontrolle, welcher die hierarchische Struktur von gesellschaftlicher Macht aufrecht zu erhalten sucht. Im Bild des gefährlichen ›Anderen‹ vollzieht sich die Rückversicherung der eigenen sozialen Potenz.<sup>360</sup>

Auf sprachlicher Ebene wird die moralisch minderwertige Prostituierte auch dadurch von dem Mann, aber auch von dem Rest der Gesellschaft abgegrenzt, dass Uzanne sich und den Leser mit einem kollektiven »wir«<sup>361</sup> von ihrer Welt abgrenzt. Prostitution wird als totale Gegenwelt zur bürgerlichen Gesellschaft inszeniert, die aber trotzdem einen geheimnisvollen Reiz des Verbotenen und Exotischen ausstrahlt. Das Verhältnis zwischen beiden Welten, die Uzanne in dem Artikel zeichnet, lässt sich mit polaren Begriffspaaren charakterisieren: Während hier bei ›uns‹ das Recht herrscht, gibt es dort nur Gesetzlosigkeit, der Moral auf der einen Seite steht diametral die Unsittlichkeit gegenüber.<sup>362</sup> Obwohl Uzanne die »Schminke, die groben oder entnervenden Parfüms, die Kenntnis geheimer Praktiken, die namenlosen Gefälligkeiten«<sup>363</sup> als Merkmal aller Prostituierten anführt – und damit gewissermaßen Lombrosos verallgemeinernde Verbrechertypenlehre fortschreibt –

---

nicht, wie einst Ovid,/Als ihm sein Paradies entrissen.//Himmel, zerwühlter als ein Strand,/In dir erkennt mein Stolz sich wieder./Der Wolken Trauerflor hängt nieder/Von Särgen, die mein Traum erfand,/Und jenes Leuchten ist das Feuer/Der Hölle, die mir lieb und teuer.« Charles Baudelaire: »Anziehender Schauder.« In: Ders.: *Die Blumen des Bösen - Der Spleen von Paris*. Französisch und deutsch, mit einem Kommentar von Manfred Starke. Leipzig 1973. S. 143-145.

<sup>358</sup> Vgl. Spieker (2003): Weibliches Delikt, S. 125.

<sup>359</sup> Vgl. Spieker (2003): Weibliches Delikt, S. 125.

<sup>360</sup> Vgl. Pohle (1998): Kunstwerk Frau, S. 91.

<sup>361</sup> Uzanne (1929): Pariser Dirnen, S.44.

<sup>362</sup> Vgl. Spieker (2003): Weibliches Delikt, S. 118.

<sup>363</sup> Uzanne (1929): Pariser Dirnen, S.44.

unterscheidet er im Weiteren aber dennoch zwischen verschiedenen Typen und legt eine Hierarchisierung innerhalb des Prostitutionswesens fest. Auf der untersten Stufe steht demnach die »Walldirne, die an den Festungswällen umherstreift.«<sup>364</sup> Durch die folgende Beschreibung des Körpers dieses Dirnen-Typus – verlebtes Geschöpf, dick, weichliches Fleisch – wird ihre vermeintliche Minderwertigkeit äußerst anschaulich zum Ausdruck gebracht und der körperliche Verfall als Ausdruck des moralischen Verfalls gewertet. Die anschließende Beschreibung ihres Lebensstils, der mit dem eines Straßenhundes gleichgesetzt wird, potenziert diesen Eindruck: »[S]onst wühlt sie in Abfallhaufen, isst Gemüseabfälle, nagt von Würmern kribbelnde Knochen ab.«<sup>365</sup>

Es ist also eine äußerst abwertende Haltung, die Uzanne hier gegenüber der »Walldirne« einnimmt, im Gegensatz dazu fällt die Beschreibung des zweiten Typus auf den ersten Blick affirmativer aus, da er die »Zuhälterdirne« als »fast stets jung, oft hübsch«<sup>366</sup> bezeichnet. Revidiert wird dieser Eindruck jedoch dadurch, dass er sie anschließend als genauso unmoralisch und verdorben beschreibt wie die »Walldirne«, wobei die »Zuhälterdirne« zusätzlich als Lockvogel für Erpressungen, Raubüberfälle und Morde auftritt. Dies ist ein weiteres Stereotyp, das Uzanne aufruft, da die Motive der »diebischen Hure« und des von ihr geschädigten Mannes schon auf Flugblättern der Frühen Neuzeit verbreitet wurden, um den Berufsstand zu diffamieren.<sup>367</sup> Ihrem Zuhälter ist die Prostituierte laut Uzanne völlig untergeordnet, steht unter seiner Kontrolle und bleibt ihm auch dann noch treu, wenn er ihr körperliche Gewalt antut:

Ihr Zuhälter, der bei irgendeinem Kneipenwirt sitzt oder sich in einem Torbogen versteckt hält, paßt scharf auf sie auf, zankt mit ihr und schlägt sie, wenn sie einen Kunden entwischen läßt, verlangt von ihr »Ernst beim Geschäft.« [...] Sie liefert ihrem Zuhälter all ihr Geld aus, und wenn sie versucht, einen Teil davon beiseitezubringen, und ihn schlecht versteckt hat, so bekommt sie eine furchtbare Tracht »Keile.«<sup>368</sup>

Auch diese Feststellung entspricht dem wissenschaftlichen Diskurs der Jahrhundertwende, der der eigentlich unabhängigen Prostituierten eine grundlegende Schwachstelle diagnostizierte: irrationale Gefühle zu einem gewalttätigen Zuhälter. Dies beschrieb beispielsweise der Kriminalpsychologe Traugott Hermann 1905 folgendermaßen: »Der Zuhälter schenkt der Prostituierten, wonach sie so sehnlich Verlangen hat: seine Liebe, und die Prostituierte schenkt ihrerseits ihrem Geliebten, was er am nötigsten braucht: Geld!«<sup>369</sup> Hans Oswald ging sogar noch einen Schritt

<sup>364</sup> Uzanne (1929): *Pariser Dirnen*, S. 44-45.

<sup>365</sup> Uzanne (1929): *Pariser Dirnen*, S. 45.

<sup>366</sup> Uzanne (1929): *Pariser Dirnen*, S. 45.

<sup>367</sup> Vgl. Rainer Wehse: *Schwanklied und Flugblatt in Großbritannien. Artes Populares. Studia Ethnographica et Folkloristica*. Bd. 3. Frankfurt am Main 1979. S. 103.

<sup>368</sup> Uzanne (1929): *Pariser Dirnen*, S. 46.

<sup>369</sup> Zitiert nach Dietmar Schmidt (Hrsg.): *Gebuchte Lust. Texte zur Prostitution*. Leipzig 1996. S. 102.

weiter, indem er konstatierte, dass die Prostituierte ein nahezu krankhaft-hysterisches Bedürfnis nach Liebe habe und ihren Zuhälter damit geradezu zu Misshandlungen zwingt.<sup>370</sup> Selbst dem dritten Typus, der minderjährigen Prostituierten, die aufgrund ihres Alters eigentlich unter dem besonderen Schutz des Gesetzes stehen sollte, schreibt Uzanne eine dämonische Verführungskraft zu und sexualisiert damit den kindlichen Körper, der von »beunruhigender Perversität, aber auch von zweifelhafter Reinlichkeit«<sup>371</sup> sei. Hier ruft er indirekt das Bild der *Femme enfante* auf, das sich im 19. Jahrhundert herauskristallisiert hat und junge Frauenfiguren bezeichnete, die eigentlich, genauso wie die *Femme fragile*, der aufdringlichen Erotik der *Femme fatale* oppositionär begegneten. Um die Jahrhundertwende unterlag die *Femme enfante* aber einer unverkennbaren Sexualisierung: Durch die Symbiose von kindlichem Auftreten und erotischer Ausstrahlung weckte sie als heimlich lockende Wunschfantase das männliche Begehren.<sup>372</sup> Kommt diese Wunschfantase aber bei einer minderjährigen Prostituierten zur Realisation, so wird dies als enttäuschend markiert. So ist »das Vergnügen nach Aussage der Liebhaber dieser kümmerlichen, unreifen Früchte gering.«<sup>373</sup>

Der letzte Typus, die heimliche Prostituierte, stellt laut Uzanne ein besonderes Faszinosum dar. Da die heimliche Prostituierte überall lauern kann, kann auch jede Frau als potenzielle Prostituierte und damit als omnipräsente Gefahr für den Mann angesehen werden, denn »[s]ie umgibt den Mann bei allem was er tut.«<sup>374</sup> Die heimliche Prostitution umgibt etwas Mysteriöses, Unheimliches, den Gipfel des Dämonischen, sie »bringt den Reiz ihres besonderen Sadismus mit, denn ein jeder weiß, daß er bei ihr alle Arten weiblicher Verderbtheit finden, alle wilden, unersättlichen Lüste befriedigen kann.«<sup>375</sup> Damit wird die Prostituierte endgültig zum Projektionsobjekt für die der Frau zugeschriebene sexuelle Übersättigung und Amoralität stilisiert.<sup>376</sup> Dieser Befund wird auch durch das Bildmaterial unterstützt, bei dem das *Kriminalmagazin* ebenfalls auf Illustrationen aus Uzannes Werk zurückgreift, in dem eine Fülle von Zeichnungen, Radierungen und Aquarellen von bekannten französischen Künstlern wie Henri de Toulouse-Lautrec, Théophile-Alexandre Steinlen oder Constantin Guys zu finden sind. Das Bildmaterial des Artikels besteht aus fünf Zeichnungen, Lithographien und Radierungen, die in unterschiedlichen Formaten immer dort in den Text integriert sind, wo ein Bezug zwischen abgebildeter Szenerie und Textinhalt besteht (Abb. 18). So ist beispielsweise genau neben dem Abschnitt, der vom »zwölf- bis dreizehnjährigen Mädchen« handelt, »das ein

---

<sup>370</sup> Vgl. Schmidt (1996): *Gebuchte Lust*, S. 111 f.

<sup>371</sup> Uzanne (1929): *Pariser Dirnen*, S. 46.

<sup>372</sup> Catani (2005): *Das fiktive Geschlecht*, S. 102.

<sup>373</sup> Uzanne (1929): *Pariser Dirnen*, S. 47.

<sup>374</sup> Uzanne (1929): *Pariser Dirnen*, S. 47.

<sup>375</sup> Uzanne (1929): *Pariser Dirnen*, S. 48.

<sup>376</sup> Vgl. Pohle (1998): *Kunstwerk Frau*, S. 89. Vgl. hierzu auch den letzten Absatz des Artikels: »Sie halten Proben von allen Lastern feil, kennen alle Abnormitäten, die Entartungen der Sinnlichkeit wie die Verderbtheit der Phantasie und die widernatürlichen Bedürfnisse, und sie halten sich somit Wesen, die sich zu Opfern der Venus Polluta eignen.« Uzanne (1929): *Pariser Dirnen*, S. 48.

welches Veilchensträußchen anbietet«<sup>377</sup> die Lithographie *Das Blumenmädchen* von Jean-Louis Forain positioniert und neben der Beschreibung der

düsteren Spelunken, wo man Näpfe voll Glühwein leert, wo jeder Tanz zwei Sous kostet und das Publikum aus verbummelten Arbeitern, Zuhältern, Mördern Dieben aller Art, weggelaufenen Dienstmädchen, liederlichen Arbeiterinnen, Pflasterdirnen und Polizeispitzeln besteht<sup>378</sup>

eine Radierung von André Dignimont, die eine Kneipenszene vom Boulevard de la Chapelle zeigt. Das Bildmaterial wird in dem Artikel somit – anders als im Originalwerk, in dem die Illustrationen willkürlich eingesetzt sind – nach einem bestimmten Muster platziert, um so den Inhalt des Textes parallel zu visualisieren. Darüber hinaus lässt sich zwischen der ursprünglichen Intention der französischen Künstler bei der Anfertigung der Illustrationen und dem Eindruck, den sie sowohl in Uzannes Originalwerk als auch im Artikel vermitteln sollen, eine signifikante Diskrepanz feststellen: Genauso wie sich, als Reaktion auf die Tabuisierung des Sexuellen, in französischen Romanen und Erzählungen der Jahrhundertwende vermehrt Prostituierte als Protagonistinnen wiederfanden – man denke nur an Zolas *Nana* (1880), Dumas' *La dame aux camélias* (1848) und Maupassants *La Maison Tellier* (1881) – schlug sich auch in den bildenden Künsten das Sujet der käuflichen Liebe und die neue Stilisierung von Weiblichkeit nieder. Es waren vor allem Gustave Courbet und Edouard Manet, die, in Abkehr von den verklärenden und idealisierenden Darstellungen des Altertums und der Renaissance, die Prostituierte als Erscheinung des großstädtischen, sozialen Lebens in der Bildwelt der modernen hohen Kunst etablierten.<sup>379</sup> Während die Bildentwürfe dieser Künstler aber, wie Rita Täuber herausstellt, die weibliche Sinnlichkeit und Erotik aus einer grundlegend veränderten Perspektive ins Bewusstsein rückten und die selbstbestimmte Prostituierte als progressives Gegenbild zum repressiven Frauenbild der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts darstellten,<sup>380</sup> werden sie von Uzanne in einem völlig anderen Kontext verwendet, nämlich um die vielen Facetten der moralischen Minderwertigkeit und Abnormität der Prostituierten zu illustrieren.

Die Prostituierte wird dem Leser in dem Artikel also als triebgesteuertes, animalisches und teuflisches, lediglich für die perversen Neigungen des Mannes geschaffenes Wesen präsentiert, das aus der Dunkelheit kommt und als Bedrohung und Überwältigung für den aus dem Gleichgewicht gekommenen Mann erscheint. Uzannes Inszenierung von Prostitution bedient sich damit zahlreicher etablierter Darstellungspraktiken, die vor allem darauf abzielen, die männliche Überlegenheit

---

<sup>377</sup> Uzanne (1929): *Pariser Dirnen*, S. 46.

<sup>378</sup> Uzanne (1929): *Pariser Dirnen*, S. 45.

<sup>379</sup> So galt das Hauptinteresse der Künstler dem Großstadtboulevard und den Amüsierbetrieben, die Territorien der Moderne, die sich durch den Umgang mit der männlichen Sexualität und ihrem Zeichen, dem Frauenkörper, bestimmen. Soziale und erotische Aspekte vereinernd, bot sich in der Figur der Prostituierten die Möglichkeit, sowohl individuelle Erfahrungen, als auch aktuelle Konflikte der modernen Gesellschaft sinnfällig miteinander in Beziehung zu setzen. Vgl. Rita E. Täuber: *Der häßliche Eros. Darstellungen zur Prostitution in der Malerei und Grafik 1855-1930*. Berlin 1997. S. 9.

<sup>380</sup> Vgl. Täuber (1997): *Der häßliche Eros*, S. 28.

deutlich zu machen und bestehende Stereotype zu stützen. Die Prostitution wird durch diese Darstellungspraktik zudem weiterhin kriminalisiert und vom *Kriminalmagazin* – obwohl die Strafbarkeit im juristischen Diskurs seit zwei Jahren keine Rolle mehr spielt – zu *dem* weiblichen Sexualverbrechen schlechthin erhoben.

### 4.3.3 Die Prostituierte im Großstadtdunkel

Dieser Befund lässt sich auch in weiteren Artikeln aus dem *Kriminalmagazin* feststellen, wie beispielsweise in Hans Albrechts Abhandlung »Prostitution und Bordellwesen in Hamburg«, publiziert im Oktober 1929, oder in Robert Heymanns historischem Abriss zum Thema »Polizei und Sitten« aus der August-Ausgabe 1929, wobei die Verbindung von Prostitution, Weiblichkeit und Verbrechen hier vor allem über die Illustrationen vorgenommen wird: Während der Text nämlich den Focus auf die Geschichte der Sittenpolizei legt und verschiedene Delikte wie »Doppelehe, Blutschande, Unzucht mit Minderjährigen, widernatürliche Unzucht [und] Kuppelei«<sup>381</sup> behandelt, sind auf acht von elf Illustrationen – unter anderem von Max Klinger, Théophile-Alexandre Steinlen und Heinrich Zille – Prostituierte abgebildet. So wird dem Leser auf visueller Ebene der Eindruck vermittelt, dass die Prostitution den Hauptgegenstand der sittenpolizeilichen Arbeit darstellt, wohingegen aus dem Text eine differenziertere Aussage hervorgeht. Während beim *Kriminalmagazin* also grundsätzlich von einer Kriminalisierung der Prostitution mithilfe biologistischer und strafrechtlicher Argumentationsmuster gesprochen werden kann, fällt im Vergleich mit anderen illustrierten Magazinen auf, dass die Prostitution dort fast ausschließlich im Zusammenhang mit dem Organisierten Verbrechen und daher auch nur als Randthema verhandelt wird. Die weibliche Prostituierte fungiert fast ausnahmslos als Gegenpol zum männlichen Berufsverbrecher der großstädtischen Unterwelt und wird daher nicht über biologistische Zuschreibungen kriminalisiert, sondern aufgrund ihrer vermeintlichen Nähe zum kriminellen Milieu. So berichtet beispielsweise August Heinrich Kober im September 1929 in dem *Uhu*-Artikel »Die Unterwelt der Großstädte« über eine Razzia in einem Berliner Keller »in dem Elend, Unzucht und Verbrechen nisten«<sup>382</sup> und beschreibt im Zuge dessen in einem kurzen Absatz die »Weiblichkeit« dieses Etablissements als »Straßenmädchen der Friedrichstadt, Animiermamsells, Prostituierten, die hier mit ihren Beschützern abrechneten.«<sup>383</sup>

Die maßgebliche »Institution« des deutschen Organisierten Verbrechens der 1920er und 1930er Jahre stellten die Ringvereine dar, die 1890 zur Unterstützung ehemaliger Sträflinge gegründet wurden und schnell zu kriminellen, aber von der Polizei weitgehend geduldeten Vereinigungen aufstiegen. In der Weimarer Republik waren die örtlichen Ringvereine, die sich vor allem in Großstädten wie Berlin oder Leipzig organisierten, offiziell als Sportclubs, Geselligkeitsvereine oder Sparvereine

---

<sup>381</sup> Robert Heymann: »Polizei und Sitten.« In: *Das Kriminalmagazin* 1/5, 1929, S. 78-85, hier, S. 83.

<sup>382</sup> A. H. Kober: »Die Unterwelt der Großstädte.« In: *Uhu* 5/12, 1928/29, S. 72-79, hier S. 78.

<sup>383</sup> Kober (1928/29): Die Unterwelt der Großstädte, S. 78.

eingetragen, inoffiziell aber genau das, was sich die Öffentlichkeit unter der sogenannten ›Unterwelt‹ vorstellte. Dr. Leopold Thoma beschreibt das Aufkommen der Ringvereine im Oktober 1930 in dem Artikel »Mit der Geheimkamera durch Berlins Unterwelt« wie folgt:

Die Geburt des Wortes ›Unterwelt‹ liegt nur etliche Jahre zurück. Es hat in Berlin, wie in jeder Großstadt, schon seit jeher Verbrechen gegeben, deren Täter untereinander als Komplizen organisiert waren, Aber das Bestehen großzügig durchgeführter Organisationen, die unter dem harmlosen Titel von Sport- und Vergnügungsvereinen nur dazu dienen, Mitglieder in regelmäßigen Versammlungen zu vereinen, die als Mitgliedschaft nichts mitbringen als das Prädikat ›Vorbetracht‹ .... das gibt es erst seit kürzerer Zeit.<sup>384</sup>

Als eine gesellschaftliche Enklave in der Stadt mit eigenen Bräuchen und Sitten und einem eigenen Ehrenkodex erregten sie dementsprechend großes Aufsehen, das von den Medien in besonderer Weise aufgegriffen wurde. Grundsätzlich war der Einfluss der Ringvereine, die eine Mischung aus Mafia, Zuhälterdachorganisation und kleinbürgerlichem Geselligkeitsverein darstellten, so groß, dass sie einen erheblichen Teil des kriminellen Milieus Berlins und anderer Großstädte kontrollierten. Zu ihren ›Tätigkeitsfeldern‹ gehörten unter anderem Schutzgelderpressung, Überfälle und Rauschgiftschmuggel, weshalb die ›Ringbrüder‹ schon damals als Berufsverbrecher bzw. Gewohnheitsverbrecher bezeichnet wurden. Haupteinnahmequelle war jedoch oft die Zuhälterei und die Prostitution damit seit jeher fester Bestandteil des Organisierten Verbrechens in Deutschland.

Der Berufsverbrecher und die Prostituierte als Protagonisten eines subversiven Lebensentwurfs galten vor allem deshalb als bedrohlich, weil sie in den Augen der ›sittsamen‹ Öffentlichkeit die bürgerliche Gesellschaft unterwanderten. Organisiertes Verbrechen wurde daher als eine Art Gegen-Gesellschaft wahrgenommen und von den Medien im Zuge dessen so gut wie immer mit Begriffen wie ›Gegenwelt‹ oder ›Unterwelt‹ bezeichnet und in finsternen Kelleretablissemments oder im Dunkel der Nacht verortet. Dieses Konzept des Organisierten Verbrechens<sup>385</sup> greift auch

---

<sup>384</sup> Leopold Thoma: »Mit der Geheimkamera durch Berlins Unterwelt.« In: *Scherl's Magazin* 6/10, 1930, S. 1054-1061, hier S. 1054.

<sup>385</sup> Nicht nur das deutsche Organisierte Verbrechen wurde in den Illustrierten Magazinen häufig thematisiert, auch die amerikanische ›Unterwelt‹ – vor allem die Aktivitäten der Chicagoer Gangsterwelt und ihr Protagonist Al Capone – rückte magazinübergreifend in den Fokus der Berichterstattung wie z.B. in folgenden Artikeln: Gustaf Kauder: »Der amerikanische Bandit als Wirtschafts-Großmacht in U.S.A. Die wirklichen Hintergründe der amerikanischen Verbrecher-Organisationen.« In: *Uhu* 7/6, 1930/31, S. 22-30 und S. 108-109; C. Patrick Thompson: »Glück und Ende amerikanischer Bandenführer.« In: *Das Kriminalmagazin* 3/27, 1931, S. 1441-1446; Ossip Dymow: »Das mörderische Chicago.« In: *Der Querschnitt* 10/3, 1930, S. 162-165; Helen Woljeska: »Die Verbrecherelite von Chicago.« In: *Scherl's Magazin* 6/7, 1930, S. 688-693; Hermann Hacker: »Schatten der Prohibition. Ein trauriges Kapitel aus der Geschichte von U.S.A.« In: *Revue des Monats* 5/3, 1930/31, S. 274-280 und S. 333. Der Gangster war in der amerikanischen Gesellschaft der 1920er und 1930er Jahre mehr als ein Problem der Verbrechensbekämpfung. Indem er materiellen Erfolg und sozialen Aufstieg aus eigener Kraft verkörperte und aggressive Männlichkeit mit modernem Business Know-How verband, erschien er als ›Schattenvariante‹ des amerikanischen Traums, der mangels Alternativen große Anziehungskraft auf die

Dr. W. Brunner in dem Reportageartikel »Großstadtdunkel« auf, der im Juni 1927 in der *Revue des Monats* erschienen ist und in dem einleitend die Nacht als Freundin derer bezeichnet wird, »die etwas zu verbergen haben, derer, die sich in ihren schwarzen Schleier hüllen, um so besser einem mehr oder weniger lichtscheuen Gewerbe nachzugehen.«<sup>386</sup> Auch die Prostituierte wird in einem kurzen Abschnitt erwähnt und dem zwielichtigen Nachtleben zugeordnet:

Bald vom blendenden Lichtkegel elektrischer Bogenlampen überstrahlt, bald vom unsicheren Schein trübe brennender Laternen beschattet, führen Dirnen und Verbrecher im Großstadtdunkel ihren schaurigen Reigen auf. Wo aus Liebe und ihren Entartungen ein Geschäft gemacht wird, da fehlt auch die unerfreulichste Erscheinung, der Kavalier mit Knopftuch und Ballonmütze, nicht, der, so seltsam es klingen mag, doch für das Freudenmädchen der letzte Anker ist, der es noch mit dem menschlichen Gefühlsleben verbindet. In der Neigung zu ihrem Zuhälter offenbart sich der letzte Rest weiblichen Fürsorgegefühls zum Mann. Und für dieses durch einen bestimmten Mann geweckte Gefühl tauschen die Priesterinnen der Venus gern alle Unannehmlichkeiten ein, welche ihr Gewerbe und der Charakter des ›Louis‹ mit sich bringt.<sup>387</sup>

An diesem Zitat wird zudem deutlich, dass Brunner die Prostituierte, obwohl es sich hier um einen objektiven Reportageartikel handeln soll, mit nahezu poetischen Beschreibungen, die vor allem durch die Licht- und Schattenmetaphorik an die Schauerliteratur der Romantik erinnern, im Bereich des Mythischen verortet, gleichzeitig aber als passives und unterwürfiges Wesen darstellt, was zeigt, dass auch in der *Revue des Monats*, obwohl der Bezugsrahmen hier ein anderer ist als im *Kriminalmagazin*, auf durch den zeitgenössischen wissenschaftlichen Diskurs etablierte Darstellungsmuster zurückgegriffen wird. Der *Querschnitt* widmet sich im September 1932 in dem Artikel »Die Feste der Unterwelt«, verfasst von Carl Ruhrmann, hingegen einer anderen, für die Weimarer Republik typischen Erscheinungsform des Organisierten Verbrechens, nämlich den prunkvollen Vereinsfesten – im Artikel als »Tanzfeste der großen und kleinen Verbrechervereine« und »Ludenbälle«<sup>388</sup> bezeichnet – die die Ringvereine regelmäßig veranstalteten und zu denen nicht selten Strafverteidiger und Polizeibeamte als Ehrengäste geladen waren: »Selbstverständlich ist die Kriminalpolizei eingeladen, sie erscheint, frei nach Sherlock Holmes, mit steifem Kragen und Straßenanzug und Monokel und bildet sich ein, nicht erkannt zu werden.«<sup>389</sup> Das Thema Prostitution wird im Text, der im für den *Querschnitt*

---

Jugendlichen des sozial schwachen, großstädtischen Milieus ausübte, und das nicht zuletzt aufgrund der nahezu glorifizierenden Medienberichterstattung über den ausschweifenden Lebensstil und die spektakulären Taten der Gangster. Al Capone repräsentierte diese anrühige amerikanische Erfolgsgeschichte prototypisch und war deshalb auch über die amerikanische Grenze hinaus ein besonderes Faszinosum. Vgl. Tribukait (2017): Gefährliche Sensationen, S. 161.

<sup>386</sup> W. Brunner: »Großstadtdunkel. Ein moderner Reportageartikel.« In: *Revue des Monats* 1/8, 1926/27, S.876-879, hier S. 877-878.

<sup>387</sup> Brunner (1926/27): Großstadtdunkel, S. 879.

<sup>388</sup> Carl Ruhrmann: »Die Feste der Unterwelt.« In: *Querschnitt* 12/9, 1932, S. 627-632, hier S. 627.

<sup>389</sup> Ruhrmann (1932): Die Feste der Unterwelt, S. 631.

typischen reißerisch-satirischen Stil verfasst ist, lediglich indirekt und wenig aussagekräftig über die Charakterisierung zweier Zuhältertypen behandelt:

Unter den Männern lassen sich deutlich zwei Generationen unterscheiden: der alte, normale, sentimentale Ausbeuter, meist etwas verliebt in seine ›Frau‹, der Eifersucht nicht nur aus Geschäftsinteresse kennt, – die Jungen, die, vorwiegend homosexuell oder zumindest bisexuell, möglichst viele Mädchen auf einmal ›laufen lassen‹, an denen sie wenig oder gar kein Interesse haben.<sup>390</sup>

In den Mittelpunkt wird sie jedoch – wie es auch in vielen anderen Artikeln der Fall ist, weshalb hier von einer für die Illustrierten Magazine paradigmatischen Darstellungspraktik gesprochen werden kann – über die Illustrationen gerückt: Zwei der drei Zeichnungen des Artikels, die von Robert Buchner und Jeanne Mammen angefertigt sind, zeigen Szenen weiblichen ›Dirnentums‹, unterlegt mit ironischen Untertiteln, sodass der Leser die Feste der Unterwelt auf visueller Ebene direkt mit Prostitution in Verbindung bringt, obwohl der Text dieses Thema nur randständig behandelt (Abb. 19). In dem *Querschnitt*-Beitrag, aber auch im Großteil der anderen Artikel, die sich mit dem Thema Organisiertes Verbrechen auseinandersetzen,<sup>391</sup> wird der Berufsverbrecher also als genuin männlicher Verbrechertypus codiert und an Charakteristika wie Kontrolle, Macht, Dominanz und Ehre gekoppelt, wohingegen die Frau nur in der Rolle der devoten Ehefrau bzw. Geliebten oder passiven, unterdrückten Prostituierten an den Machenschaften der ›Unterwelt‹ teilhaben kann. Nichtsdestotrotz übt die Prostituierte eine derartige Faszination auf die Medien der Weimarer Republik aus, dass keine Gelegenheit ausgelassen wird, sie zumindest visuell in Szene zu setzen.

Zusammenfassend lässt sich also festhalten, dass das *Kriminalmagazin* bei der Modellierung der Prostitution auf eine andere Strategie und einen anderen Bezugsrahmen zurückgreift als der *Uhu*, die *Revue des Monats*, und der *Querschnitt*. Die etablierten geschlechtsspezifischen Zuschreibungen und das zeitgenössische Wissen von der ›Natur der Frau‹, und insbesondere der ›Dirnennatur‹, bilden jedoch in jedem Artikel den Kern der Darstellung und Argumentation, was dazu führt, dass die Prostitution in den Illustrierten Magazinen als *das* weibliche Sexualverbrechen schlechthin erscheint.

---

<sup>390</sup> Ruhrmann (1932): Die Feste der Unterwelt, S. 628.

<sup>391</sup> Vgl. dazu auch: Judex: »Achtung, auch die deutsche Unterwelt marschiert! Eine sehr zeitgemäße und sehr notwendige Betrachtung.« In: *Das Kriminalmagazin* 3/30, 1931, S. 1741-1742; Egon Eis: »Rivalen der Unterwelt.« In: *Scherl's Magazin* 8/10, 1932, S. 733-735; O.A.: »Die unterirdische Stadt.« In: *Das Kriminalmagazin* 1/1, 1929, S. 85-87; Ernst Engelbrecht: »Razzien.« In: *Das Kriminalmagazin* 1/4, 1929, S. 9-13.

## 4.4 (Frauen)Liebe und Verbrechen

### 4.4.1 Emotion vs. Ratio im kriminologischen Diskurs

Neben der Modellierung der Frau als *Femme fatale* und/oder ›geborene Prostituierte‹ übte die sich im späten 18. Jahrhundert zunehmend herausbildende und bis heute wirkungsvolle Polarisierung des Geschlechtscharakters in die Pole ›rational-männlich/emotional-weiblich‹ einen großen Einfluss auf den kriminologischen Diskurs der Jahrhundertwende aus. Hatte schon zuvor der Philosoph René Descartes die Gefühle der Seele zugeschrieben und dem klaren Denken gegenübergestellt, wurde die Trennung von Vernunft und Emotionen von Immanuel Kant in dem Werk *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* (1796/97) fest im philosophischen Diskurs verankert.<sup>392</sup> Erstmals explizit geschlechtsspezifisch konnotiert wurde die Dichotomie dann von Wilhelm von Humboldt in dem Werk *Über männliche und weibliche Form* (1795), in dem er den Gegensatz vom männlich ›Tätigem‹ bzw. ›Zeugendem‹ vs. weiblich ›Leidendem‹ bzw. ›Empfangendem‹ prägte, der auch die Grundlage für seinen Geniebegriff bildete, da hier, trotz des postulierten Ergänzungsmodells, eine Präferenz für das männlich-aktive Element zutage trat: »Die geistige Zeugungskraft ist das Genie.«<sup>393</sup> In Anlehnung an Humboldt haben auch Goethe und Schiller ihre Genieästhetik im Rahmen eines hierarchischen Geschlechtermodells angelegt und zwischen einem männlich-autonomen schöpferischen Genie und einem weiblich-nachahmenden Dilettantismus unterschieden. Dabei ging es ihnen in erster Linie darum, die Diskrepanz zwischen angeborenem Genie und lediglich erlernter Kunstfertigkeit, zwischen Originalität und uninspirierter Nachahmung aufzuzeigen, sowie den Gegensatz zwischen naturhafter Kreativität und mechanischer Beherrschung des poetischen Regelkanons.<sup>394</sup> In den kriminologischen Diskurs eingeschrieben wurde die binäre Geschlechterkonstruktion ›rational-männlich/emotional-weiblich‹ Ende des 19. Jahrhunderts von Lombroso und Ferrero, die der Frau

---

<sup>392</sup> Vgl. dazu Immanuel Kant: *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*. Hamburg 2000. S. 26-27.: »§ 7. In Ansehung des Zustandes der Vorstellungen ist mein Gemüth entweder handelnd und zeigt Vermögen (facultas), oder es ist leidend und besteht in Empfänglichkeit (receptivitas). Eine Erkenntniß enthält beides verbunden in sich, und die Möglichkeit eine solche zu haben führt den Namen des Erkenntnißvermögens von dem vornehmsten Theil derselben, nämlich der Thätigkeit des Gemüths Vorstellungen zu verbinden, oder von einander zu sondern. Vorstellungen, in Ansehung deren sich das Gemüth leidend verhält, durch welche also das Subject afficirt wird (dieses mag sich nun selbst afficiren oder von einem Object afficirt werden), gehören zum sinnlichen; diejenigen aber, welche ein bloßes Thun (das Denken) enthalten, zum intellectuellen Erkenntnißvermögen. Jenes wird auch das untere, dieses aber das obere Erkenntnißvermögen genannt. Jenes hat den Charakter der Passivität des inneren Sinnes der Empfindungen, dieses der Spontaneität der Apperception, d. i. des reinen Bewußtseins der Handlung, welche das Denken ausmacht und zur Logik (einem System der Regeln des Verstandes), so wie jener zur Psychologie (einem Inbegriff aller innern Wahrnehmungen unter Naturgesetzen) gehört und innere Erfahrung begründet.«

<sup>393</sup> Wilhelm von Humboldt: »Über männliche und weibliche Form.« In: Ders.: Werke in fünf Bänden, hg. v. Andreas Flinte und Klaus Giel, Band 1 *Schriften zur Anthropologie und Geschichte*. Stuttgart 2002. S. 296-336, hier S. 316.

<sup>394</sup> Vgl. Thorsten Valk: *Der junge Goethe. Epoche – Werk – Wirkung*. München 2012.

im Rahmen ihrer biologistischen Degenerations- und Atavismustheorie einerseits Originalität, Vernunft und die Fähigkeit, logisch zu denken absprachen, und sie andererseits als ausschließlich instinktgesteuertes Wesen beschrieben:

Wenn es auch nicht an berühmten Frauen fehlt, [...] so ist doch ganz klar, dass sie bei weitem nicht an die Grösse der männlichen Genies wie Shakespeare, Balzac, Aristoteles, Newton und Michel Angelo heranreichen. Wenn man ferner die Häufigkeit des Genies bei beiden Geschlechtern vergleicht, so ist die Superiorität des Mannes eine ganz enorme. [...] Ferner ist bemerkenswerth, dass – wie bereits einer von uns nachgewiesen hat – geniale Frauen häufig männlichen Typus zeigen, so dass sich das Genie beim Weibe in derselben Weise erklären liesse, wie DARWIN die gleichmässige Färbung beider Geschlechter bei verschiedenen Vogelarten erklärt hat, nämlich durch eine Vermischung der sekundären Geschlechtscharaktere, hervorgerufen durch gekreuzte Vererbung von väterlicher und mütterlicher Seite her.<sup>395</sup>

Für Lombroso/Ferrero konnte die Frau also schon »von Natur aus« nicht intelligent sein, und wenn sie es doch war, was sich mit Gegenbeispielen leicht nachweisen ließ, so war das nur damit erklärbar, dass sie auf physiologischer sowie psychologischer Ebene männliche Züge aufwies. Die Frau wurde somit *per se* als trieb- und gefühlsgesteuertes Wesen definiert, wobei sie im Grunde sogar nur von einem einzigen Gefühl bestimmt war, nämlich dem Muttergefühl. Alle anderen Emotionen wie Liebe, Mitleid oder Fürsorge seien »nichts als ein sekundärer Charakter der Mutterschaft; und all die Gefühle der Zuneigung, die die Frau an den Mann fesseln, entsteht nicht aus sexuellen Impulsen, sondern aus dem durch Anpassung erworbenen Instinkt der Unterwerfung und Hingabe.«<sup>396</sup> Paradigmatisch für den wissenschaftlichen Diskurs über die weibliche Geistlosigkeit im deutschsprachigen Raum war Paul Julius Möbius' Abhandlung *Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes* (1900), in der der Neurologe und Psychiater den Versuch unternahm, die mangelnden rationalen Fähigkeiten der Frau medizinisch zu begründen. Möbius sah es, wie Lombroso und Ferrero, als erwiesen an, dass das weibliche Hirn nicht so weit entwickelt sei wie das männliche und ihm außerdem wichtige Teile und Windungen fehlten.<sup>397</sup> Von diesem »Faktum« leitete er schließlich all seine nachfolgenden Thesen ab, die unter anderem besagten, dass sich die Frau intellektuell auf einer Ebene zwischen Kleinkind und Mann befände und ein tierähnliches Wesen besitzen würde:

Wie die Thiere seit undenklichen Zeiten immer dasselbe thun, so würde auch das menschliche Geschlecht, wenn es nur Weiber gäbe, in seinem Urzustand geblieben sein. Aller Fortschritt geht vom Manne aus. Deshalb hängt das Weib

---

<sup>395</sup> Lombroso/Ferrero (1894): *Das Weib als Verbrecherin*, S. 171-172.

<sup>396</sup> Lombroso/Ferrero (1894): *Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte*, S. 140.

<sup>397</sup> Vgl. Paul Julius Möbius: *Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes*. Halle an der Saale 1903. S. 19: »Demnach ist also nachgewiesen, dass für das geistige Leben ausserordentlich wichtige Gehirntheile, die Windungen des Stirn- und des Schläfenlappens, beim Weibe schlechter entwickelt sind als beim Manne, und dass dieser Unterschied schon bei der Geburt besteht.«

vielfach wie ein Bleigewicht an ihm; sie verhindert manche Unruhe und vorwitzige Neuerung, sie hemmt aber auch den Edlen, denn sie vermag das Gute vom Bösen nicht zu unterscheiden und unterwirft schlechtweg alles der Sitte und »dem Sagen der Leute«. [...] Sie leben in den Kindern und dem Manne, was jenseits der Familie ist, interessiert sie nicht. Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person ist ihnen ein leerer Begriff. Es ist durchaus unrichtig, die Weiber unmoralisch zu nennen, aber sie sind moralisch einseitig oder defect [...].<sup>398</sup>

Weshalb die Frau zwangsläufig affektgesteuert sei:

Dazu kommt die Heftigkeit der Affecte, die Unfähigkeit zur Selbstbeherrschung. Eifersucht und verletzte oder unbefriedigte Eitelkeit erregen Stürme, denen kein moralisches Bedenken Stand hält. Wäre das Weib nicht körperlich und geistig schwach, wäre es nicht in der Regel durch die Umstände unschädlich gemacht, so wäre es höchst gefährlich.<sup>399</sup>

Schon zu Lebzeiten wurden Möbius' Ausführungen durchaus kritisch diskutiert, wie beispielsweise von August Forel, der dem Autor in seinem Werk *Die sexuelle Frage* (1905) Frauenfeindlichkeit vorwarf und konstatierte, dass schon ein »bedenklicher Grad von Misogynie« dazugehöre, »um zur Wertung des weiblichen Geistes den pathologischen Begriff des Schwachsinn in die Physiologie d.h. in die Normalität hineinzutragen.«<sup>400</sup> Doch selbst fortschrittliche Kollegen wie Iwan Bloch, die sonst vergleichsweise differenzierte Studien vorlegten, schlossen sich Möbius' Urteil im Wesentlichen an: »Den unzweifelhaft vorhandenen körperlichen Unterschieden zwischen den Geschlechtern entsprechen ebenso unzweifelhaft bestehende geistige Sexualdifferenzen. [...] Das Selbstständige, Schöpferische liegt der Frau ferner, ist ihrem Wesen fremder, als dem des Mannes.«<sup>401</sup> Schließlich setzte auch Wulffen bei der Frage nach den intellektuellen Fähigkeiten der Frau eine »organische Verschiedenheit vom Manne«<sup>402</sup> voraus und schloss sich Lombrosos/Ferreros und vor allem Möbius' Theorie des tierähnlichen, instinktgeleiteten Wesens der Frau an. Im Zuge dessen verortete er die Frau ausschließlich in der »Gefühlssphäre«<sup>403</sup> und stufte ihre

---

<sup>398</sup> Möbius (1903): Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes, S. 21-22.

<sup>399</sup> Möbius (1903): Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes, S. 23.

<sup>400</sup> August Forel: *Die sexuelle Frage. Eine naturwissenschaftliche, psychologische, hygienische und soziologische Studie für Gebildete*. München 1907. S. 63. Weiterführend heißt es dort: »In Wirklichkeit sind in psychologischer vielleicht noch mehr als in körperlicher Beziehung die individuellen Unterschiede so kolossal, dass sie die Führung der Durchschnittslinie ausserordentlich erschweren. Es gibt bekanntlich bärtige Weiber, Weiber von ziemlich athletischer Gestalt, und es gibt zartgebaute Männlein, sowie solche, die fast keinen Bart besitzen. Und so gibt es erst recht in geistiger Beziehung Mannweiber und weibische Männer.« Ebd. S. 65.

<sup>401</sup> Iwan Bloch: *Das Sexualleben unserer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kultur*. Berlin 1907. S. 79. Auch Forel kommt schließlich nicht umhin zu konstatieren, dass rein intellektuell betrachtet, »der Mann im Durchschnitt durch seine schöpferische Phantasie, seine Kombinations- und Erfindungsgabe und seine tiefere kritische Fähigkeit bedeutend über das Weib empor[ragt]. Man hat lange behaupten wollen, die Frauen hätten keine Gelegenheit gehabt, ihren Intellekt zu betätigen. Diese Behauptung wird aber bei der heutigen Frauenemanzipation je länger, desto unhaltbarer und ist es für die künstlerischen Schöpfungen bereits seit Jahrhunderten, da die Frauen in dieser Hinsicht sich von jeher zahlreich betätigen.« Forel (1907): *Die sexuelle Frage*, S. 65.

<sup>402</sup> Wulffen (1931): *Die Sexualverbrecherin*, S. 30.

<sup>403</sup> Wulffen (1931): *Die Sexualverbrecherin*, S. 32.

intellektuellen Fähigkeiten als rückständig und minderwertig ein:

Wie der Vorgang der Menstruation als ein Signal bekundet, ist das Weib in einem engsten Zusammenhang mit der organischen Natur geblieben. Das hat für sie als die Geberin der Nachkommenschaft gewiß die größte Bedeutung. In ähnlicher Weise ist das Weib in stärkerer Abhängigkeit als der Mann von angeborenen Instinkten geblieben. Wie das Tier durch seine Instinkte außerordentlich zweckmäßig geleitet wird und deshalb der Urteilskraft des Verstandes – innerhalb der Grenzen des Tierreichs – weniger bedarf, so auch das Menschenweib.<sup>404</sup>

Daraus resultierte für ihn, dass »die Verbrecherin ein Opfer ihrer schlechten Instinkte geworden ist, und deshalb finden wir dann bei der Frau den stärkeren Haß, die Eifersucht, die Rache, den Zorn, die blinde Wut, die höchste Grausamkeit.«<sup>405</sup> Auch im kriminologischen Diskurs der Weimarer Republik herrschte somit die Vorstellung vor, dass die Frau aufgrund ihres Sexualcharakters auch bei der Verbrechenübung üblicherweise von ihren Emotionen und Affekten gesteuert wird, wohingegen der Mann prinzipiell rational handelt. Weibliche Irrationalität entsprach also bis weit ins 20. Jahrhundert hinein einer wissenschaftlichen Diagnose, die Neurologen, Gynäkologen, Psychiater und später auch Kriminologen weitgehend einstimmig verkündeten. Während intellektuelle und kreative Begabung im Zuge dessen ausschließlich dem Mann zugeschrieben wurde, erschien die Frau als von Emotionen getriebenes, geistloses Wesen, das Wissen nur passiv rezipieren jedoch nicht selbst produzieren konnte. Verweise auf gesellschaftliche Umstände als mögliche Ursache für ihre defizitären intellektuellen Fähigkeiten – wie beispielsweise der Ausschluss vom Gymnasium und Studium – wurden dabei vollkommen ausgeblendet. Geistige Passivität und übersteigerte Emotionalität galten als ausgewiesene physiologische Merkmale der Frau, die sie in allen Lebenslagen, und so auch bei der Verbrechenübung, bestimmten.

#### **4.4.2 Das »feminine Moment« des Verbrechens**

Im Kontext dieser von der zeitgenössischen Wissenschaft postulierten geschlechtsspezifischen Zuschreibungen lassen sich auch zwei von Dr. Erich Frey verfasste Artikel verorten, die Anfang der 1930er Jahre in den Illustrierten Magazinen erschienen sind. Diese Artikel unterscheiden sich schon insofern von den meisten anderen hier untersuchten, als dass sie Fach- und Insiderwissen aus erster Hand präsentieren: Erich Frey (1882-1964) war einer der erfolgreichsten und prominentesten Rechtsanwälte der Weimarer Republik, der darüber hinaus noch verschiedene Fachbücher und Theaterstücke publizierte, wodurch er zur Zeit der Veröffentlichung der hier vorliegenden Artikel einer breiten Öffentlichkeit bekannt war. Seine

---

<sup>404</sup> Wulffen (1931): Die Sexualverbrecherin, S. 30.

<sup>405</sup> Wulffen (1931): Die Sexualverbrecherin, S. 32.

Prominenz basierte vor allem darauf, dass er seit den 1910er Jahren die Verteidigung in zahlreichen aufsehenerregenden Fällen übernommen hatte, wie beispielsweise bei den Serienmördern Friedrich Schumann und Carl Großmann, was ihm eine unvergleichliche Medienpräsenz einbrachte. Aufgrund dieser Popularität wurde er in den Illustrierten Magazinen regelmäßig zum Gegenstand, und das auch über das *Kriminalmagazin* hinaus. So wurde er in dem Artikel »Im Namen des Volkes«, der im Oktober 1928 im *Magazin* erschien, neben Dr. Max Alsberg, Dr. Johannes Werhauer und Dr. Max Wronker zu den bekanntesten Strafverteidigern Deutschlands gezählt,<sup>406</sup> der *Querschnitt* rekapitulierte im März 1929 seine Rolle in diversen Strafprozessen<sup>407</sup> und in der *Revue des Monats* erschien im selben Jahr ein Porträt seiner Ehefrau, der »Gattin des bekannten Strafverteidigers.«<sup>408</sup>

Bevorzugtes Thema der von ihm selbst verfassten Beiträge für die Illustrierten Magazine war die Erörterung des Verhältnisses von »Liebe und Verbrechen«, wobei er gleich zu Beginn der gleichnamigen Abhandlung, die im Januar 1931 im *Kriminalmagazin* veröffentlichten wurde, klar stellt, dass er den Text nur »aus Höflichkeit gegen die Frauen«<sup>409</sup> so genannt hat, da es nicht, wie der Titel möglicherweise suggeriert, um Liebesverbrechen im Allgemeinen geht, sondern um den spezifischen und weitaus interessanteren Zusammenhang von »Frauenliebe und Verbrechen.«<sup>410</sup> Warum dieser Konnex so interessant ist, liegt laut Frey auf der Hand: Von Frauen begangene Verbrechen enthalten grundsätzlich »etwas Triebhaftes von orkanartiger Gewalt«, oder zeugen von einer Zielstrebigkeit, die »Verwundung erregen muß.«<sup>411</sup> Schon hier wird also deutlich, dass Frey dem wissenschaftlichen Diskurs entsprechend biologistisch argumentiert und weibliche Kriminalität an den triebhaften Sexualcharakter der Frau koppelt. Frey stellt weiterführend die These auf, dass im Grunde genommen bei jedem Liebesverbrechen, auch denjenigen, die von Männern begangen werden, eine Frau stets Dreh- und Angelpunkt der Ereignisse ist und führt als Beleg dafür die berühmte französische Redewendung »cherchez la femme« an, den Leitsatz des Polizeibeamten Jackal im Roman *Les Mohicans de Paris* (1854) von Alexandre Dumas. Meyers Konversations-Lexikon definiert die Redewendung 1888 als »Ausspruch französischer Kriminalisten, wonach man bei einem schlaun verbrecherischen Anschlag nach der Frau suchen muss, welche dahintersteckt, daher zitiert man auch: Cherchez la femme!«<sup>412</sup> Und so ist sich auch Frey sicher, dass über

---

<sup>406</sup> Vgl. Werner Kleffel: »Im Name des Volkes.« In: *Das Magazin* 5/50, 1928/29, S. 2784-2792.

<sup>407</sup> Vgl. Hermann von Wedderkop/Mira von Hollander-Munkh: »Marginalien.« In: *Der Querschnitt* 9/ 3, 1929, S. 199-228.

<sup>408</sup> Vgl. Alexander Balàzs: »Frau Rechtsanwalt Dr. Frey.« In: *Revue des Monats* 3/6, 1928/29, S. 676.

<sup>409</sup> Erich Frey: »Liebe und Verbrechen.« In: *Das Kriminalmagazin* 2/10, 1930/31, S. 46-52, hier S. 46.

<sup>410</sup> Frey (1930/31): Liebe und Verbrechen, S. 46.

<sup>411</sup> Frey (1930/31): Liebe und Verbrechen, S. 48.

<sup>412</sup> *Meyers Konversations-Lexikon*. Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens. Zweiter Band. Leipzig 1888. S. 570. Der Große Brockhaus definiert die Redewendung 1929 allgemeiner als Ausspruch, »um auf den Zusammenhang einer Sache mit einer Frau hinzudeuten«, rekuriert dafür aber ebenfalls auf Dumas' Roman. Vgl. *Der Große Brockhaus*. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. Dritter Band. Leipzig 1929. S. 772.

die Liebe des Mannes im Zusammenhang mit Verbrechen [...] nicht viel zu sagen [ist], denn ein strafverfolgender Kriminalist, der beim Manne auch nur einen Augenblick das Wort ›cherchez la femme‹ (sucht nach der Frau) vergißt, würde seinen Beruf verfehlt haben.<sup>413</sup>

Nachdem diese Prämissen der Abhandlung geklärt sind, klassifiziert Frey Frauen, die aus Liebe Verbrechen begehen, als ›Verwegene‹ und unterscheidet hier noch zwischen zwei Typen, den bewusst und unbewusst Verwegenen. Auf die Unbewussten, die kriminell »nicht interessant« sind, möchte er im Folgenden nicht weiter eingehen, da sie

die Nachtwandlerinnen des Liebeslebens [sind]. Wer sie anruft, sei es das Gericht oder sonstwie das Schicksal, zerbricht sie. Eine Frau weiß, ob sie schön oder häßlich ist, die unbewusst Verwegene kennt die Haupteigenschaft ihres Typs eben nicht. Deshalb begeht sie im Zusammenhang mit der Liebe kein Verbrechen als Eigentat, aber sie wird häufig mit hineingezogen. Sie taumelt in ihr Schicksal und lächelt noch, wenn ihr der Staatsanwalt die Anklage zustellt. Wie kann sie sich strafbar gemacht haben? Was hat sie mit dem Treiben der Männer zu tun, und was versteht sie von den Geschäften?<sup>414</sup>

Charakteristisch für diesen Typus sind also Passivität, Unwissenheit und Naivität, wohingegen die bewusst Verwegene gemeinhin aktiv, planmäßig und gründlich vorgeht, weshalb nur sie »in der Geschichte der Welt und der Liebe eine Rolle gespielt [hat].«<sup>415</sup> Als typische Delikte dieser bewusst verwegenen Liebesverbrecherinnen nennt Frey den Kindesmord, der das »Ende der Liebe« bedeutet, psychologisch jedoch »nichts besonders Interessantes« bietet, Ehebruch, Mord aus verletzter Ehre, der »beim Manne, wenigstens auf sexueller Grundlage, undenkbar« ist und »Verstümmelung des Liebhabers« in allen Variationen, vorzugsweise aber mit Säure.<sup>416</sup> Bemerkenswerterweise bewertet Frey diese Art von Verbrechen, also solche, die aus Liebe zum Mann, zum Kind, oder gar zum Vaterland begangen werden, im Folgenden durchaus positiv:<sup>417</sup> »Taten einer liebenden Frau« – als Beispiele nennt er hier die Marat-Mörderin Marie-Charlotte Corday, die biblische Judith, die Holofernes den Kopf abschlug und Ibsens Nora – »werden immer etwas Achtenswertes haben.«<sup>418</sup>

Dadurch kommt es auf der einen Seite zu einer Art Verklärung von weiblichen Liebesverbrechen, die soweit zugespitzt wird, dass Frey dafür plädiert, diesen »mit Milde und Nachsicht«<sup>419</sup> zu begegnen. Was also zunächst als affirmative ›Lobrede‹

---

<sup>413</sup> Frey (1930/31): Liebe und Verbrechen, S. 46.

<sup>414</sup> Frey (1930/31): Liebe und Verbrechen, S. 47.

<sup>415</sup> Frey (1930/31): Liebe und Verbrechen, S. 47.

<sup>416</sup> Frey (1930/31): Liebe und Verbrechen, S. 51.

<sup>417</sup> Ferner ist bemerkenswert, dass Frey die Sexual- bzw. Lustmorde der Serientäter Schumann, Großmann und Haarmann – er fungierte in allen drei Fällen als Verteidiger und bezeichnet sich in dem Artikel demgemäß als ›Beichtvater‹ dieser Sexualverbrecher – auch als Verbrechen aus Liebe bezeichnet. Es ist anzunehmen, dass er dies zu dem Zweck getan hat, den Lesern die Höhepunkte seiner Karriere und damit verbunden seine Kompetenz in der Beurteilung selbst grausamster Verbrechen vor Augen zu stellen.

<sup>418</sup> Frey (1930/31): Liebe und Verbrechen, S. 48.

<sup>419</sup> Frey (1930/31): Liebe und Verbrechen, S. 48.

auf die Selbstlosigkeit und den Edelmut von Liebesverbrecherinnen erscheint, entpuppt sich auf der anderen Seite als eine geschickte Strategie der Infantilisierung: Frey spricht den Liebesverbrecherinnen dadurch die Fähigkeit ab, willentlich zu handeln; diese Frauen haben keine Entscheidungsfreiheit, da sie naturgemäß instinktiv agieren, ihrem affektgesteuerten Wesen zum Opfer fallen. Ihre vermeintliche Selbstlosigkeit resultiert aus einer Form der Unzurechnungsfähigkeit, sie wissen im sprichwörtlichen Sinne ›nicht was sie tun‹. Deshalb muss das deutsche Justizsystem, zu dem Frey ja offenkundig selbst gehört, umso besonnener handeln und bei der Beurteilung von Verbrechen stets den weiblichen Sexualcharakter berücksichtigen. Diese autoritäre Haltung spiegelt sich auch im Schreibstil des Verfassers, der durchgängig von einem überlegenen und nahezu selbstherrlichen Ton bestimmt ist, was wiederum den Eindruck besonderer Authentizität der im Text getroffenen Aussagen vermittelt.<sup>420</sup> Ein gewisses Machtpotenzial billigt Frey der Liebesverbrecherinnen schließlich nur unter einer bestimmten Bedingung zu: Eine erstzunehmende Gefahr ist eine verbrecherische Frau nämlich erst dann, wenn sie durch den Einsatz ihrer Liebe – hier ein Euphemismus für die sexuellen Reize einer Frau – Einfluss auf die politischen Entwicklungen eines Staates gewinnen will. Nach dem gleichen Deutungsmuster wie Moriz Müller in dem Artikel »Verhängnisvolle Schönheit«, verweist Frey demnach auf die Bedrohung der weiblichen Sexualität für die bürgerlich-patriarchale Ordnung:

Auch Verbrechen müssen eine große Linie haben, um Beachtung und Interesse zu finden. Schon im grauen Altertum gab es Gestalten wie Mata Hari. Das Wort Spionin paßt für solche Frauen nicht; es ist zu harmlos. Die Ausspähung militärischer und staatlicher Geheimnisse gegen Hingabe ihrer Liebe und ihres Leibes ist eine gefährliche Sache. Allerdings meist für die Täterin. Weniger für den Staat. Weit gefährlicher waren von jeher die Frauen, die Einfluß auf den Staat selbst gewinnen wollten: Erlangung politischer Macht durch Erlangung der Macht über den Politiker. Ein doppelter psychischer Sadismus.<sup>421</sup>

Das Bildmaterial des Artikels ist umfangreich und heterogen: Neben Fotografien von im Text thematisierten Frauen wie Mata Hari, Luise von Coburg und Henriette Caillaux finden sich auch erkennungsdienstliche Aufnahmen von den Lustmördern Fritz Haarmann und Hans Grans und eine Abbildung des berühmten Sexualforschers und Begründers der ›Verjüngungstheorie‹ Eugen Steinach, wobei nicht klar ist, weshalb Steinach in dem Artikel abgebildet ist, da er und seine sexualwissenschaftlichen Arbeiten im Text nicht thematisiert werden, also keine direkte Verbindung zwischen Bild und Text besteht. Besonders aussagekräftig ist dafür die großformatige Fotomontage auf der ersten Seite des Artikels, da sie die im Text vorgebrachten Thesen auf besondere Weise spiegeln (Abb. 20). Im Vordergrund der Fotomontage ist eine Frau zu sehen, die in der linken Hand ein leeres Glas und in der rechten eine Flasche Rotwein hält, während sie sich über eine Bar beugt. Ihr

---

<sup>420</sup> Frey (1930/31): Liebe und Verbrechen, S. 52.

<sup>421</sup> Frey (1930/31): Liebe und Verbrechen, S. 49.

Gesicht ist nicht zu erkennen, da sie den Kopf auf die eine Hand lehnt und nach unten blickt, ihr dunkles Haar ist in Unordnung und ein Träger ihres Kleides ist von der Schulter gerutscht. Insgesamt macht sie also einen deprimierten, verwirrten und gleichsam verzweifelten Eindruck. Über der Frau ist das Gesicht eines Mannes hinter einer Art Gitter abgebildet. Das Gesicht, auf dem ein wilder Ausdruck liegt, ist überproportional groß und blickt den Leser direkt an. Obwohl es in dem Text um weibliche Liebesverbrecherinnen geht, erscheint auf dem Bild der Mann ganz eindeutig als gewaltig und gefährlich und die Frau als klein und schwach. Aber gerade dadurch korrespondiert das Bild so gut mit dem Text, da die Liebesverbrecherin auch dort, wie die Analyse gezeigt hat, anders als erwartet nicht als aktive, selbstbestimmte und gefährliche Täterin präsentiert wird, sondern als Opfer ihrer eigenen Gefühlswelt, affektgesteuert und unzurechnungsfähig.

In dem Artikel »Die Frau auf der Folter«,<sup>422</sup> der ein Jahr zuvor im *Magazin* publiziert wurde, koppelt Frey weibliche Delinquenz noch konkreter an Affektivität und Emotionalität und stellt auf besondere Weise die Schwäche und Schutzbedürftigkeit krimineller Frauen heraus. Auch hier verwendet er als Aufhänger seiner Thesen eine populäre Redewendung, genauer gesagt ein Zitat aus Goethes *Faust. Der Tragödie erster Teil* (1808),<sup>423</sup> welches er anschließend dem Thema seiner Abhandlung entsprechend umformuliert und pointiert: »Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles. Ach wir Armen!« sagt Goethe. Nach Liebe drängt, an Liebe hängt sich alles. Ach wir Reichen! könnte man genau so gut sagen. Denn Gold und Liebe – oder ist die Reihenfolge umgekehrt? – regieren die Welt.«<sup>424</sup> Konkret geht es ihm in dem Artikel darum, aufzuzeigen, dass Frauen nicht nur bei der Verbrechenübung von ihren Gefühlen bestimmt werden, sondern auch während polizeilicher Befragungen und vor Gericht – eine Institution, die für sie »nichts anderes als die

---

<sup>422</sup> Der Titel des Artikels bezieht sich auf einen gleichnamigen Spielfilm, der im Jahr 1928 in Deutschland in den Kinos lief. Inhaltlich beschäftigte sich der Film von Robert Wiene mit dem Scheidungsfall der Lady Admaston, die ihren Mann, den englischen Parlamentarier Lord Admaston zwar liebt, von diesem aber aufgrund seiner Arbeitsbelastung so vernachlässigt wird, dass sie sich von Sir Collingwood in kompromittierende Situationen bringen lässt. Die intrigante Lady Atwill, die sich Hoffnungen auf Lord Admaston macht, berichtet diesem vom vermeintlichen Treiben seiner Frau und schafft es damit, dass er die Scheidung einreicht. Der Fall wird schließlich vor Gericht verhandelt, wo ein aufrichtiger und selbstloser Verehrer der Lady Admaston die Intrige aufzuklären vermag, sodass Lord und Lady Admaston sich wieder versöhnen.

<sup>423</sup> »Wie kommt das schöne Kästchen hier herein?/Ich schloß doch ganz gewiß den Schrein./Es ist doch wunderbar!/Was mag wohl drinne sein?/Vielleicht bracht's jemand als ein Pfand,/Und meine Mutter lieb darauf./Da hängt ein Schlüsselchen am Band/Ich denke wohl, ich mach es auf!/Was ist das? Gott im Himmel! Schau,/So was hab ich mein Tage nicht gesehn!/Ein Schmuck! Mit dem könnt eine Edelfrau/Am höchsten Feiertage gehn./Wie sollte mir die Kette stehn?//Wem mag die Herrlichkeit gehören? Wenn nur die Ohrring meine wären!/Man sieht doch gleich ganz anders drein./Was hilft euch Schönheit,/junges Blut?/Das ist wohl alles schön und gut,/Allein man läßt's auch alles sein;/Man lobt euch halb mit/Erbarmen./Nach Golde drängt,/Am Golde hängt/Doch alles. Ach wir Armen!« Vgl. Johann Wolfgang Goethe: *Faust. Der Tragödie erster und zweiter Teil*. Vollständige Ausgabe mit einer Biographie des Autors, hg. v. Karl-Maria Guth. Berlin 2015. S. 89.

<sup>424</sup> Erich Frey: »Die Frau auf der Folter.« In: *Das Magazin* 6/69, 1929/30, S. 4718-4724, hier S. 4718.

uralte Einrichtung der Folter«<sup>425</sup> darstellt – um ein Vielfaches emotionaler reagieren als Männer, die weit

besser angreifen können als Frauen, [sich] auch besser wehren [können]. Schutzloser und schutzbedürftiger ist die Frau auf der Folter. Der Mann am Scheideweg zwischen Verstand und Herz und die Frau an der gleichen Wegtrennung: jeder weiß, was der Mann langsam wählen, die Frau schnell gehen wird. Der Weg des Herzens ist für sie nur ein selbstverständlicher. Wenn jedem Handeln ein Denken vorausgehen muß, so wird gerade bei Frauen dieses innere Geschehen zu einem innerlichen, das den Anschein der Unlogik erweckt.<sup>426</sup>

Mit dieser Gegenüberstellung von Verstand und Herz reproduziert Frey den von der zeitgenössischen Wissenschaft postulierten geschlechtsspezifischen Dualismus ›rational-männlich/emotional-weiblich‹ nahezu mustergültig und fügt im Folgenden ebenso dem kriminologischen Diskurs entsprechend hinzu, dass übersteigerte Emotionalität und insbesondere des Gefühl der Liebe, gerade weil es sich dabei um ein Merkmal des weiblichen Sexualcharakters handelt, die Frau zwangsläufig in allen Lebenslagen, und so auch bei der Verbrechensausübung, bestimmt:

Der Lebensinhalt der Frau ist die Liebe. Sie gebiert aus Liebe. Sie tötet aus Liebe. Ist Haß der Gegensatz von Liebe? Und Eifersucht? Ist sie ein aus Liebe geschaffenes Gefühl des Hasses? In dem Drama ›Frau‹ spielt neben ihr immer ein Mann mit, manchmal noch eine Frau. Explosion: Kugel oder Gift. Der oder die andere tot oder verstümmelt. [...] Die Frau hat getötet. Sie soll bekennen, warum. Törichtes Beginnen. Sie ist ja gar nicht klar darüber, ob sie ihre Frauenehre hat verteidigen oder den anderen hat strafen wollen; ob sie, die Betrogene sich an der betrügenden Frau hat rächen wollen, der sie Vitriol ins Gesicht schüttete, oder dem Manne hat die Schönheit der Geliebten nehmen wollen. Die Frau hat getötet.<sup>427</sup>

Aus dieser Einschätzung geht außerdem hervor, dass die Frau in Freys Augen stets irrational agiert und dementsprechend oft selbst nicht weiß, aus welchen Motiven sie mordet oder andere Verbrechen begeht, wodurch hier der Aspekt der Unzurechnungsfähigkeit erneut zum Tragen kommt. Sie wird zugleich als zartes/naives und affektives/unberechenbares Wesen dargestellt, das aufgrund dieser charakterlichen Ambivalenzen vor Gericht eine besondere Behandlung erfahren müsste: Die Frau ist, laut Frey, nämlich »geistig und körperlich«<sup>428</sup> nicht in der Lage, gerichtlichen Untersuchungen und Gerichtsverfahren standzuhalten. Sie ist, egal ob sie als »Kindesmörderin, Ehebrecherin, Kupplerin, Ladendiebin oder Hochstaplerin«<sup>429</sup>

---

<sup>425</sup> Frey (1929/30): Die Frau auf der Folter, S. 4720.

<sup>426</sup> Frey (1929/30): Die Frau auf der Folter, S. 4720.

<sup>427</sup> Frey (1929/30): Die Frau auf der Folter, S. 4721.

<sup>428</sup> Frey (1929/30): Die Frau auf der Folter, S. 4721.

<sup>429</sup> Frey (1929/30): Die Frau auf der Folter, S. 4722.

angeklagt ist, von Natur aus »passiv«, »schwach und klein« und will vor allem anderen »bedauert sein.«<sup>430</sup> Deshalb plädiert Frey, genauso wie er es in dem vorhergehenden Artikel getan hat, dafür, dass die »Dame Justiz« – ein Verweis auf die weibliche Figur ›Justitia‹, die in Deutschland seit dem 13. Jahrhundert als Allegorie der Gerechtigkeit weite Verbreitung fand<sup>431</sup> – also das deutsche Justizsystem, das Gerichtsurteile unabhängig und vorurteilsfrei fällen muss, und nicht »zwischen hoch und niedrig, arm und reich« unterscheiden darf, zumindest zwischen »männlich und weiblich«<sup>432</sup> unterscheiden müsste.

Um diese Forderung zu untermauern, führt er im Anschluss den aufsehenerregenden Fall von Paul Krantz an, bei dem er selbst die Verteidigung übernommen hatte und der später als ›Steglitzer-Schülertragödie‹ berühmt wurde: Im Morgengrauen nach einer von Alkohol- und Selbstmordfantasien geprägten Nacht hatte der 19-jährige Günther Scheller in der Wohnung seiner Eltern Hans Stephan, den Freund seiner erst 15-jährigen Schwester Hilde, getötet und sich anschließend selbst gerichtet. Es war zunächst jedoch unklar, ob Scheller den tödlichen Schuss abgegeben hatte, auch für die Täterschaft von Paul Krantz<sup>433</sup> sprachen einige Indizien. Und so wurde dieser nach umfangreichen Ermittlungen am 12. November 1927 wegen gemeinschaftlichen Mordes sowie unerlaubten Waffenbesitzes angeklagt. Krantz wurde schließlich von der Mordanklage freigesprochen und nur zu drei Wochen Gefängnis wegen des unerlaubten Waffenbesitzes verurteilt, welche durch die Untersuchungshaft als verbüßt galten. Die Mordanklage sicherte dieser Jugendtragödie eine enorme Aufmerksamkeit, wobei es die Mischung aus Kapitalverbrechen und Jugendsexualität war, welche die Inszenierung des Prozesses als Sensation ermöglichte. Der Fall sprach Voyeure, denen nun aus erster Hand Details aus dem Sexualleben der Jugendlichen dargeboten wurde, genauso an wie Pädagogen, die über die angeblich gefährlichen Tendenzen des Jugendalters diskutierten, was in den 1920er Jahren vor allem bei Psychologen ein überaus aktuelles Thema war.<sup>434</sup>

---

<sup>430</sup> Frey (1929/30): Die Frau auf der Folter, S. 4722.

<sup>431</sup> Vgl. Melanie Damm: *Iuste iudicate filii hominum: die Darstellung von Gerechtigkeit in der Kunst am Beispiel einer Bildgruppe im Kölner Rathaus. Eine Untersuchung zur Ikonographie, zum Bildtypus und Stil der Gemälde.* Münster 2000. S. 42.

<sup>432</sup> Frey (1929/30): Die Frau auf der Folter, S. 4722.

<sup>433</sup> Krantz verarbeitete Teile des Vorfalls in seinem 1931 unter seinem Pseudonym und späteren Namen Ernst Erich Noth erschienenen Roman *Die Mietskaseme*. Die größtenteils autobiografische Darstellung des Lebens von Jugendlichen in einem Berliner Mietshaus der Weimarer Zeit wurde jedoch bereits zwei Jahre später mit der Machergreifung der Nationalsozialisten verboten. Der Vorfall selbst diente 2003 als Vorlage zum Film *Was nützt die Liebe in Gedanken*, davor war er bereits Stoff von zwei Filmen mit dem Titel *Geschminkte Jugend*, 1929 von Carl Boese inszeniert und 1960 von Max Nosseck neuaufgelegt.

<sup>434</sup> Vgl. Walter Hoffmann: *Die Reifezeit. Probleme der Entwicklungspsychologie und Sozialpädagogik.* Leipzig 1921; Charlotte Bühler: *Über das Seelenleben der Jugendlichen. Versuch einer Analyse und Theorie der psychischen Pubertät.* Jena 1922; Eduard Spranger: *Die Psychologie des Jugendalters.* Leipzig 1932. Auch im kriminologischen Diskurs der Jahrhundertwende wurde die Frage nach der Gefährlichkeit des jugendlichen Sexualtriebs stets mitverhandelt: »Im allgemeinen pflegt die geschlechtliche Entwicklung sich in unserer Gegend erst im 14., 15. Lebensjahr, oft auch noch später zu vollziehen, und demnach muß ein sehr großer Teil der Jugendlichen bei den Sittlichkeitsverbrechen aus physiologischen Gründen ausscheiden. Trotzdem erreicht die Verurteilungsziffer der Kinder unter 15 Jahren den dritten Teil des Anteils der Erwachsenen. [...] Auf je drei Notzuchtsfälle

Angeknüpft werden konnte dabei auch an ein literarisches Muster, das wenige Jahre zuvor für Aufsehen gesorgt hatte: Frank Wedekinds Drama *Frühlings Erwachen* (1891) war das Modell, als dessen reale Parallele die ›Steglitzer-Schülertragödie‹ erzählt wurde.<sup>435</sup>

Für die Medien war dementsprechend nicht der juristische Aspekt des Falles zentral, sondern das Seelenleben der jungen Leute, deren Lebenswandel und Moralvorstellungen als typisch für die neue Generation und die ›Krankheit der Zeit‹ interpretiert wurde. Und so wurden am Beispiel des Krantz-Prozesses zeitgenössische Fragen nach gesellschaftlichen Werten, nach der Rolle von Eltern und Schule, nach Freiraum und Erziehung verhandelt, oder, wie es in dem vorliegenden Artikel der Fall ist, die Frage nach sexuell motivierter Jugendkriminalität. Die voyeuristischen Elemente der medialen Anteilnahme – und hier handelte es sich überwiegend um männliche Journalisten und Autoren, die sich um eine möglichst detaillierte Berichterstattung bemühten – wurde besonders deutlich, als im Prozess die sechzehnjährige Hilde Scheller als Zeugin aussagte und vor den Augen der Öffentlichkeit intime Details über ihre Beziehungen zu Krantz und anderen jungen Männern darlegen musste und dabei dem zeitgenössischen Zerrbild der modernen Frau zu entsprechen schien, die als frivol, vergnügungssüchtig, verführerisch und gleichzeitig leicht verführbar galt und in die Nähe der Prostitution gerückt wurde.<sup>436</sup> So beschrieb Rudolf Olden Hilde als »brünettes, kleines, sechzehnjähriges Mädchen, Typus Flapper, schmales, fein gemeißeltes Köpfchen, kurze dunkle Haare, schön geschnittene Mandelaugen, zart geschwungener Rosenmund«,<sup>437</sup> während Theodor Lessing hervorhob, dass sie zu der bekannten Gattung der »Flutterseelchen« gehöre:

Im dunkelbraunen glatthaarigen Bubikopf unter schwarzen Wimpern klare dunkelblaue Augen. Auf den zarten Wangen im fein geschnittenen Gesichtchen Kommen und Gehen des frischen Bluts. Die geschwungenen Lippen sinnlich; weich die sanfte Stimme, voll Energie das gestraffte Persönchen; äußerlich Weltdämchen, innerlich kahl und leer. Die Freundinnen nennen sie ›Männe‹. Sie ist ja ›wie ein Junge‹, während Günther ›so mädchenhaft‹ ist. In

---

Erwachsener kommen also zwei, ausgeübt von Kindern, von denen nur ein verschwindend kleiner Teil überhaupt sexuell zu dem Verbrechen genügend entwickelt ist. Das gibt uns einen Maßstab für die Stärke, mit der die sexuellen Empfindungen von vornherein auftreten; sie machen im Alter von 15-18 Jahren fast die doppelte Zahl zum Verbrecher wie unter den körperlich und geistig Reifen.« Aschaffenburg (1903): *Das Verbrechen und seine Bekämpfung*, S. 117.

<sup>435</sup> Vgl. Daniel Siemens: »Sensationsprozesse. Die Gerichtsreportage der Zwischenkriegszeit in Berlin und Chicago.« In: Frank Bösch/Manuel Borutta (Hrsg.): *Die Massen bewegen. Medien und Emotionen in der Moderne*. Frankfurt am Main 2006. S. 142-171, hier S. 146.

<sup>436</sup> Siemens (2006): *Sensationsprozesse*, S. 148-150. Hier ist besonders die Berichterstattung der liberaldemokratischen Blätter *Vossische Zeitung* und *Berliner Tageblatt* hervorzuheben, da diese sehr detailliert über den Prozess berichteten und in regelmäßigen Abständen Leserbriefe und Gastbeiträge verschiedener Experten abdruckten. Im Gegensatz zum rechtskonservativen *Berliner Lokal-Anzeiger*, der wenig Verständnis für die Jugendlichen zeigte und ein hartes Durchgreifen forderte, war die Berichterstattung der liberaldemokratischen Presse von Sympathie gegenüber den Beteiligten geprägt, die aber im Wesentlichen einer paternalistischen Sichtweise verhaftet blieb, die die individuelle Verantwortung der Jugendlichen nur gering schätzte. Ebd. S. 147-148.

<sup>437</sup> Rudolf Olden: »Zeugenvernehmung im Krantz-Prozeß.« In: *Berliner Tageblatt*, 10.02.1928.

dieses Nixchen verliebt sich Paul, schreibt Bände Gedichte und Tagebücher, läuft einher in der selig-unseligen Jugendstimmung: links in der Brusttasche die letzten lyrischen Ergüsse; rechts einen Revolver: ›für alle Fälle.«<sup>438</sup>

Die Konstruktion einer minderjährigen und latent kriminellen Femme fatale durch die Journalisten diente im Krantz-Prozess jedoch nicht nur zur Befriedigung voyeuristischer Begierden, sondern war auch funktionaler Teil einer Strategie, die zum Ziel hatte, den Angeklagten Krantz zu entlasten und zu entschuldigen.<sup>439</sup> Damit entsprach die Strategie der Medien derjenigen Freys, der mit allen Mitteln einen Freispruch für seinen Mandanten erreichen wollte, sodass man ihm zeitweise eine aggressive Prozessführung vorgeworfen hatte, da er, um Krantz freizubekommen, durch die Preisgabe ihrer sexuellen Verhältnisse und ihres freizügigen Lebenswandels Hilde Scheller als Zeugin unglaubwürdig zu machen und wegen moralischer Mitschuld anzuklagen suchte. Und genau diese Strategie, so lässt sich feststellen, verfolgt Frey nun auch in dem vorliegenden Artikel: »Der Junge starr und stark, fest und sicher, das Mädchen verzweifelt, erschüttert, weich, ernüchtert von der Wirklichkeit, die plötzlich über sie hereingebrochen war.«<sup>440</sup> In dem Krantz-Prozess, führt Frey weiter aus,

zeigte sich die Tortur des Verfahrens nicht bei dem Angeklagten, sondern bei der Zeugin, der sechzehnjährigen Hilde Scheller. Dieses Kind, das zufällig das eidespflichtige Alter im Termin erreicht hatte und daher schwören mußte, erlebte alles das in und vor der Öffentlichkeit [...]. Ein zartes Geschöpf wurde zum Höhepunkt einer ›Affäre‹ vor hunderten von Millionen Blicken entblößt, nur um auszusagen, sie habe gesehen, wie Paul Krantz – sie liebten sich – den Fuß zwischen die Tür des elterlichen Schlafzimmers gestellt hatte. [...] Hilde Scheller ist das jüngste Beispiel für die Frau auf der Folter.<sup>441</sup>

Diese Einschätzung kann fast schon als zynisch bezeichnet werden, da Frey offenkundig wesentlich dazu beigetragen hat, dass Hilde ihr intimsten Gedanken und Gefühle vor einer breiten Öffentlichkeit offenlegen musste, er sie gleichsam selbst am härtesten ›auf die Folter gespannt hat‹. Er instrumentalisiert sie hier demnach ein weiteres Mal, um seine im Vorfeld aufgestellten Thesen zu fundieren d.h. dem Leser – dem der besagte Prozess noch gut in Erinnerung sein dürfte – vor Augen zu stellen, dass Frauen irrationale und schwache Wesen sind, die sowohl bei der Verbrechenübung als auch vor Gericht von ihren Emotionen bestimmt werden und deshalb umso schutzbedürftiger sind. Er inszeniert sich somit entgegen seines

---

<sup>438</sup> Theodor Lessing: »Kindertragödie.« In: *Prager Tageblatt*, 14.02.1928. Lessing nahm auch Bezug auf das Verhalten der Medien: »Eine Woche lang hat Moabit aus diesem Kindertrauerspiele einen Sensationsprozeß gemacht. Indes hundert Literaten ihre klugen Federn, hundert Lichtbildner ihre Dunkelkammern bemühten, haben Richter, Lehrer, Erzieher, Seelenforscher, ohne schamrot zu werden, keimende Jugend betastet, nackt ausgezogen, viviseziert, ausgepreßt. Ausgepreßt durch jene Fragemartern, die die Erfahrung der alten Generation stellt, eine durchwegs verderbte und schon seelenhäßlich gewordene Erfahrung, die die Jugend nicht besitzt, weil sie triebhaft, momentan, rein anschauend erlebt und die Begriffe der Fragen gar nicht versteht, auch dann nicht, wenn sie ihre Inhalte schon alle erlebte.« Ebd.

<sup>439</sup> Siemens (2006): Sensationsprozesse, S. 151.

<sup>440</sup> Frey (1929/30): Die Frau auf der Folter, S. 4722.

<sup>441</sup> Frey (1929/30): Die Frau auf der Folter, S. 4724.

harten Auftretens vor Gericht in dem Artikel als väterlich-fürsorgliche Figur, die nur das Wohlergehen der weiblichen Zeugen im Sinn hat. Diese Gegenüberstellung von ›männlich-stark/rational‹ und ›weiblich-schwach/emotional‹ wird auch auf der bildlichen Ebene gespiegelt (Abb. 21): Der Artikel ist, um den Wahrheitsgehalt der im Text vorgebrachten Thesen zu bekräftigen, mit elf von Erich Salomon aufgenommenen, authentischen Gerichtsfotografien illustriert, die sowohl Geschworene, Staatsanwälte und Richter als auch Angeklagte und Zeugen ›in Aktion‹ zeigen. Bemerkenswert ist, dass es sich bei den Vertretern der Justiz, also der machthabenden Instanz ausschließlich um Männer handelt – besonders, weil Frey das deutsche Justizsystem zuvor noch als ›Dame Justiz‹ bezeichnet hat, hier offenbart sich also der rein allegorische Charakter der weiblichen Figur –, während die abgebildeten Frauen ausnahmslos auf der Anklage- bzw. Zeugenbank sitzen; zudem erscheinen die Blicke und Gesten der Männer stark und selbstsicher, die Frauen hingegen wenden ihre Blicke ab, sie wirken deprimiert und erschöpft. Dadurch wird ein eindeutiges Machtgefälle visualisiert und impliziert, dass Frauen der unerschütterlichen männlichen Urteilskraft bedürfen, um ihre unberechenbare Gefühlswelt in die richtigen Bahnen zu lenken.

Doch nicht nur Dr. Erich Frey verortet von Frauen begangene Verbrechen mittels einer patriarchalen Strategie der Marginalisierung ausschließlich in der ›Gefühlsphäre‹, vielmehr kann hier von einer magazinübergreifenden Darstellungspraktik gesprochen werden. So stellt Lothar Philipp in dem 1930 in *Scherl's Magazin* veröffentlichtem Artikel ›Verbrechen aus Eifersucht‹ fest, dass die Frau im Alter zwischen 40 und 50 Jahren besonders gefährlich sei, da sie sich im Klimakterium befinde, häufig zu hysterischen Anfällen neige und nach Abenteuern und Romantiksuche. Das führe dazu, dass sie ›leicht in ekstatische Erregung‹<sup>442</sup> gerät, die oft in der Ausübung von Leidenschaftsverbrechen münde. Eugen Szatmari weist in seiner Abhandlung über ›Frauen auf dem Schafott‹ (*Scherl's Magazin*, Mai 1931) darauf hin, dass Frauen ›in der Kriminalität der neuen Zeit eine ziemlich große Rolle spielen,‹<sup>443</sup> sich die Art des weiblichen Verbrechens aber grundlegend von der männlichen unterscheidet, da der Mann prinzipiell planvoll vorgeht, die Frau hingegen impulsiv: ›Der vorsätzliche Mord kann bei den meisten Verbrecherinnen nicht nachgewiesen werden. Eine Frau tötet gewöhnlich im Affekt.‹<sup>444</sup> Besonders eindrücklich bringt die *Revue des Monats* die vom wissenschaftlichen Diskurs postulierte Dichotomie von rational-schöpferischer Männlichkeit und emotional-launenhafter Weiblichkeit anhand des Symbols ekstatischer Hände auf den Punkt:

[D]em Mann ist die Hand das Werkzeug des Schaffens; was das Hirn denkt, führt die Hand aus. – Doch wir wollen hier nicht von der Reichtum erschaffenden, Vermögen verschwendenden, Werke schaffenden männlichen Hand sprechen, sondern von der viel zarteren Frauenhand, die dazu geschaffen

<sup>442</sup> Lothar Philipp: ›Verbrechen aus Eifersucht.‹ In: *Scherl's Magazin* 6/10, 1930, S.1075-1076, hier S. 1076.

<sup>443</sup> Eugen Szatmari: ›Frauen auf dem Schafott.‹ In: *Scherl's Magazin* 7/5, 1931, S. 406-412, hier S. 410.

<sup>444</sup> Szatmari (1931): Frauen auf dem Schafott, S. 410.

scheint, nur Zärtlichkeit und Liebe zu spenden. Doch launisch und wandelbar wie das ganze Geschlecht, das man das schwächere oder galanter das schönere nennt, ist auch der Ausdruck der Frauenhand. In jeder Seele schlummern dunkle Triebe, die durch unglückselige Schicksalsverkettungen an die Oberfläche gelangen können und sich dann schrecklich äußern. [...] Ja, zahlreich wie die Ekstase der Leidenschaft ist der ewig wechselnde Ausdruck der ekstatischen Frauenhand. Hysterisch verkrampft, ängstlich zitternd, leidenschaftlich zupackend, wütend die Krallen zeigend, und doch immer das Weib verratend, das feminine Moment.<sup>445</sup>

#### 4.4.3 Fälscher der Liebe: Der Heiratsschwindler

Folgt man also der Darstellung der Illustrierten Magazine, so stellen Triebhaftigkeit, Ekstase und Hysterie die genuin femininen Momente der Liebes- und Leidenschaftsverbrechen dar, was dazu führt, dass diese äußerst vielfältig ausfallen können: Vom Kindesmord und Ehebruch, über Verstümmelung und Säureattentate bis hin zu Mord aus verletzter Ehre. Im Gegensatz dazu ist der männliche Liebesverbrecher in den Zeitschriften weitaus klarer definiert und auf eine bestimmte Kategorie festgelegt, nämlich den Heiratsschwindler. Juristisch betrachtet stellte der Heiratsschwindel in der Weimarer Republik kein eigenständiges Vergehen dar, sondern fiel unter den § 263 RStGB, der besagte, dass derjenige, der

in der Absicht, sich oder einem Dritten einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen, das Vermögen eines Anderen dadurch beschädigt, daß er durch Vorspiegelung falscher oder durch Entstellung oder Unterdrückung wahrer Thatsachen einen Irrthum erregt oder unterhält, [...] wegen Betrugens mit Gefängniß bestraft [wird], neben welchem auf Geldstrafe bis zu Eintausend Thalern, sowie auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden kann.<sup>446</sup>

Nichtsdestotrotz avancierte der Heiratsschwindel als besondere Variante der Hochstaplei<sup>447</sup> schnell zu einem der am weit verbreitetsten Berufsverbrechen der 1920er Jahre, dessen Opfer-Täter-Komplex wiederum von Anfang an eindeutig geschlechtsspezifisch codiert war. Peter Sloterdijk entwickelt am Paradigma des Hochstaplers als *Zeittypus par excellence* die kriminelle Struktur einer Bewusstseinskrise der Weimarer Republik und skizziert die Epochensignatur wie folgt:

---

<sup>445</sup> Edgar Kraft: »Ekstatische Hände.« In: *Revue des Monats* 2/9, 1927/28, S. 918-921, hier S. 918-919.

<sup>446</sup> Thomas Fuchs (Hrsg.): *Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich vom 15. Mai 1871. Historisch-synoptische Edition 1871-2009*. Mannheim 2010. S. 1168.

<sup>447</sup> Im deutschen Sprachraum tauchte der Hochstapler erstmals im 18. Jahrhundert in der rotwelschen Gaunersprache auf. Kriminalrat Dr. Gebhardt erläutert 1929, dass mit dem »Ausdruck »Hochstapler«, der nur ein kriminalistischer, kein strafrechtlicher Begriff ist, [...] gewisse Gaunertypen näher spezialisiert [werden]. Man versteht heute darunter einen Menschen, der sich den Anschein einer wohlhabenden Persönlichkeit von gutem Namen zu geben weiß, um unter dieser Maske Betrügereien, Diebstähle oder Veruntreuungen zu begehen.« Kriminalrat Dr. Gebhardt: »Hochstaplerinnen.« In: *Das Kriminalmagazin* 1/8, 1929, S. 15-23, hier S. 15.

Nicht nur zahlenmäßig vermehrten sich Fälle von Betrug, Täuschung, Irreführung, Heiratsschwindel, Scharlatanerie etc.; vielmehr wurde der Hochstapler auch im Sinne der kollektiven Selbstvergewisserung zu einer unentbehrlichen Figur, zum Zeitmodell und zur mythischen Schablone. Im Blick auch den Hochstapler kam das Bedürfnis, sich dieses zweideutige Leben, wo stets alles anders herauskommt, als es »gemeint« war, anschaulich zu machen, am besten auf seine Rechnung. Im Hochstapler fand man den Kompromiss zwischen dem Zeitgefühl, dass alles »zu kompliziert« werde, und dem Bedürfnis nach Vereinfachung. [...] So wurde der Hochstapler das existentiell wichtigste und verständlichste Symbol für die chronische Komplexitätskrise des modernen Bewusstseins.<sup>448</sup>

Dementsprechend häufig wurde das Hochstapler-Motiv<sup>449</sup> auch in der Literatur um 1900 und in den Jahrzehnten danach aufgegriffen, wie beispielsweise in Heinrich Manns Satire *Im Schlaraffenland* (1900), Frank Wedekinds *Der Schnellmaler oder Kunst und Mammon* (1886) und Carl Sternheims *Der Snob* (1914), allesamt Werke, in denen Themen und Motive des Fin de Siècle wie Dekadenz, Ästhetizismus, Theatralität, Maskerade und Sinnlichkeit verarbeitet werden. Zudem enthält Stefan Zweigs Band *Drei Dichter ihres Lebens* (1928) einen Essay über den Abenteurer, Spieler und Hochstapler Giacomo Casanova und eine der wichtigsten Figuren in Vicki Baums Roman *Menschen im Hotel*, der im Berlin der goldenen 1920er Jahre spielt, ist Baron Gaigern, der aus einem verarmten Adelsgeschlecht stammt und sich nur als Hotel- und Juwelendieb über Wasser halten kann. Auch in der illustrierten Presse wurde magazinübergreifend regelmäßig über Hochstapelei berichtet, meistens mit der Intention, vor den diversen Betrugsmaschen dieser Berufsverbrecher zu warnen. »Der Schein ist das Wesen unserer Zeit,«<sup>450</sup> heißt es im *Kriminalmagazin*, das im November und Dezember 1929 zwei ausführliche Porträts berühmter Hochstapler veröffentlichte und im Zuge dessen betont, dass Hochstapelei kein geschlechtsspezifisches Verbrechen, die Frau aufgrund ihres Geschlechtscharakters jedoch prinzipiell besser dafür geeignet sei:

<sup>448</sup> Peter Sloterdijk: *Kritik der zynischen Vernunft*. Band 2. Frankfurt am Main 1983. S. 850.

<sup>449</sup> Prototyp des deutschen Hochstaplers war Wilhelm Voigt, Schuster und langjähriger Häftling, der am 16. Oktober 1906 in einer Offiziersuniform, die er bei einem Trödler erworben hatte, und mit einem Trupp Gardesoldaten im Schlepptau, im Köpenicker Rathaus auftauchte, den Bürgermeister festnehmen ließ und mit dem Inhalt der Stadtkasse verschwand. Dieser »Geniestreich« erlangte in den Medien höchstes Aufsehen und Voigt avancierte sofort zum Volkshelden, da er Militär und Stadtverwaltung so geschickt an der Nase herumgeführt hatte. 1930 ließ sich Carl Zuckmayer, der von seinem Bekannten Fritz Kortner auf den Stoff aufmerksam gemacht worden war, von seinem Verlag Material zu den Vorgängen aus dem Jahr 1906 zuschicken, von dem er so begeistert war, dass er noch im selben Jahr die dreiaktige Tragikomödie *Der Hauptmann von Köpenick. Ein deutsches Märchen* verfasste, was wiederum dafür sorgte, dass der Fall Wilhelm Voigt auch von den illustrierten Magazinen wieder aufgegriffen wurde. Vgl. dazu Kriminaldirektor Polke: »Aktenmäßige Darstellung des Falles Hauptmann v. Köpenick.« In: *Das Kriminalmagazin* 3/31, 1931, S. 1853-1858 und S. 1903-1912; Paul Armont: »Der Hauptmann von Köpenick.« In: *Revue des Monats* 6/4, 1931/32, S. 96-97; Ellis Marcus: »Werner Krauß als Hauptmann von Köpenick (Deutsches Theater, Berlin).« In: *Der Querschnitt* 11/4, 1931, Kunstdruck-Teil 8.

<sup>450</sup> Kriminalrat Dr. Gebhardt: »Hochstapler.« In: *Das Kriminalmagazin* 1/9, 1929, S. 73-80, hier S. 80.

Hochstaplerinnen treten häufig genug auf, und sie halten bezüglich ihrer Berufstüchtigkeit einem Vergleich mit ihren männlichen Konkurrenten nicht nur stand, sondern übertrumpft sie vielfach noch, weil ein ungewöhnliches Maß von Verstellungskunst, List, Verschlagenheit und Heuchelei sie befähigt, ihre Umgebung lange Zeit hinter das Licht zu führen. Sie verstehen es meisterhaft, die Schwächen ihrer Mitmenschen für sich auszunutzen und sich auf diese Weise jahrelang alle Vergnügungen zu verschaffen, ohne deren, wenn auch kurzen Genug ihnen das Leben reiz- und wertlos erscheint.<sup>451</sup>

Genauso weist Kriminalkommissar Erich von Liebermann 1931 in *Scherl's Magazin* darauf hin, dass eine Frau »all die leisen Künste, mit denen man Menschen beeinflusst und gewinnt, die der Mann erst bei grauem Schläfenhaar ergrübelt,«<sup>452</sup> schon instinktiv kennt und deshalb für die Hochstapelei wie geschaffen sei. Im Gegensatz dazu war der Heiratsschwindel zur Zeit der Weimarer Republik klar als typisch männliches Verbrechen gekennzeichnet, die weibliche Heiratsschwindlerin, wie beispielsweise auch die Ausführungen Wulfens zeigen, lediglich in der Position einer Vermittlerin denkbar und das auch nur aufgrund ihres »natürlichen« Hangs zur Kuppelei:

Der Unterschied zwischen dem männlichen und dem weiblichen Heiratsschwindler liegt in der schon mehrfach erwähnten Kompliziertheit des weiblichen Deliktes. Der männliche Betrüger geht gerade auf sein Ziel los, behauptet, er wolle ernstlich heiraten, und beabsichtigt dabei nur, sich auf Kosten der »Braut« zu bereichern. Das Weib tritt in dieser einfachen Form fast nie auf. Es wird vielmehr zur Heiratsvermittlerin in mehr oder minder großem Stile, eine verzweigte und verwickelte Komödie mit verteilten weiblichen und männlichen Rollen wird erdacht und mit mehr oder minder gutem Geschick durchgeführt. [...] Ehestiften und Kuppeln ist seit alten Zeiten Weibersache. Ein sexueller Hintergrund fehlt nicht, der die galanten wirklichen Abenteuer der »Braut« und wahrscheinlich auch der »Brautmutter« verhüllen. [...] Oft regt sich in der Hochstaplerin der sogenannte männliche Protest [...] d.h. sie fühlt sich als Weib minderwertig, möchte am liebsten ein Mann sein, es ihm zum mindesten im Ausleben des Abenteuerdrangs gleichtun, weshalb sie ihm nach-eifert und wenigstens als emanzipierte Frau erscheint.<sup>453</sup>

Eine derartige geschlechtsspezifische Codierung des Heiratsschwindels lässt sich auch in den Illustrierten Magazinen feststellen, wie die folgende Untersuchung des Artikels »Freibeuter der Liebe«, im Mai 1931 in *Scherl's Magazin* erschienen, zeigen wird. Verfasst ist der Artikel von Dr. Leopold Thoma, der als Protagonist der Wiener Okkultismus-Szene und Vorreiter der Verbrechensaufklärung durch paranormales Wissen in den 1920er Jahren einer breiten Öffentlichkeit bekannt war. Der 1886 in Rumänien geborene Thoma, der ursprünglich Leopold Tennenbaum hieß und jüdischer Herkunft war, zog 1909 nach Wien, wo er bis zum Ersten Weltkrieg in verschiedenen beruflichen Feldern – unter anderem als Komponist und Leiter

---

<sup>451</sup> Gebhardt (1929): Hochstaplerinnen, S. 15.

<sup>452</sup> Erich von Liebermann: »Ein bisschen Hochstapelei.« In: *Scherl's Magazin* 7/4, 1931, S. 328-336, hier S. 328.

<sup>453</sup> Wulffen (1931): Die Sexualverbrecherin, S. 81-82.

des Orchesters des Wiener Konzertvereins – tätig war. Nach dem Krieg präsentierte er sich dann in einem ganz anderen Wirkungsbereich, nämlich als Hypnotiseur und telepathisch begabtes Medium, eine Rolle, in der er offenbar so überzeugend agierte, dass ihn das Wiener Landesgericht Anfang der 1920er Jahre als ersten gerichtlichen Sachverständigen für Telepathie verpflichtete. Dadurch motiviert gründete er 1921 mit Unterstützung eines vermögenden Wiener Verlegers das private ›Institut für Kriminaltelepathische Forschung‹, in dem neben Vorträgen auch publikumswirksame Auftritte mit dem Anspruch wissenschaftlicher Erkenntnis veranstaltet wurden. Über mehrere Wochen erschienen in der Wiener Presse Berichte über die Arbeit des Instituts, wodurch es zu einer Popularisierung des Themas ›Kriminaltelepathie‹ kam, was dann wiederum dazu führte, dass Thoma selbst Berichte über seine Arbeit für verschiedene Medien – beim *Scherl's Magazin* zählte er bald zum festen Autorenstamm – verfasste.<sup>454</sup>

Bei dem hier vorliegenden, mit zwölf Seiten vergleichsweise langen Artikel handelt es sich um eine Art Leitfaden, der es potenziellen Opfer erleichtern soll, Heiratsschwinder, deren vornehmliches Ziel es ist, »der »zukünftigen« Gattin ihre Ersparnisse herauszulocken,«<sup>455</sup> frühzeitig zu erkennen. Zu diesem Zweck werden, nach einer kurzen Einführung in das Thema, zahlreiche bekannte nationale und internationale Heiratsschwinder, ihre unterschiedlichen Betrugstechniken und »besondere[n] Schwindeltricks«,<sup>456</sup> detailliert und teilweise anekdotenhaft vorgestellt und gleichzeitig implizit ein Psychogramm der ihnen zum Opfer gefallen Frauen vorlegt. Um die Gefährlichkeit dieser »Hochstapler der Liebe«<sup>457</sup> und damit einhergehend die Dringlichkeit seines Anliegens unter Beweis zu stellen, legt Thoma zunächst die wichtigsten Zahlen und Fakten vor, bevor er diverse Fallbeispiele authentischer Heiratsschwinder auflistet:

Fünzig Prozent aller Frauenselbstmorde werden durch Heiratsschwindel verursacht. Das klingt sensationell, aber es ist nach den Angaben des Amtsgerichtsrats Dr. Ueberhorst in Übereinstimmung mit den Erfahrungen der Berliner Kriminalpolizei festgestellt worden. Bei der Berliner Kriminalpolizei besteht ein Sonderdezernat für Heiratsschwindel. Manche betrogene Braut fand in dem dort aufliegenden Album ihren »Bräutigam« wieder. Es ist kein kleines Büchlein, sondern ein Album mit 6000 Heiratsschwindlern.<sup>458</sup>

Für die Untersuchung entscheidend ist hier die charakteristische geschlechtsspezifische Gegenüberstellung vom männlichen Täter- und weiblichem Opfertypus: Im

---

<sup>454</sup> Vgl. Uwe Schellinger: »Kriminaltelepathie.« In: Gerhard Mayer et.al. (Hrsg.): *An den Grenzen der Erkenntnis: Handbuch der wissenschaftlichen Anomalistik*. Stuttgart 2015. S. 215-227, hier S. 218 und Uwe Schellinger: »Kriminaltelepathen und okkulte Detektive: Integrationsversuche paranormaler Fähigkeiten in die Polizeiarbeit.« In: Anna Lux/Sylvia Paletschek (Hrsg.): *Okkultismus im Gehäuse. Institutionalisierungen der Parapsychologie im 20. Jahrhundert im internationalen Vergleich*. Oldenburg 2016. S. 307-340.

<sup>455</sup> Leopold Thoma: »Freibeuter der Liebe.« In: *Scherl's Magazin* 7/5, 1931, S. 417-428, hier S. 419.

<sup>456</sup> Thoma (1931): *Freibeuter der Liebe*, S. 422.

<sup>457</sup> Thoma (1931): *Freibeuter der Liebe*, S. 426.

<sup>458</sup> Thoma (1931): *Freibeuter der Liebe*, S. 417.

Gegensatz zur Imago *Femme fatale*, bei der Schönheit einen wesentlichen Grundpfeiler ihrer bedrohlichen Verführungskraft darstellt, ist der Heiratsschwindler laut Thoma »selten schön« und »in der Regel äußerlich sehr unscheinbar.«<sup>459</sup> Dass er dennoch so viele Opfer findet, wird darauf zurückgeführt, dass »Frauen mehr durch das Ohr, die Männer eher durch das Auge verführt zu werden pflegen.«<sup>460</sup> Der Heiratsschwindler ist demnach prinzipiell unauffällig, beherrscht aber die Kunst der Maskerade und Verstellung in Perfektion und ist darüber hinaus so geschickt und intelligent, dass er es vermag, sich zwischen zahlreichen Identitäten zu bewegen, »ohne jemals aus der Rolle zu fallen und sie zu verwechseln!«<sup>461</sup> Thoma schreibt dem Heiratsschwindler außerdem eine außergewöhnliche »Virtuosität« und Raffinesse, eine »erstaunliche Redegewandtheit«<sup>462</sup> und die Fähigkeit, psychologisch zu kalkulieren, zu, also all jene Eigenschaften, die seine genuin männliche Rationalität unterstreichen sollen. Die weiblichen Opfer werden hingegen als »meist alternde Damen« beschrieben, die »vom Leben enttäuscht wurden, tief in ihrem Innern aber noch eine Sehnsucht nach Glück tragen.«<sup>463</sup> Gleichzeitig seien sie leicht zu beeindrucken, Luxus-liebend und liebeshungrig; beschämt, hasserfüllt und rachelüstern, sobald der Betrug aufgefliegen ist.

Am Ende des Artikels fasst Thoma diese »weibliche[n] Charakterschwächen, auf die der Heiratsschwindler immer rechnet«, in einer Tabelle nochmals pointiert zusammen: »Eitelkeit / Leichtgläubigkeit / Kritiklosigkeit / Abenteuerlust / Sensationslust / Sinnlichkeit.«<sup>464</sup> Der Heiratsschwindler wird also nicht deshalb als Liebesverbrecher klassifiziert, weil, wie bei seinem weiblichen Pendant, das Motiv seiner kriminellen Handlungen die Liebe ist, sondern weil er die Liebe seiner weiblichen Opfer, welche offensichtlich als Charakterschwäche eingestuft wird, ausnutzt. Dadurch wird impliziert, dass die Frau nicht nur bei der Verbrechensausübung von ihren Gefühlen bestimmt wird, sondern ihre »naturegebene« Emotionalität sie ebenso zu einem geeigneten Opfer von Verbrechen macht. Diese weibliche Charakterschwäche steht auch in der Großstadt-Studie »Der Heiratsschwindler« von Robert Heymann (*Das Kriminalmagazin*, Mai 1929) im Zentrum der Betrachtung:

Das kleine Mädchen, die heiratslustige Witwe haben keine Augen mehr, sie sind hypnotisiert von der Aussicht auf den Trauschein, sie sehen alles in bengalischer Beleuchtung, sie überhören, daß der Intellektuelle wie ein Kahn-schiffer redet. Man wird wärmer, man geht mit sehr erwartungsvollen Abschiedsgrüßen auseinander. Dann zahlt der Herr Vermittler den paar Strolchen, die er in einer Kneipe aufgelesen und mit geliehenen Gehröcken und Smokings ausstaffiert hat, ihren Sündenlohn aus und bucht den Reingewinn. [...] [U]nd das arme kleine Mädchen wird so lange geneppt, bis schließlich die rosa Wolkenbank verblaßt, bis es merkt, daß es einem Schwindler in die

<sup>459</sup> Thoma (1931): *Freibeuter der Liebe*, S. 417.

<sup>460</sup> Thoma (1931): *Freibeuter der Liebe*, S. 417-18.

<sup>461</sup> Thoma (1931): *Freibeuter der Liebe*, S. 419.

<sup>462</sup> Thoma (1931): *Freibeuter der Liebe*, S. 420.

<sup>463</sup> Thoma (1931): *Freibeuter der Liebe*, S. 418.

<sup>464</sup> Thoma (1931): *Freibeuter der Liebe*, S. 428.

Hände gefallen ist und enttäuscht, verbittert diesem letzten Traum der wahren Liebe ein paar Tränen nachweint, aber schweigt. Denn das Opfer schämt sich, schämt sich, weil es auf diesem ›nicht mehr ungewöhnlichen Wege‹ heiraten wollte, schämt sich, weil es die wahre Liebe gesucht hat und betrogen wurde.<sup>465</sup>

Den Heiratsschwindler, geradezu poetisch als »Fälscher der Liebe« bezeichnet, ordnet Heymann der »Kategorie der gemeinen Verbrecher«<sup>466</sup> zu und charakterisiert ihn genauso wie Thoma als intelligenten, redegewandten und anpassungsfähigen Verstellungskünstler, der »bei einiger Geschicklichkeit auch heute fast immer Erfolg hat, selbst in Kreisen, denen man im allgemeinen kritiklose Naivität nicht zutrauen würde.«<sup>467</sup> Genau diese Kunst der geschickten Maskerade wird in beiden Artikeln auch auf bildlicher Ebene vor Augen gestellt. So sind diese mit zahlreichen Fotografien der im Text genannten Heiratsschwindler unterlegt, die in ihrer jeweiligen äußerst eleganten, an das Dandytum<sup>468</sup> des Fin de Siècle anmutenden ›Arbeitskluft‹ als Doktor, Direktor oder Hauptmann abgebildet sind (Abb. 22).<sup>469</sup> Besonders auffällig ist, dass die Heiratsschwindler dadurch, anders als beispielsweise die Spionin, Hochstaplerin und personifizierte Femme fatale Mata Hari, die in dem Artikel über ihr Glück und Ende mittels der Illustrationen demaskiert wird, in der Position faszinierender Spieler und Grenzgänger verbleiben. Diese Faszination ist vor allem in den Berührungspunkten des Hochstaplers mit einer dandyhaften Lebensweise begründet: Dandyismus als performative Praxis erschöpft sich zwar nicht in einer betrügerischen ›Vortäuschung falscher Tatsachen‹, dennoch erscheinen finanzielle Bereicherung und gesellschaftlicher Aufstieg als willkommene Nebenprodukte eines primär auf Lustgewinn ausgerichteten Spiels mit alternierenden Identitäten und Realitäten. In der hier vorliegenden dandyesken Inszenierung der Heiratsschwindler, die Merkmale ästhetischer und trivialer Selbstdarstellung in sich vereint und die stets im Spektrum zwischen betrügerischem Blendwerk und der Täuschung als

---

<sup>465</sup> Robert Heymann: »Der Heiratsschwindler. Eine Großstadt-Studie.« In: *Das Kriminalmagazin* 1/2, 1929, S. 47-53, hier S. 49-50.

<sup>466</sup> Heymann (1929): Der Heiratsschwindler, S. 54.

<sup>467</sup> Heymann (1929): Der Heiratsschwindler, S. 53.

<sup>468</sup> Als historische Figur beherrsche der Dandy, der einen Männlichkeitsentwurf darstellt, der prinzipiell vom Stereotyp hegemonialer Männlichkeit abweicht, in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die elegante Männerwelt, die im Fin de Siècle eine Renaissance erlebte. Dabei war England die Nation des gelebten Dandytums – so gab bekanntlich der Engländer George Brummell (1778-1840) gleichsam das Modell für alle folgenden Dandys ab – und der ersten Dandy-Romane, während es vor allem französische Autoren wie Jules Barbey D’Aureville und Charles Baudelaire waren, die sich theoretisch mit dem Thema beschäftigt haben. In Deutschland war das Dandytum gesellschaftlich wie literarisch nur wenig vertreten, was insbesondere mit dem Fehlen einer großen höfischen Tradition sowie einer mit London oder Paris vergleichbaren Metropole zu tun hatte, die den Rahmen zur Herausbildung einer solchen Gestalt hätten bieten können. Vgl. Stauffer (2008): Weibliche Dandys, blickmächtige Femmes fragiles, S. 92.

<sup>469</sup> In der Großstadt-Studie von Heymann werden neben diesen Heiratsschwindlern in typischer Arbeitskleidung auch die weiblichen Opfer abgebildet – das Mädchen vom Lande, die Frau bei der Heiratsvermittlung, die wohlhabende ältere Dame und schließlich die Betrogene auf der Zeugenbank – und, was besonders aussagekräftig ist, »Das Ende vom Lied«: Zwei Fotografien, die den üblichen Ausgang des Heiratsschwindels illustrieren, den Mann im Gefängnis und die Frau, die sich mit Gift das Leben genommen hat.

Kunstform changiert, kommt eine Art ›Wiederverzauberung‹ des Alltäglichen und einer in weiten Teilen modernisierten und entzauberten Lebenswelt zum Ausdruck.<sup>470</sup> Aus dieser Verflechtung von verbrecherischem Betrug mit künstlerischer Schwellenerfahrung resultiert auch der unterschwellig-affirmative Grundtenor, der beiden Artikeln anhaftet: Im Sinne einer prinzipiellen geistigen Überlegenheit des Mannes läuft die Charakterisierung des Heiratsschwindlers auf die Konstruktion eines intellektuell starken, talentierten und privilegierten Verbrechertypus hinaus. Der männliche Verführer ist, obwohl er sich in den ihm zugeschriebenen Charakterzügen und Verhaltensweisen kaum von der Femme fatale unterschied, niemals in Gefahr, dämonisiert oder marginalisiert zu werden. Da dem Mann nämlich gemeinhin eine naturgegebene Rationalität zugeschrieben wird, hat er letztendlich immer die Kontrolle über seine Gefühle und Leidenschaften. Demgemäß verführt der Heiratsschwindler ausschließlich aus ökonomischen Gründen, die weibliche Liebesverbrecherin handelt hingegen stets aus der jeweiligen Emotion heraus. Der Imagination einer todbringenden, gefährlichen, da naturhaft irrationalen Weiblichkeit steht also auch in den Illustrierten Magazinen eine männliche Selbstimagination gegenüber, in der der rationale, produktive Mann zum Kulturträger wird.

## **4.5 »Eine weibliche Seele in einem männlichen Körper«**

### **4.5.1 Homosexualität im strafrechtlichen Diskurs**

Den eigenen Status als Kulturträger suchten männliche Wissenschaftler und Juristen um 1900 aber nicht nur durch die Dämonisierung von Weiblichkeit zu manifestieren, sondern auch über die Marginalisierung von Geschlechtsgenossen, die einen ›verweiblichten‹ Sexualcharakter aufwiesen und damit von der heteronormativen Geschlechterordnung abwichen. Bereits in den Vorverhandlungen zur Reichsgründung 1871 wurde die Absicht erkennbar, das preußische Strafrecht, das gleichgeschlechtliche sexuelle Handlungen zwischen Männern unter Strafe stellte, auf das gesamte Deutsche Reich auszudehnen, was einen symbolischen Akt der Unterwerfung mann-männlichen Begehrens unter die hegemoniale Männlichkeit und eine juristische Disziplinierungs- und Stigmatisierungspraxis bedeutete. Diese drohende Expansion einer reichsweiten Verfolgung stellte den konkreten Anlass für den Juristen und Altphilologen Karl Heinrich Ulrichs dar, eine im Natürlichkeitsdiskurs angesiedelte Theorie der Homosexualität<sup>471</sup> zu entwerfen, die er in einer Samm-

---

<sup>470</sup> Vgl. Anne Kristin Tietenberg: *Der Dandy als Grenzgänger der Moderne: Selbststilisierungen in Literatur und Popkultur*. München 2012. S. 348-351.

<sup>471</sup> Der Begriff ›Homosexualität‹ geht auf den Sexualtheoretiker Karl Maria Kertbeny zurück, der sich 1869 im Vorfeld der Schaffung eines einheitlichen deutschen Strafgesetzbuches in Denkschriften an den preußischen Justizminister wandte, um die drohende Aufnahme der Strafbarkeit von mann-männlicher Sexualität in den Katalog des deutschen Strafrechts zu verhindern. Im Zuge dessen sprach er – noch anonym – von den ›Homosexuellen‹ und verwies darauf, dass

lung von zwölf Traktaten unter dem Titel *Forschungen über das Räthsel der mann männlichen Liebe* (1864-1879) publizierte.<sup>472</sup> Der Kerngedanke dieser Theorie bestand von Anfang an in der These von einer weiblichen Seele in einem männlichen Körper<sup>473</sup> und der Existenz vom sogenannten »Urning«, <sup>474</sup> der als »zwitterähnliche besondere Menschenklasse, als ein eigenes Geschlecht, dem Geschlecht der Männer und dem der Weiber, als drittes Geschlecht koordiniert«<sup>475</sup> konzipiert war. Ulrichs Annahme einer »Angeborenheit« des dritten Geschlechts schloss die strafrechtlich präjudizierte individuelle Schuldfähigkeit aus, weshalb er einer der ersten war, der gegen die Verfolgung männlicher Homosexueller anschrieb und damit einen signifikanten Einfluss auf die spätere Homosexuellenbewegung ausübte. Im Gegensatz dazu waren die Werke Krafft-Ebings, insbesondere die *Psychopathia sexualis*, in der er gleichgeschlechtliche Sexualakte durch psychiatrische Begriffsschöpfungen als krankhafte Anomalien kennzeichnete und damit ein wissenschaftliches Instrumentarium schuf, auf das die Strafrichter bei der Verhandlung von »widernatürlicher Unzucht« zurückgreifen konnten,<sup>476</sup> für die Rechtsprechung und juristische Fachkreise auch der Weimarer Republik richtungswesend. Mischgeschlechtlichkeit wurde von Krafft-Ebing als Verfallssymptom der evolutiv entstandenen binären Geschlechterordnung gedeutet und der Homosexuelle damit als degeneriert und pervers aufgefasst. Sabine Mehlmann weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass Krafft-Ebing »die Figur des Urnings in eine pathologische Figur – den Conträrsexuellen – umgeschrieben«<sup>477</sup> hatte und damit seiner Kriminalisierung und Diffamierung Vorschub leistete.

---

gleichgeschlechtliche Neigungen angeboren seien und deshalb als legitime Erscheinungen bewertet werden müssten. Im sexualwissenschaftlichen Diskurs des ausgehenden 19. Jahrhunderts wurde der Begriff »Homosexualität« dann zunächst als Fremdzuschreibung entworfen, bis sie sich allmählich auch als Terminologie zur Selbstbeschreibung entwickelte. Vgl. Martin Lücke: *Männlichkeit in Unordnung. Homosexualität und männliche Prostitution in Kaiserreich und Weimarer Republik*. Frankfurt am Main 2008. S. 44.

<sup>472</sup> Vgl. Rainer Herrn: »Magnus Hirschfelds Geschlechterkosmos: Die Zwischenstufentheorie im Kontext hegemonialer Männlichkeit.« In: Ulrike Brunotte/Rainer Herrn (Hrsg.): *Männlichkeit und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900*. Bielefeld 2008. S. 173-196, hier S. 175.

<sup>473</sup> Vgl. Karl Heinrich Ulrichs: *Forschungen über das Räthsel der mann männlichen Liebe*. Leipzig 1864. S. 1: »Die Natur ist es, die einer zahlreichen Masse von Menschen neben männlichem Körperbau weibliche Geschlechtsliebe giebt, d.i. geschlechtliche Gesinnung zu Männern, geschlechtlichen Horror vor Weibern.«

<sup>474</sup> Der Begriff »Urning« ist angelehnt an den Himmelsgott Uranos, der in der griechischen Mythologie den Vater der ohne Mutter geborenen Venus Urania, die Göttin der reinen Liebe, verkörperte. Vgl. Christian Schäfer: »Widernatürliche Unzucht« (§§ 175, 175a, 175b, 182 a.F. StGB). *Reformdiskussion und Gesetzgebung seit 1945*. Berlin 2006. S. 11.

<sup>475</sup> Zitiert nach Sabine Mehlmann: »Sexualität und Geschlechtlichkeit. Vom Geschlechtscharakter zur Geschlechtsidentität.« In: Ursula Ferdinand et.al. (Hrsg.): *Verqueere Wissenschaft? Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Sexualreformbewegung in Geschichte und Gegenwart*. Münster 2005. S. 35-50, hier S 40.

<sup>476</sup> Lücke (2008): *Männlichkeit in Unordnung*, S. 68. Die Konzeption der dritten Geschlechtsnatur basiert einerseits auf einer Entkopplung des mimetischen Ableitungsverhältnisses zwischen Körpergeschlecht und seelischem Geschlecht, andererseits verbleibt Ulrichs im heterosexuellen Paradigma des geschlechtlichen Begehrens, indem er sexuelle Attraktion als Anziehung zwischen Männlichem und Weiblichem codiert. Ebd. S. 41.

<sup>477</sup> Sabine Mehlmann: *Unzuverlässige Körper. Zur Diskursgeschichte des Konzepts Geschlechtlicher Identität*. Sulzbach 2006. S. 150.

Im Reichsstrafgesetzbuch von 1871 wurden schließlich tatsächlich mit dem § 175 von Männern begangene homosexuelle Handlungen, obwohl sie zuvor in einigen Ländern straffrei waren, landesweit unter Strafe gestellt und mit dem juristischen Terminus ›widernatürliche Unzucht‹ bezeichnet: »§ 175. Die widernatürliche Unzucht, welche zwischen Personen männlichen Geschlechts oder von Menschen mit Thieren begangen wird, ist mit Gefängnis zu bestrafen; auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden.«<sup>478</sup> Im maßgeblichen Strafrechtskommentar zum § 175 von 1873 wurde die Strafbarkeit von mann-männlicher Sexualität damit begründet, dass »das Rechtsbewußtsein im Volke [...] diese Handlungen nicht bloß als Laster, sondern als Verbrechen«<sup>479</sup> begreife. Das Reichsgericht präziserte 1880, dass es bei dem § 175 darum ginge, »die Unzucht und ihrer sittlichen Verwerflichkeit willen und im Interesse der öffentlichen Moralität als Gegenstand auch des staatlichen Strafrechtsgebietes«<sup>480</sup> festzuschreiben. Gleich auf doppelte Weise, so Martin Lücke, gab die Titulierung der mann-männlichen Sexualität als ›widernatürliche Unzucht‹ zu erkennen, dass bei ihrem Vollzug gegen eine etablierte Ordnung verstoßen wurde: Gegen die Ordnung der Natur und gegen die Ordnung der Geschlechter. Das Rechtsgut, das den § 175 schützte, war dementsprechend eine als ›natürlich‹ aufgefasste Sittlichkeit, und legitime sexuelle Ausdrucksform dieser Sittlichkeit war der dem Zwecke der Fortpflanzung gewidmete Geschlechtsverkehr zwischen Mann und Frau.<sup>481</sup> Homosexualität wurde in diesem Sinne fortan nicht nur strafrechtlich verfolgt, sondern war auch gesellschaftlich geächtet und wurde als abnorm bzw. krankhaft eingestuft.

Doch gleich nach Inkrafttreten des neuen Gesetzes entfachte sich eine kontroverse Debatte um den § 175 und damit einhergehend um die Frage nach der Strafbarkeit von Homosexualität, die unter juristischen, medizinischen, psychologischen und gesellschaftspolitischen Aspekten diskutiert wurde. Dabei versuchten die Befürworter der Aufhebung des § 175 – in erster Linie die verschiedenen Homosexuellen-Verbände, Teile der SPD, der Liberalen und der KPD – mithilfe sachlicher Aufklärung, verschiedener Petitionen und alternativer Strafgesetzentwürfe die gesellschaftliche Ächtung der einfachen Homosexuellen, d.h. des einvernehmlichen Verkehrs zwischen Erwachsenen, entgegenzuwirken. Dem standen insbesondere christlich-kon-

---

<sup>478</sup> Vgl. Fuchs (2010): Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich vom 15. Mai 1871, S. 818. Bemerkenswert ist, dass weibliche Homosexualität ausdrücklich strafrechtlich nicht verfolgt wurde und auch im sexualwissenschaftlichen und kriminologischen Diskurs der Jahrhundertwende lediglich ein Randthema blieb. Zurückzuführen ist dies vor allem auf die Annahme einer passiven Sexualität der Frau und das Nichtvorhandensein eines zur Penetration fähigen Geschlechtsorgans. Vgl. dazu Ursula Sillge: *Un-Sichtbare Frauen: Lesben und ihre Emanzipation in der DDR*. Berlin 1991. S. 74: »Die weibliche Homosexualität fiel aus dem Strafrecht heraus. Nicht etwa, weil sie akzeptiert worden wäre, sondern weil es sie scheinbar gar nicht gab.«

<sup>479</sup> Friedrich Schwarze: *Kommentar zum Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich*. Leipzig 1873. S. 468.

<sup>480</sup> Rechtsprechung des Reichstags vom 20.09.1880 zitiert nach Kai Sommer: *Die Strafbarkeit der Homosexualität von der Kaiserzeit bis zum Nationalsozialismus. Eine Analyse der Straftatbestände im Strafgesetzbuch und in den Reformentwürfen (1871-1945)*. Frankfurt am Main 1998. S. 219.

<sup>481</sup> Lücke (2008): Männlichkeit in Unordnung, S. 120-123.

servative Parteien, die sich für die Beibehaltung der Strafbarkeit bzw. deren Verschärfung<sup>482</sup> einsetzten, und die Nationalsozialisten ablehnend gegenüber, die Homophobie mit antisemitischen und misogynen Stereotypen<sup>483</sup> verknüpfen.<sup>484</sup> Durchaus symptomatisch wurde hier der Kampf gegen die Homosexualität mit erfolgreicher Triebbeherrschung gleichgesetzt, die wiederum einzig eine wehrhafte männliche Identität, politische Handlungsfähigkeit und staatliches Überleben sichern sollte.<sup>485</sup> Im Diskurs über sexuelle Laster wurde stets auch das Machtverhältnis zwischen den Geschlechtern verhandelt und das Reden über die männliche Homosexualität dementsprechend von einer anhaltenden Krisenrhetorik begleitet. Das Ansteigen von Homophobie stand also, wie George L. Mosse betont, in einem direkten Zusammenhang mit einer wachsenden Beunruhigung über die mögliche Auflösung einer klar definierten männlichen Identität, die erodierenden Grenzen zwischen den Geschlechtern, der Effeminierung der Politik und dem drohenden Verlust männlicher Privilegien.<sup>486</sup> Um dieser Sichtweise entgegenzuwirken und um die Krankhaftigkeit der Homosexualität zu widerlegen, gründeten Magnus Hirschfeld, Eduard Spohr, Franz-Josef von Bülow und Eduard Oberberg 1897 das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee in Berlin, dessen Programmatik darin bestand,

auf Grund sichergestellter Forschungsergebnisse und der Selbsterfahrung vieler Tausender endlich Klarheit darüber zu schaffen, daß es sich bei der Liebe zu Personen des eigenen Geschlechts, der so genannten Homosexualität, um kein Laster, kein Verbrechen, sondern um eine von Natur tief in einer Anzahl von Menschen wurzelnde Gefühlsrichtung handelt.<sup>487</sup>

<sup>482</sup> Dies zeigt sich an einem Entwurf zur Novellierung des § 175, der dem Reichstag 1909 vorgelegt wurde. Gefordert wurde hier nicht nur die Beibehaltung, sondern die Verschärfung der Strafbestimmungen, wobei es in der Begründung hieß, dass man die in den letzten Jahren laut gewordenen Stimmen für eine Streichung des Paragraphen energisch bekämpfen müsse: »Die Tatbestände des § 175 entsprechen nicht nur auch jetzt noch der gesunden Volksanschauung, sondern sie dienen auch vor allem dem Interesse der Allgemeinheit, dem unmittelbaren Staatsinteresse. Die widernatürliche Unzucht zwischen Männern ist eine Gefahr für den Staat, da sie geeignet ist, die Männer in ihrem Charakter und in ihrer Existenz auf das schwerste zu schädigen, das gesunde Familienleben zu zerrütten und die männliche Jugend zu verderben.« Zitiert nach Susanne zur Nieden: »Homophobie und Staatsräson.« In: Dies. (Hrsg.): *Homosexualität und Staatsräson: Männlichkeit, Homophobie und Politik in Deutschland 1900-1945*. Frankfurt am Main 2005. S. 17-51, hier S. 28. Die Verschärfung des Gesetzes kam im Kaiserreich zwar nicht zur Abstimmung, ist für die Politisierung der Debatte jedoch überaus kennzeichnend.

<sup>483</sup> So polemisierte der *Völkische Beobachter* 1930 zur Liberalisierung des Paragraphen: »Aber glauben Sie ja nicht, daß wir Deutsche solche Gesetze auch nur einen Tag gelten lassen, wenn wir zur Macht gelangt sein werden. [...] Alle boshafte Triebe der Judenseele, den göttlichen Schöpfungsgedanken durch körperliche Beziehungen zu Tieren, Geschwistern und Gleichgeschlechtlichen zu durchkreuzen, werden wir in Kürze als das gesetzlich kennzeichnen, was sie sind, als ganz gemeine Abirrungen von Syrern, als allerschwerste mit Strang oder Ausweisung zu ahnende Verbrechen.« Vgl. O.A.: »Die Koalition zum Schutz der Päderastie. Von Kahl bis Hirschfeld, Landberg und Rosenfeld.« In: *Völkischer Beobachter*, 02.08.1930.

<sup>484</sup> Thorsten Eitz: »Der Kampf um den § 175.« In: Thorsten Eitz/Isabelle Engelhardt (Hrsg.): *Diskursgeschichte der Weimarer Republik*. Band 2, mit einem Vorwort von Georg Stötzel. Hildesheim 2015. S. 221-260, hier S. 221-222.

<sup>485</sup> Vgl. Nieden (2005): Homophobie und Staatsräson, S. 31.

<sup>486</sup> Vgl. George L. Mosse: *Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit*. Frankfurt 1997.

<sup>487</sup> Magnus Hirschfeld: *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes*. Berlin 1914. S. 973.

Im Dezember 1887 übergab das WhK dem Reichstag eine von »rund 5000 der angesehensten Staatsmänner, Gelehrten, Juristen, Mediziner und Künstler« unterschriebene Petition, in der gefordert wurde, sexuelle Handlungen (homosexuelle wie heterosexuelle) nur dann unter Strafe zu stellen, »wenn sie unter Anwendung von Gewalt, oder an Personen unter 16 Jahren, oder in einer »öffentliches Ärgernis« erregenden Weise vollzogen werden.«<sup>488</sup> Sowohl im Reichstag als auch in der Öffentlichkeit wurde die Petition rege diskutiert und, nicht zuletzt wegen einer ganzen Reihe von Skandalen – insbesondere der Eulenburg-Affäre<sup>489</sup> – zum Politikum. Trotz dieser Kontroverse veränderte sich die Situation der Homosexuellen durch die Aufklärungsarbeit des WhK und anderer Organisationen langfristig: Sie hatten jetzt eine organisierte Interessensvertretung, die erstmals eine breite Öffentlichkeit erreichte.<sup>490</sup>

Magnus Hirschfeld, der selbst offen homosexuell lebte, avancierte in den Folgejahren zu dem bekanntesten, umstrittensten aber auch einflussreichsten Sexualwissenschaftler der Weimarer Republik und zum Pionier der modernen Homosexuellenbewegung. Theoretisch setzte Hirschfeld ganz auf die Naturwissenschaften, namentlich auf konstitutionsbiologische und endokrinologische Forschungen, um das »Angeborensein« der Homosexualität – Ulrichs Konzept des dritten Geschlechts aufgreifend und sich strikt von Krafft-Ebings Pathologisierung abgrenzend – zu beweisen und damit eine individuelle Schuld und Verantwortlichkeit für das vermeintlich widernatürliche Verhalten auszuschließen.<sup>491</sup> Grundlage seiner Theorie war die Lehre von den sexuellen Zwischenstufen, unter denen er »männlich geartete Frauen und weiblich geartete Männer«<sup>492</sup> verstand und in diesem Sinne eine große Variabilität geschlechtlicher Merkmalsmanifestationen voraussetzte: »Alle Menschen sind intersexuelle Varianten«,<sup>493</sup> schrieb er 1922 und wies damit im Grunde

---

<sup>488</sup> In nahezu unveränderter Form reichte das WhK die Petition in den Jahren 1900, 1904, 1907, 1922 und 1926 erneut ein.

<sup>489</sup> Die »Harden-Eulenburg-Affäre« oder einfach nur »Eulenburg-Affäre« gilt als einer der größten durch einen Journalisten ausgelösten Skandale des Kaiserreichs, hinter dem sich die Kontroverse um eine Reihe von Kriegsgerichts- und fünf regulären Verfahren (1907-1909), aufgrund von vermeintlich homosexuellem Verhalten und der gegen diese Vorwürfe geführten Verleumdungsklagen, von denen prominente Mitglieder des Kabinetts von Kaiser Wilhelm II betroffen waren, verbirgt. Obwohl der Skandal vor allem auf einen Streit zwischen Phillip Fürst zu Eulenburg-Hertefeld und dem Journalisten Maximilian Harden zurückzuführen war, reichte die Virulenz der Anschuldigungen und Gegenanschuldigungen für eine schnelle mediale Verbreitung der Geschichte aus, was in einer heftigen, tendenziell homophoben Debatte auch in der Öffentlichkeit resultierte. Initiiert wurde der Skandal durch eine Artikelreihe in der Zeitschrift *Die Zukunft*, in der Harden Eulenburg, Kuno von Moltke und anderen hohen Adeligen implizit homosexuelle Neigungen unterstellte. Interessant an diesem Medienskandal ist neben der Rolle der Presse auch die seinerzeit geäußerte Spekulation, dass Bismarck für die Affäre verantwortlich war, weil er den Einfluss Eulenburgs schwächen wollte. Vgl. Steffen Burkhardt: *Medienskandale. Zur moralischen Sprengkraft öffentlicher Diskurse*. Köln 2006. S. 99. Und zur Eulenburg-Affäre im Allgemeinen: Norman Domeier: *Der Eulenburg-Skandal. Eine politische Kulturgeschichte des Kaiserreichs*. Frankfurt am Main 2010.

<sup>490</sup> Vgl. Eitz (2015): Der Kampf um den § 175, S. 226-227.

<sup>491</sup> Vgl. Sigusch (2008): Geschichte der Sexualwissenschaft, S.64.

<sup>492</sup> Magnus Hirschfeld: »Die Zwischenstufen-Theorie.« In: *Die Sexualprobleme* 6, 1910, S. 116-136, hier S. 116.

<sup>493</sup> Magnus Hirschfeld: *Von einst bis jetzt*. Berlin 1986. S. 49.

bereits auf aktuelle Diskussionen im Rahmen der Gender- und Queer-Studies voraus. Die Revolution von 1918 veränderte zwar weder die strafrechtliche Verfolgung noch die gesellschaftliche Ächtung von Homosexuellen, die Weimarer Verfassung garantierte ihnen jedoch die Koalitions- und Versammlungsfreiheit und die Freiheit der Meinungsäußerung und der Presse. In der Folgezeit führte diese erste Liberalisierung »zu einer sprunghaften Vermehrung der homosexuellen Emanzipationsgruppen und deren Initiativen«, eine Vielzahl neuer Zeitschriften<sup>494</sup> kam auf den Markt und Berlin wurde zur »glitzernden Metropole der homosexuellen Kultur der Zwanziger Jahre.«<sup>495</sup> Im Jahre 1919 aktualisierte der umstrittene Stummfilm *Anders als die Andern*, der als erster Film überhaupt Homosexualität offen thematisierte und bei dem Hirschfeld als sexualwissenschaftlicher Berater tätig war, den Diskurs über Homosexualität und im Zuge dessen auch die Debatte um ihre Strafbarkeit. Im gleichen Jahr gründete Hirschfeld zudem in Berlin das »Institut für Sexualwissenschaft«,<sup>496</sup> das als einziges seiner Art unter anderem durch eine Reihe von wissenschaftlichen Publikationen und internationale Tagungen auch außerhalb Deutschlands Geltung erlangte. Das Institut machte sich, in Anlehnung an die Bestrebungen des WhK, zur Aufgabe, die Homosexualität durch die Einordnung in ein umfassendes sexualwissenschaftliches Konzept aus dem bis dahin vorherrschenden Zusammenhang von Krankheit und Verbrechen herauszulösen.<sup>497</sup>

Auf politischer Ebene zeigten sich erste Fortschritte, als die KPD 1924 einen Antrag zum Entwurf einer Abänderung des Gesetzes vorlegte, in dem sie vorschlug, das Gesetz insofern zu reformieren, dass 1. § 175 außer Kraft gesetzt wird, 2. Alle bisher aufgrund dieses Paragraphen Verurteilten amnestiert werden und 3. Alle Verfahren, die auf Grund des § 175 schweben, eingestellt werden. Hirschfeld bewertete diesen Antrag, obwohl er im Reichstag nie verhandelt wurde, dennoch als Erfolg, da sich hier zum ersten Mal eine Partei offiziell für die Außerkraftsetzung des Paragraphen einsetzte. Überschattet wurden diese kriminalpolitischen Bestrebungen jedoch von dem aufsehenerregenden Prozess gegen den homosexuellen Massenmörder Haarmann, der im selben Jahr wegen Mordes an 24 jungen Männern zum Tode verurteilt wurde. Während z.B. auch die SPD für die Abschaffung des § 175 eintrat,

---

<sup>494</sup> In der Weimarer Republik gab es etwa 30 Zeitschriften für Homosexuelle, die zum Teil eine Auflage von 150.000 Exemplaren erreichten. Als Beispiel seien hier genannt *Die Freundin*, *Frauenliebe*, *Garconne*, *Die Freundschaft*, *Blätter für Menschenrecht*, *Der Freund* und *Das Dritte Geschlecht*.

<sup>495</sup> James Steakley: *Anders als die Andern. Ein Film und seine Geschichte*. Hamburg 2007. S. 33.

<sup>496</sup> Das *Kriminalmagazin* veröffentlichte 1929 anlässlich des zehnjährigen Jubiläums des »Instituts für Sexualwissenschaften« einen reich illustrierten Artikel, in dem unter anderem seine Relevanz für die Kriminalwissenschaft hervorgehoben wird: »Die Erforschung der sogenannten sexuellen Perversionen, die psychische und physische Erklärung für diese Erscheinungen, die Darlegung der Entwicklungsgeschichte und vieles andere gehört zum Aufgabenkreis dieses interessanten Instituts. Das Jubiläum dieses Instituts hat auch für den kriminalistisch Interessierten eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Nirgends sonst grenzen Kriminalistik, Medizin, soziale Hilfe, Propagierung einer gerechteren Gesetzgebung so eng aneinander wie gerade in diesem Institut. Die Ursache so vieler Verbrechen wird hier durch wissenschaftliche Forschung aufgedeckt. So manche Erscheinung, die in der Öffentlichkeit nur als Verbrechen angesehen wird, wird in ein anderes Licht gerückt.« O.A.: »Zehn Jahre Magnus Hirschfeld-Stiftung.« In: *Das Kriminalmagazin* 1/5, 1929, S. 50-55, hier S. 50.

<sup>497</sup> Vgl. Eitz (2015): Der Kampf um den § 175, S. 230-236.

passte sie sich unter dem Eindruck des Haarmann-Prozesses sogar teilweise der homophoben Stimmung an.<sup>498</sup> Erst am 16. Oktober 1929 empfahl der Strafrechts-Ausschuss des Reichstages schließlich mit knapper Mehrheit die Straffreiheit der »einfachen« Homosexualität unter Erwachsenen und somit die Streichung des § 175, ein Ereignis, das sich Hirschfeld zum Anlass nahm, einen Artikel für das *Kriminalmagazin* zu verfassen, um darin den bisherigen »Kampf um den § 175«, so auch der Titel des Artikels, zu rekonstruieren und zu kommentieren.

#### 4.5.2 Der Kampf um den § 175

Hirschfeld stellt gleich zu Beginn des Artikels die Brisanz des behandelten Themas heraus, und weist den Leser auf seine Vorreiterstellung im Kampf um die Entkriminalisierung der Homosexualität hin, an dem er, trotz aller Widrigkeiten, seit über dreißig Jahren mit seiner Forschung und Aufklärungsarbeit wesentlich mitwirkt:

Ich gestehe offen, daß ich in meinem jugendlichen Ungestüm die Tragweite meines Vorgehens nicht völlig übersah (sonst hätte ich vielleicht doch etwas mehr »Furcht vor der eigenen Courage« gehabt), nur über zwei Dinge war ich mir ganz klar: einmal, daß mein öffentliches Auftreten in einer so verfeimten Frage einen Sturm der Entrüstung hervorrufen würde [...], zweitens aber, daß ich diesem Sturm bestimmt standhalten würde in der unerschütterlichen Überzeugung von der Lauterkeit und unbedingten Gerechtigkeit unserer Forderung.<sup>499</sup>

Tatsächlich setzte sich auch noch in der Weimarer Republik der Großteil seiner sexualwissenschaftlichen Kollegen für die teilweise Beibehaltung des § 175 ein, wie beispielsweise Wulffen, der auch noch 1928 in der 11. Auflage des *Sexualverbrechers* konstatiert, dass, obwohl es »zahlreiche Fälle angeborener Homosexualität« gäbe, der Homosexuelle »zum mindesten ein sexuell Abnormer, nach der Meinung bedeutender Autoren sogar ein Kranker, ein Entarteter [bleibt]. Seine Abnormität muss vom Gesetzgeber genau so behandelt werden wie jene Epilepsie oder Hysterie.«<sup>500</sup> Um seine Position, die sich von der Wulffens grundsätzlich unterscheidet, zu verdeutlichen und um gleichzeitig seine Fachkundigkeit unter Beweis zu stellen, verweist Hirschfeld im ersten Teil des Artikels zunächst auf die Petition an den Deutschen Reichstag aus dem Jahre 1897, die »nichts Geringeres als die Beseitigung des auf falschen Voraussetzungen beruhenden §175 forderte oder, genauer ausgedrückt, die völlige Gleichstellung homosexuell und heterosexuell empfindender Menschen vor dem Gesetz verlangte.«<sup>501</sup>

---

<sup>498</sup> Vgl. Eitz (2015): Der Kampf um den § 175, S. 243.

<sup>499</sup> Magnus Hirschfeld: »Der Kampf um den § 175.« In: *Das Kriminalmagazin* 1/9, 1929, 57-62, hier S. 57.

<sup>500</sup> Wulffen (1910): Der Sexualverbrecher, S. 612-613.

<sup>501</sup> Hirschfeld (1929): Der Kampf, S. 57.

Im Folgenden wird die ursprüngliche Fassung der Petition im Wortlaut wiedergegeben, um ins Gedächtnis zu rufen, welche Ziele Hirschfeld schon damals, also in einer Zeit, in der Homosexualität noch als »verpönte[] und völlig verkannte[] Angelegenheit« angesehen wurde, »die keine Menschenseele auch nur ganz schüchtern zu erwähnen wagte,«<sup>502</sup> verfolgte. In der Petition werden acht Gründe für die Aufhebung der Strafbarkeit von Homosexualität angeführt: (1) ein Gutachten der Sanitätsbehörde aus dem Jahre 1869, das besagte, dass sich homosexuelle Neigungen nicht von heterosexuellen unterscheiden und deshalb nicht strafbar sein dürften; (2) die Tatsache, dass in Ländern, in denen Homosexualität nicht unter Strafe steht, »keine entsittlichenden oder sonst ungünstigen Folgen«<sup>503</sup> festzustellen sind; (3) die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung der letzten zwanzig Jahre; (4) das »Angeborenssein« der homosexuellen Neigung; (5) die Tatsache, dass sich auch homosexuelle Praktiken nicht wesentlich von heterosexuellen unterscheiden; (6) die Verbreitung der Homosexualität auch in höheren und insbesondere intellektuellen Schichten; (7) die ausschließlich negativen Folgen der strafrechtlichen Verfolgung wie beispielsweise (8) die Begünstigung des Erpressertums und der »höchst verwerflichen männlichen Prostitution.«<sup>504</sup> Als besonders interessant an dieser Auflistung von Gründen für die Entkriminalisierung von Homosexualität ist der letzte Gesichtspunkt zu nennen, nämlich die offensichtliche Abgrenzung der »einfachen« Homosexualität von der männlichen Prostitution. Die männliche Prostitution, also die käufliche Sexualität von Männern für Männer galt in der Weimarer Republik als besondere Bedrohung für die Ordnung der Geschlechter und die Sittlichkeit der Gesellschaft und geriet zum Sinnbild für die Gefahren devianter Sexualität schlechthin.<sup>505</sup> Diese Auffassung und die Differenzierung Iwan Blochs in »echte Homosexualität« und »Pseudohomosexualität« aufgreifend, ging auch Hirschfeld davon aus, dass sich von einer bloßen gleichgeschlechtlichen Betätigung nicht auf eine gleichgeschlechtliche Neigung schließen lasse, dass also »im sexuellen Akte keine absolute Beweiskraft für die Richtung des sexuellen Triebes liegt«<sup>506</sup> und verwies in diesem Zusammenhang insbesondere auf die vermeintlich ausschließlich aus Eigennutz handelnden männlichen Prostituierten, die dadurch zum Prototyp des »Pseudohomosexuellen« wurden.

An dieser Differenzierungsstrategie Hirschfelds lässt sich ablesen, was mit Männlichkeitsentwürfen passiert, wenn sich marginalisierte Männer zum Ziel setzen, ihre Marginalisierung zu überwinden. Wie Strategien dieser Art wirken, kann anhand von Pierre Bourdieus Theorie zu den »Fragen zur Schwulen- und Lesbenbewegung« aufgezeigt werden. Der Soziologe Bourdieu beschäftigt sich in seinem Textfragment zunächst grundsätzlich mit der Frage, warum Homosexuelle überhaupt Opfer von Unterdrückung werden und führt in diesem Zusammenhang aus, dass das

---

<sup>502</sup> Hirschfeld (1929): *Der Kampf*, S. 57.

<sup>503</sup> Hirschfeld (1929): *Der Kampf*, S. 58.

<sup>504</sup> Hirschfeld (1929): *Der Kampf*, S. 59.

<sup>505</sup> Lücke (2008): *Männlichkeit in Unordnung*, S. 11.

<sup>506</sup> Hirschfeld (1914): *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes*, S. 192.

Stigma, das die Gesellschaft den Homosexuellen zuweist, eines ist, das z.B. im Gegensatz zur Hautfarbe von den Betroffenen verborgen gehalten und damit unsichtbar bleiben kann. Diskriminierung von Homosexualität versteht er demnach als eine ›Unterdrückung durch Unsichtbarmachen‹, die sich in der »Verweigerung der öffentlichen, legitimen d.h. anerkannten Existenz«<sup>507</sup> äußert. Gerade dann, so Bourdieu weiter, wenn die Homosexuellenbewegung Sichtbarkeit fordert, wie es z.B. Magnus Hirschfeld tut, wird sie von Wissenschaft und Gesellschaft zur Diskretion gemahnt.<sup>508</sup> Hirschfeld grenzt die Homosexualität daher, also gleichsam um diese Sichtbarkeit dennoch einzufordern, scharf von den als deviant aufgefassten ›Auswüchsen‹ homosexueller Lebensstile, in diesem Fall der männlichen Prostitution, ab und deutet damit die hegemoniale Strategie einer ›Unterdrückung durch Unsichtbarmachen‹ um: Die Nicht-Sichtbarmachung von devianter Homosexualität (d.h. der männlichen Prostitution) soll zur Nicht-Unterdrückung von ›einfacher‹ Homosexualität beitragen.<sup>509</sup> Dieses dem hirschfeldschen Körperentwurf innewohnende subversive Element, das im Sinne Bourdieus als ein Versuch gelesen werden kann, durch symbolische Destruktion- und Rekonstruktionsarbeit neue Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien für das Sexuelle und die Geschlechtlichkeit zu entwerfen, ist die Grundlage der Argumentationsstrategie.<sup>510</sup>

Im Gegensatz dazu wird dem Leser der sechste Gesichtspunkt der Petition, nämlich das Argument, dass Homosexualität auch in höheren und insbesondere intellektuellen Schichten weit verbreitet ist, auf visueller Ebene vor Augen gestellt. So sind in dem Artikel, neben einer Büste von Hirschfeld auf der ersten Seite, die seine Vorkämpferstellung und Fachkundigkeit bekräftigen soll,<sup>511</sup> acht Portraits von bekannten, offen oder unterstellt homosexuellen Persönlichkeiten sowohl aus Kunst und Kultur (Oscar Wilde, Herman Joachim Bang, August von Platen) als auch aus Militär und Politik (Ludwig II, Alfred Redl) abgebildet, die die verschiedenen Erscheinungsformen der Homosexualität, im breiten Spektrum zwischen femininer und betont maskuliner Physiognomie,<sup>512</sup> veranschaulichen sollen. Zusätzlich zur fotografiespezifischen Funktion des Anschaulichmachens und Dokumentierens haben die Porträts

<sup>507</sup> Pierre Bourdieu: *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt am Main 2005. S. 201 f.

<sup>508</sup> Vgl. Martin Lücke: »Komplizen und Klienten. Die Männlichkeitsrhetorik der Homosexuellenbewegung in der Weimarer Republik als hegemoniale Herrschaftspraktik.« In: Ulrike Brunotte/Rainer Herr (Hrsg.): *Männlichkeiten und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900*. Bielefeld 2008. S. 97-110, hier S. 107.

<sup>509</sup> Vgl. Lücke (2008): *Komplizen und Klienten*, S. 107-108.

<sup>510</sup> Vgl. Lücke (2008): *Komplizen und Klienten*, S. 108.

<sup>511</sup> Vgl. dazu die erste Abbildung des Artikels, auf der eine Büste von Hirschfeld zu sehen ist, die mit dem Text »Sanitätsrat Dr. Magnus Hirschfeld, ein Vorkämpfer für die Abschaffung des § 175« unterlegt ist. Hirschfeld (1929): *Der Kampf*, S. 57.

<sup>512</sup> Vgl. die Bildunterschrift der Porträts von Platen und Redl: »Der durchaus männliche Typ Platens läßt eine anormale Veranlagung nicht ahnen«; »Der österreichische Oberst Redl, bekannt durch den großen Spionageskandal, würde kaum ohne weiteres für einen Urning gehalten werden.« An diesen Beschreibungen lässt sich außerdem die biologistische Argumentationsstruktur Hirschfelds, also die Unterscheidung von normaler und anormaler Veranlagung, ablesen und seine Affinität zu den Studien Ulrichs, da er hier den Begriff ›Urning‹ verwendet, obwohl er normalerweise von Homosexuellen spricht. Vgl. Hirschfeld (1929): *Der Kampf*, S.59.

jedoch auch eine ›emotionalisierende‹ Funktion: Angeordnet wie in einem gutbürgerlichen Familienalbum, erwecken sie beim Leser den Eindruck einer besonderen Nähe zu den abgebildeten Personen, wodurch diese wiederum in deren Alltagswelt hineingeholt und des Stigmas der Abartigkeit entledigt werden (Abb. 23). In dem Artikel kommt zudem zum Vorschein, dass Hirschfeld, gemäß seines Leitsatzes »Per scientiam ad justitiam (= durch Wissenschaft zur Gerechtigkeit)«<sup>513</sup> viel Wert auf die wissenschaftliche Fundierung seiner Thesen legt, weshalb er im zweiten Text-Teil auf verschiedene Forschungsarbeiten wie die seit 1899 publizierten *Jahrbücher für sexuelle Zwischenstufen* – der Ausdruck ›Zwischenstufen‹ weist auf die Affinität zu Ulrichs Werken hin –, sein Hauptwerk *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes* (1914) und unzählige populärwissenschaftliche »Volksschriften, Denkschriften und Flugschriften«<sup>514</sup> verweist, die sich seit der Jahrhundertwende mit dem Thema Homosexualität befasst haben. Um darüber hinaus die Bedeutung seiner Forschung für den gesamten sexualwissenschaftlichen Diskurs auch für den wissenschaftlich nicht versierten Leser zu betonen, recurriert er auf eine anekdotische Begebenheit im Zusammenhang mit der Herausgabe der *Jahrbücher für sexuelle Zwischenstufen*:

›Über so etwas kann man Jahrbücher schreiben?‹ sprach mich ein ärztlicher Kollege (Rezensent an einer medizinischen Wochenschrift) äußerst erstaunt an, ›Artikel könnte ich zur Not verstehen, aber – Jahrbücher ...‹ Als ich ihm den 24. Band übersandte, erinnerte ich ihn an dieses Gespräch, worauf er mir erwiderte, daß er von diesem ungeheuren, historischen, biologischen, und soziologischen Material über die Homosexuellen und andere intersexuelle Varianten allerdings keine Ahnung gehabt hätte.<sup>515</sup>

Um die wissenschaftliche Relevanz dieser Forschungsarbeiten zusätzlich zu untermauern, listet er im Anschluss eine Reihe einschlägiger Autoren auf, die unter anderem an den *Jahrbüchern* mitgewirkt haben, wie Krafft-Ebing, Lombroso, Mantegazza, Rohleder und Bloch. Als einen der wertvollsten und produktivsten hebt er Ferdinand Karsch-Haak hervor, der insbesondere über die Homosexualität bei Tieren und Naturvölkern<sup>516</sup> forschte und als erster versuchte, den naturwissenschaftlichen Nachweis über gleichgeschlechtliches Verhalten in der Tierwelt zu führen. Erst im dritten Teil des Artikels geht Hirschfeld explizit auf den § 175 und auf die ihn betreffenden gesellschaftspolitischen und juristischen Entwicklungen ein, die seit der Vorlage der ersten Petition im Jahre 1897 festzustellen sind. Im Zuge dessen bewertet er die Folgen der Aufklärungsarbeit, obwohl sie oft unter »recht schwierigen Verhältnissen«<sup>517</sup> stattfand, als durchaus positiv und verweist auf die große Popularität, derer sich Begriffe wie ›Homosexualität‹, ›sexuelle Zwischenstufen‹ und ›§ 175‹

<sup>513</sup> Hirschfeld (1929): *Der Kampf*, S. 60.

<sup>514</sup> Hirschfeld (1929): *Der Kampf*, S. 61.

<sup>515</sup> Hirschfeld (1929): *Der Kampf*, S. 60.

<sup>516</sup> Vgl. Ferdinand Karsch-Haak: *Das gleichgeschlechtliche Leben der Naturvölker*. München 1911.

<sup>517</sup> Hirschfeld (1929): *Der Kampf*, S. 61-62: »[I]ch erinnere nur an die Attentate, die in München, Hamburg und Wien teils gegen mich selbst, teils gegen meine Hörer verübt wurden, und an Vortragssprengungen und Störungen wie sie unter Zuhilfenahme elendster Verleumdungen (ich

zeitweise – nämlich um die Jahrhundertwende – erfreuen durften, was erneut durch eine kurze Anekdote veranschaulicht wird.<sup>518</sup> Überschattet wurde die aufkommende gesellschaftliche Akzeptanz der Homosexualität dann, so Hirschfeld, durch zwei historische Ereignisse: einerseits durch die skandalträchtige Eulenburg-Affäre, die »dann alles mühevoll Errungene wieder in Zweifel stellte« und andererseits durch den Ausbruch des Krieges, der zur Folge hatte, dass »eine große Anzahl Homosexueller in Schutzhaft genommen«<sup>519</sup> wurden, um das Heer nicht zu »verseuchen«. Resümierend stellt Hirschfeld fest, dass auch die Empfehlung des Strafrechtsausschusses des Reichstages am 16. Oktober 1929 nur als Teilerfolg anzusehen ist, da zwar der alte § 175 vorerst gefallen, die Gleichstellung von homosexuellen und heterosexuellen Menschen dennoch gesetzlich noch nicht anerkannt ist.

Die Position Hirschfelds, so lässt sich zusammenfassen, markiert unmissverständlich den Abschied von ontologischen Zuschreibungen in Bezug auf das Geschlechterverhältnis und eine »richtige« Sexualität; an die Stelle des Schöpfungsmythos tritt das Naturrecht, das sich auf einen konsequenten Biologismus darwinistischer Prägung gründet. *Per scientiam ad justitiam* legt Zeugnis von dieser Haltung ab. Darüber hinaus eröffnet er dem Leser die Welt der homosexuellen Subkultur und gibt den Blick frei für die Nicht-Dazugehörenden, weshalb dem Artikel in erster Linie eine aufklärende Funktion und eine fortschrittliche Ausrichtung zugeschrieben werden kann. Gewissen Exklusionsstrategien kann sich aber auch Hirschfeld nicht entziehen, was beispielsweise die Abgrenzung der »einfachen« Homosexualität von der männlichen Prostitution zeigt.

### 4.5.3 Geschlechts-Fälschungen

Magnus Hirschfeld übernahm auch in Bezug auf andere sexuelle Minoritäten eine seinem emanzipatorischen Gestus entsprechende Mittlerfunktion, die zum Ziel hatte, die Kontroll- und Überwachungsinteressen von Polizei und Justiz zu entschärfen. So verfasste er 1910 eine aufklärerische Abhandlung über Menschen mit »erotischem Verkleidungstrieb«, für die er den bis heute gültigen Begriff »Transvestiten« prägte. Spätestens Mitte der 1920er Jahre begann sich in Deutschland eine auch öffentlich sichtbare, differenzierte Transvestiten-Subkultur herauszubilden, die über die bisherigen Treffen in privaten Kreisen und geschlossenen Gesellschaften hinausging und sogar zu einer Art Attraktion der urbanen Kultur wurde. Sie umfasste neben einschlägigen Lokalen, Zeitschriften und Bekleidungshäusern auch den Aufbau einer Organisationsstruktur, die vornehmlich der Identitätsfindung

---

hätte den Kindern die Wochenendehe empfohlen, das orientalische Laster, gemeint war damit die Homosexualität, in Deutschland eingeführt und ähnliches) noch 1928 in Dresden stattfand.«

<sup>518</sup> »Die früher unaussprechlichen Worte [...] wurden zeitweise so populär, daß mir einmal ein etwas femininer Herr erzählte, eine Dame der Hofgesellschaft habe ihm bei einem Empfang im Hotel Adlon gesagt: »Wissen Sie, am sympathischsten sind mir immer die Herren vom Paragraphen.« Hirschfeld (1929): *Der Kampf*, S. 61.

<sup>519</sup> Hirschfeld (1929): *Der Kampf*, S. 61.

und -stärkung, der Artikulation von Alltagsproblemen und politischen Zielen diene.<sup>520</sup> Das Tragen der Kleidung des anderen Geschlechts war in der Weimarer Republik nicht *per se* strafbar, sondern konnte nur dann juristisch sanktioniert werden, wenn Personen im andersgeschlechtlichen Habit auffielen, also in der Öffentlichkeit Aufsehen erregten und damit die öffentliche Ordnung störten. Strafrechtlich relevant waren dafür § 360 (›grober Unfug‹) und § 183 (›Erregung öffentlichen Ärgernisses‹) RStGB. Deshalb wurde bereits in der Kaiserzeit eine zwischen Sexualwissenschaftlern und den Polizeipräsidenten verschiedenerer Großstädte ausgehandelte Praxis etabliert, wonach Transvestiten aufgrund eines ärztlichen Gutachtens eine polizeiliche Bescheinigung ausgestellt werden durfte, die sie bei Kontrolle vor Festnahmen schützen sollte.

Dabei handelte es sich jedoch nicht um eine polizeiliche Erlaubnis zum Tragen von Kleidern des anderen Geschlechts, sondern lediglich um eine amtlich beglaubigte Bestätigung, dass jene Person bereits polizeilich bekannt sei und deshalb von Maßnahmen abgesehen werden konnte. Und so bedeutete diese Praxis, obwohl sie Liberalisierungstendenzen aufwies, für die Transvestiten ein doppeltes Abhängigkeitsverhältnis von Medizin und Justiz und konnte nicht verhindern, dass betreffende Personen für die Ordnungsinstanzen weiterhin suspekt blieben, und das vor allem, weil Transvestiten in sexualpathologischer Tradition des 19. Jahrhunderts unter generellem Homosexualitätsverdacht standen.<sup>521</sup> In seiner Abhandlung, die hauptsächlich auf persönlichen Erfahrungen mit Transvestiten, vor allem Schauspielern und männlichen und weiblichen Imitatoren basierte, fand Hirschfeld nicht nur ein neues Wort für ein bislang nicht näher bezeichnetes Phänomen, sondern vertrat auch als erster die Ansicht, dass das Tragen der Kleidung des anderen Geschlechts in keinem direkten Zusammenhang mit der sexuellen Ausrichtung eines Menschen stehe. Dies versuchte er auch dadurch zu bekräftigen, dass er alle von ihm vorgestellten Transvestiten – nicht zuletzt auf ihren eigenen Wunsch – als heterosexuell konstruierte. Hirschfeld setzte sich in seiner Veröffentlichung im Zuge dessen auch von der Auffassung ab, dass es ein natürliches ›drittes Geschlecht‹ gebe, das aus homosexuellen Männern und Frauen bestehe, und ging vielmehr davon aus, dass sich menschliche Sexualität in einem Spektrum von ›Vollweib‹ bis zum ›Vollmann‹ bewege, was wiederum die große Bandbreite der sexuellen Minderheiten – mit dem von Hirschfeld ausgearbeiteten Schema ließen sich etwa 43 Millionen mögliche Kombinationen von Geschlechtscharakteren ermitteln – erkläre.<sup>522</sup>

Im Februar 1928 wurde das Thema Transvestitismus von *Scherl's Magazin* aufgegrif-

---

<sup>520</sup> Vgl. Rainer Herrn: *Schnittmuster des Geschlechts. Transvestitismus und Transsexualität in der frühen Sexualwissenschaft. Mit einem Geleitwort von Volkmar Sigusch*. Gießen 2005. S. 142.

<sup>521</sup> Rainer Herrn: » ›Ich habe wohl Freude an Frauenkleidern [...], bin aber deswegen nicht homosexuell.‹ Der Forschungsstand zum Transvestitismus in der Zeit des Nationalsozialismus.« In: Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hrsg.): *Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTTI\*, Queer- und Geschlechterforschung*. Bielefeld 2014. S. 59-70, hier S. 59-60.

<sup>522</sup> Vgl. dazu Magnus Hirschfeld: *Die Transvestiten: Eine Untersuchung über den erotischen Verkleidungstrieb, mit umfangreichem kasuistischem und historischem Material*. Berlin 1910 und Robert Beachy: *Das andere Berlin. Die Erfindung der Homosexualität: Eine deutsche Geschichte*. München 2015.

fen und in dem Artikel »Geschlechts-Fälschungen« unter verschiedenen Gesichtspunkten einer näheren Betrachtung unterzogen. Verfasst ist der Artikel vom Kriminalkommissar Hans von Tresckow, der ab 1896 in der Inspektion B der Berliner Polizei unter Leopold von Meerscheidt-Hüllessem tätig war, deren Leitung er nach dessen Tod übernahm. Diese Inspektion war unter anderem für Straftaten im Zusammenhang mit Homosexualität zuständig, genauer gesagt für »Päderastie und hiermit in Verbindung stehende Erpressung«. Nichtsdestotrotz hatte Tresckow, der fast dreißig Jahre lang in engem Kontakt mit Magnus Hirschfeld stand, eine liberale Einstellung gegenüber der Homosexuellenbewegung und sprach sich öffentlich für die Abschaffung des § 175 aus. So kam es dazu, dass die Inspektion sich eher dafür einsetzte, Opfer von damals häufig vorkommenden Erpressungen im Zusammenhang mit dem § 175 – die nicht selten im Selbstmord endeten – zu beraten, als strafrechtlich gegen Homosexualität vorzugehen; lediglich gegen homosexuelle Prostitution wurde mit voller Härte vorgegangen.<sup>523</sup> Dieser Einstellung entsprechend geht es Tresckow in dem Artikel, anders als es zunächst den Anschein macht, nicht um die Pathologisierung bzw. Kriminalisierung von Transvestitismus, sondern um die Aufklärung über ein in der Öffentlichkeit noch weitgehend unbekanntes Thema:

In einer Berliner Tageszeitung fand ich im Dezember folgendes Inserat: »Transvestit, 30 Jahre, als Dame lebend, natur- und kunstliebend, ernstes Wesen, einsam, ersucht geeigneten Lebensgefährten. Ernstgemeinte Offerten unter 72 an den Verlag.« Wohl wenige, die dieses Inserat gelesen, werden sich über Sinn und Bedeutung klar gewesen sein, denn der Name »Transvestit« ist meines Wissens erst 1910 von Dr. Magnus Hirschfeld angewandt worden. Er bezeichnet damit Personen, die die Neigung haben, die Kleider des Geschlechts zu tragen, die ihnen nach ihrer Körperbeschaffenheit nicht zukommt.<sup>524</sup>

Tresckows Ausführungen basieren dabei zum größten Teil auf den Forschungen Hirschfelds, weshalb er auch gleich zu Beginn darauf verweist, dass Transvestitismus mit »konträrer Sexualempfindung [...] meistens gar nichts zu tun« hat und dass das Tragen von Kleidung des anderen Geschlechts bestimmten Personen lediglich „körperliches Wohlbehagen und innere Ruhe verschafft.«<sup>525</sup> Außerdem ist es ihm wichtig zu betonen, dass es, obwohl es sicherlich auch Transvestiten mit kriminellen Veranlagungen gibt,<sup>526</sup> falsch wäre, »in jedem verkleideten Menschen

---

<sup>523</sup> Vgl. Jens Dobler: »Hans von Tresckow.« In: *Archiv für Polizeigeschichte* 2, 1999, S. 47-51.

<sup>524</sup> Hans von Tresckow: »Geschlechts-Fälschungen. Eine Plauderei über Transvestiten.« In: *Scherl's Magazin* 4/2, 1928, S. 193-197 und S. 214, hier S. 193-194.

<sup>525</sup> Von Tresckow (1928): *Geschlechts-Fälschungen*, S. 194.

<sup>526</sup> Vgl. dazu: »Manche Transvestiten, die eine kriminelle Veranlagung haben, benutzen den ihnen innewohnenden Verkleidungstrieb zu Straftaten, die ihnen in dem ihnen zukommenden Kleid unmöglich wären. Ich erinnere an einen Fall, der unter dem Titel »Die falsche Hofdame« bekanntgeworden ist: Ein Berliner Friseurgehilfe versuchte in eleganter Damenkleidung unter dem Namen einer Gräfin Arnim einen Potsdamer Juwelier um wertvolle Schmucksachen zu prellen, wurde aber durch einen Zufall entlarvt. Besonders auf dem Gebiete des Heiratsschwindels haben

schon einen Verbrecher zu sehen, denn die meisten Personen, die dem Verkleidungstrieb huldigen, sind völlig harmlos.«<sup>527</sup> Es folgen ausführliche Porträts von Transvestiten, die in der Weltgeschichte eine tragende Rolle gespielt haben, wie beispielsweise Papstin Johanna, die in den Jahren 855 bis 858 das Pontifikat als Johannes III inne hatte, oder der französische Diplomat und Schriftsteller Chevalier d'Éon (1728-1810), der eine lange Zeit seines Lebens als Frau verbrachte und erst eine Leichenschau die Zweifel über sein tatsächliches körperliches Geschlecht endgültig ausräumte. Zudem ist der Artikel reich illustriert mit Gemälden, Zeichnungen und Fotografien bekannter Transvestiten (teilweise aus der Sammlung des Instituts für Sexualwissenschaft), sodass auch über die visuelle Ebene Aufklärungsarbeit über die verschiedenen Formen und Ausprägungen des Verkleidungstriebes geleistet wird, zumal ausschließlich besonders stilvoll-ästhetische Bilder der Personen ausgewählt wurden, die ihre Schönheit und Würde unter Beweis stellen (Abb. 24). Und so beschließt Tresckow seine Ausführungen auch mit einem Aufruf zu mehr Toleranz gegenüber vermeintlich anders gearteten Menschen, da es seiner Meinung nach falsch sei, Personen, »die sich in ihrem Gebaren von der allgemeinen Norm entfernen, allein deshalb der Lächerlichkeit preiszugeben. Die Natur ist unerschöpflich im Hervorbringen mannigfaltigster Erscheinungen; man muß sie zu erklären versuchen, ohne sogleich zu verurteilen, was nicht in die bekannte Schablone paßt.«<sup>528</sup> Der Artikel ist also klar darauf ausgerichtet, durch Entkriminalisierung und die Befreiung vom Stigma der Abartigkeit ein öffentliches Bewusstsein für von der Norm abweichende Lebensentwürfe zu schaffen und Berührungsängste mit ebendiesen abzubauen. Bemerkenswert ist, dass der Artikel gerade in *Scherl's Magazin* einen Platz fand, da dieses bekanntlich eine konservative Ausrichtung hatte und eher für traditionelle Lebensentwürfe einstand. Dass Hirschfelds Bemühungen also selbst bei derartigen Medien Anklang fanden, führt eindrucksvoll vor Augen wie groß sein Einfluss auf die öffentliche Wahrnehmung von sexuell deviantem Verhalten tatsächlich war.

Das Thema Transvestitismus wurde in den Illustrierten Magazinen auch oft in theatralischen bzw. kabarettistischen Kontexten verhandelt, da es in den 1920er und 1930er Jahren nicht unüblich war, dass Männer in Theater, Revue und Variété Frauenrollen spielten. Besonders oft porträtiert wurde der amerikanische Trapezkünstler Barbette, der sich schon als Teenager einem Zirkus angeschlossen hatte und dort in Mädchenkleidern Kunststücke vorführte, bis er Mitte der 1920er Jahre nach Europa kam, wo er als »Damenimitator« große Erfolge feierte. Barbette übte eine besondere Faszination auf sein Publikum aus, weil er das Spiel mit den Geschlechtern derart perfektioniert hatte, dass nicht mehr eindeutig entscheidbar war, wo der Mann Clyde Vander, so sein bürgerlicher Name, aufhörte und die weibliche Kunstfigur Barbette anging. So betont Heinz Hell 1927 in der *Revue des Monats*, dass

---

als Männer verkleidete Frauen und als Weiber verkleidete Männer große Erfolge erzielt.« Von Tresckow (1928): Geschlechts-Fälschungen, S. 194.

<sup>527</sup> Von Tresckow (1928): Geschlechts-Fälschungen, S. 194.

<sup>528</sup> Von Tresckow (1928): Geschlechts-Fälschungen, S. 214.

Barbette »in jeder Hinsicht maskulin reagiert, daß sein Geist beweglich, nervös ist«,<sup>529</sup> während es fünf Jahre später im gleichen Magazin heißt, dass er auch im Privatleben menschen- und ängstlich sei und »spezifisch weibliche Launen hat.«<sup>530</sup> Besonders eindrücklich wird in diesem Artikel der Verwandlungsprozess über die Illustrationen in Szene gesetzt: Anhand von fünf Fotografien kann der Leser Schritt für Schritt die Metamorphose vom unscheinbaren, adretten jungen Mann zur schillernd-schönen Kunstfigur Barbette miterleben. Durch diesen Blick hinter die Kulissen wird zwar einerseits die Perfektion des Scheins teilweise gebrochen, andererseits aber auch eine neue Faszination für das Spiel mit den Geschlechtern entfacht. Auch Jean Cocteau legt in der Hommage an seinen guten Freund, die 1926 im *Querschnitt* publiziert wurde, großen Wert auf die Akzentuierung des faszinierenden, spielerischen Akts der Verwandlung von einem Geschlecht ins andere:

Erst wenn er seine blonde Perücke aufsetzt, die durch einfaches Gummiband um die Ohren festgehalten wird, erst dann, mit einem Paket heller Haarnadeln im Mund, erst dann nimmt er bis in die kleinste Einzelheit die Stellung einer Frau ein, die sich das Haar macht. Er steht auf, er geht, er steckt seine Ringe an. Die Verwandlung ist geschehen. [...] Garderobiere, Besucher, Girls besetzen die Treppe, auf der Barbette wieder zum Jungen wird, der sich zum Spaß verkleidet hat, sich in seinen Röcken verwickelt und der am liebsten die Treppe rittlings hinunterrutschen würde. Männlich bleibt er auch auf der Bühne, wenn er seine Apparate prüft, die Beine übt und im Scheinwerferlicht grimassiert, sich ans Seil hängt, auf Leitern klettert. Sobald die Frage der Gefahr geregelt ist, kommt die Frau wieder zum Vorschein. Eine elegante Frau, die vor dem Ball noch einen letzten Blick auf ihren Salon wirft, die Kissen zurechtrückt und die Lampen umstellt.<sup>531</sup>

Schließlich spielte die geschlechtliche Grenzüberschreitung in den illustrierten Magazinen, wenn auch auf eine subtilere Weise, auf ästhetischer Ebene eine herausragende Rolle. Wie in Kapitel 4.1 bereits herausgestellt, zeichnete sich einer der die Magazine dominierenden Frauentypen, die *Garçonne*, vor allem durch die Übernahme maskuliner Insignien – androgyne, betont sachlich-schlichte (Selbst)Inszenierung, männliche Kleidung, Bubikopf, Zigarette – aus, genauso lassen sich aber auch bildliche Darstellungen »verweiblichter« Männer feststellen: So ist beispielsweise auf dem Titelblatt des *Uhu* vom Februar 1933 eine Fotografie zu sehen, auf der zwei Personen abgebildet sind, deren Geschlecht man nicht auf Anhieb zuordnen kann (Abb. 25). Beide Personen haben die gleiche Kurzhaar-Frisur – den sogenannten Eton-Haarschnitt mit tiefem Scheitel und freigelegten Ohren – tragen die gleiche Kleidung, keine Schminke und haben sich stark ähnelnde Gesichtszüge. Die Haltung der Personen deutet auf ein intimes Verhältnis hin: Sie schauen sich tief in die Augen und lachen gelöst, es scheint sogar, als würden sie zu einem Kuss ansetzen. Und tatsächlich lautet die Bildunterschrift »Das Liebespaar. Wer ist der

---

<sup>529</sup> Heinz Hell: »Barbette.« In: *Revue des Monats* 1/5, 1926/27, S. 480.481, hier S. 480.

<sup>530</sup> Victor Fairland: »Das Geheimnis um Barbette.« In: *Revue des Monats* 6/5, 1931/32, S. 69-71, hier S. 71.

<sup>531</sup> Jean Cocteau: »Barbette.« In: *Der Querschnitt* 6/12, 1926, S. 920-924, hier S. 920-921.

Mann?«, eine Frage, mit der bewusst eine Irritation hervorgerufen wird, da dadurch zwar unterstellt wird, dass die Fotografie eine heterosexuelle Beziehung abbildet, die Suche nach entsprechenden geschlechtsspezifischen Markern der Personen aber scheitert. Beide Personen fallen nämlich vor allem durch ihre Androgynität auf, eine eindeutige Geschlechtszuordnung ist unmöglich. Sofern es sich bei der Paar-konstellation um zwei Frauen handelt, kann die Fotografie als Anspielung auf die neue sexuelle Selbstbestimmtheit der Frau und im Zuge dessen auf die lesbische Subkultur verstanden werden, handelt es sich hingegen um eine heterosexuelle Beziehung, so würde über die Ikonographie die äußerliche Angleichung der Geschlechter versinnbildlicht werden. Auch die Porträtaufnahme »Brüderchen und Schwesterchen« (*Uhu*, Februar 1929), dessen Bildunterschrift verspricht, ein Geschwisterpaar unterschiedlichen Geschlechts abzubilden, zeigt zwei androgyne Personen, die physiognomisch betrachtet als Spiegelbild des jeweils anderen fungieren könnten (Abb. 26). Beide Personen tragen einen kurzen, streng zurückgekämmten Herrenhaarschnitt und schlichte weiße Herrenhemden. Zudem sind beide stark geschminkt, was ihnen wiederum eine feminine Note verleiht. Hier kommen also traditionell männliche und weibliche Attribute zum Einsatz, da diese jedoch von beiden gleichermaßen genutzt werden, kommt es auf dem Porträt sowohl zur Vermännlichung einer Frau als auch zur Verweiblichung eines Mannes.<sup>532</sup>

Bei der kontroversen Debatte um die Strafbarkeit bzw. moralische Verwerflichkeit von Homosexualität und Transvestitismus positionierten sich die Illustrierten Magazine – sowohl auf textlicher als auch auf bildlicher Ebene – also ganz klar auf der Seite progressiver sexualwissenschaftlicher Theorien und setzten sich aktiv dafür ein, in der Öffentlichkeit ein neues Bewusstsein für alternative Lebensentwürfe zu schaffen, um so zu ihrer Entkriminalisierung beizutragen. Dies war nicht zuletzt der unermüdlichen Aufklärungsarbeit von Dr. Magnus Hirschfeld zu verdanken, der als einer von Wenigen gegen die im zeitgenössischen wissenschaftlichen Diskurs vorherrschende Pathologisierung von devianter Sexualität anschrieb. Wie auf der anderen Seite die kriminologische Imagination übersteigter Männlichkeit – gleichsam der Gegenpol weiblicher Delinquenz und effeminiertes Maskulinität – Eingang in die Illustrierten Magazine fand, soll die folgende Untersuchung zeigen.

## **4.6 Die Jagd nach dem ›Düsseldorfer Unhold‹**

### **4.6.1 Der Lustmord als kulturelles Phantasma**

Obwohl die Verbindung von Grausamkeit und Lust kein neues kulturelles Phänomen darstellte und sexuell konnotierte Morde schon in früheren Zeiten begangen

---

<sup>532</sup> Vgl. dazu auch Gonzalbez Cantó (2012): Fotografische Inszenierungen, S. 118-138.

wurden, avancierte der ›Lustmörder‹<sup>533</sup> um 1900 zu einem kulturellen Phantasma,<sup>534</sup> welches auch noch in der Weimarer Republik von Presse, Literatur,<sup>535</sup> Film und Kunst<sup>536</sup> systematisch hervorgebracht wurde. Bereits zeitgenössische Wissenschaftler wie Magnus Hirschfeld wiesen jedoch auf die Diskrepanz zwischen real begangenen und kulturell produzierten Lustmorden hin:

Wenn man die Zeitungen liest, dann begegnet man dem Begriff Lustmord auf Schritt und Tritt, wenn aber die als solche bezeichneten Delikte das Forum erreichen, so bleibt in der Hauptsache so wenig übrig, daß man sagen kann: den Lustmord gibt es so gut wie überhaupt nicht. Streng gefaßt ist Lustmord nur die vorsätzliche Tötung zum Zwecke des sexuellen Lustgewinns. Dieser steht im Gegensatz zur originären Mordlust, welche mordet aus Freude am Morden an sich, ohne Betonung des Sexuellen.<sup>537</sup>

Dennoch war die phantasmagorische Wirkung, die der Lustmord auf vorwiegend avantgardistischen Künstler und Literaten der Jahrhundertwende, aber mehr noch auf die der 1920er Jahre, ausübte, so groß, dass in diesem Zeitraum eine bemerkenswerte Anzahl von Werken entstand, in denen der Lustmörder, im Rahmen einer Ästhetik des Obszönen und Brutalen als Sujet einer antibürgerlichen Provokation fungierte und auf diese Weise als ästhetische Figur zunehmend popularisiert wurde. Erstmals in Erscheinung getreten ist der Begriff ›Lustmord‹ am Ausgang des 19. Jahrhunderts, zu einem Zeitpunkt also, an dem die Diskursverschiebungen, die das moderne Kriminalitätsdispositiv generierten, auch die Typologie weiblicher Sexualverbrechen neu definierten. Der Beginn der Lustmordsignatur wurde dabei

---

<sup>533</sup> Erstmals erwähnt wurde der Begriff 1885 in Grimms Wörterbuch unter Bezugnahme aktueller Zeitungen, was darauf verweist, dass er in den Medien schon vorher kursierte. Lustmord sei demnach: »mord aus wollust, nach vollbrachter notzucht, ein erst neuerdings aufgekommenes wort: dasz bei Altenbochum ein fünfter lustmord verübt worden sei. Leipziger tageblatt vom 5. nov. 1880.« Vgl. *Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm*. Sechster Band. Leipzig 1885. S. 1348.

<sup>534</sup> Vgl. Susanne Komfort-Hein/Susanne Scholz (Hrsg.): *Lustmord. Medialisierungen eines kulturellen Phantasmas um 1900*. Königstein im Taunus 2007.

<sup>535</sup> Exemplarisch sei hier auf Frank Wedekinds *Die Büchse der Pandora* (1902), Alfred Döblins *Berlin Alexanderplatz* (1929), Robert Musils *Der Mann ohne Eigenschaften* (1930-32) und Karl Jakob Hirschs *Kaiserwetter* (1931) verwiesen. Bei Wedekind hat der Lustmörder nur eine Nebenrolle, die jedoch von entscheidender Bedeutung ist. So bringt Jack the Ripper das ›Urweib‹ Lulu um, als sie in der bürgerlich-männlichen Zivilisation gezwungen ist, ihre Sexualität gegen Geld zu verkaufen, was im vitalistischen Denksystem den irreversiblen Selbstverlust und eigentlichen Sündenfall bedeutet, vor dem sie der Mord bewahrt, der dadurch geradezu als erlösende Tat erscheint. Irina Gradinari weist darauf hin, dass der Lustmord in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur eine Konjunktur erlebt, wobei auch erstmals Frauenfiguren als Triebtäterinnen dargestellt werden, die zum Zwecke des Lustgewinns zu Männermörderinnen werden, wie in Thea Dorns *Die Himmlkönigin* (1999) oder Helmut Kraussers *Schmerznovelle* (2001). Durch diese Umkehrung der Stereotypisierung wird in den Romanen insbesondere Kritik am männlichen Repräsentationssystem geübt.

<sup>536</sup> Paradigmatisch für die bildkünstlerische Lustmorddarstellung waren die Werke von George Grosz (*Lustmord in der Ackerstrasse*, 1916), Otto Dix (*Der Lustmörder*, 1920) und Rudolf Schlichter (*Lustmord*, 1924), die ihre Faszination für das grausame Verbrechen gleich mehrfach auf Leinwand bannten.

<sup>537</sup> Magnus Hirschfeld: *Geschlecht und Verbrechen*. Leipzig/Wien 1930. S. 186.

von den Taten des Londoner Prostituiertenmörders Jack the Ripper – im deutschsprachigen Raum auch ›Jack, der Aufschlitzer‹ genannt – markiert, da sie drei Merkmale auszeichneten, die auch die Grundlage der Lustmord-Typologie der Weimarer Republik bildeten: (1) Die unhinterfragte Annahme sexueller Motive für die Morde, (2) aufgrund dessen die Annahme eines männlichen Täters und (3) die Mythisierung des Täters als Doppelgestalt – verbrecherisches Innenleben abgespalten von einer bürgerlichen Oberfläche. Sexualperversion, Männlichkeit und Doppelgestalt generierten somit eine Folie, vor deren Hintergrund von nun an alle vergleichbaren Morde gelesen wurden.<sup>538</sup>

Ausführliche wissenschaftliche Präzisierung erfuhr der Begriff erstmals durch den Psychiater und Rechtsmediziner Richard von Krafft-Ebing in seinem sexualwissenschaftlichen Standardwerk *Psychopathia Sexualis*, in dem der Lustmord, als Delikt mit sexualpathologischer Ätiologie, mit der fundamentalen Abweichung von der damals herrschenden männlichen Sexualnorm erklärt wurde: So fungiert er entweder als Fortsetzung des Koitus (als Beweis eines gesteigerten Triebes) oder als dessen Ersatz (als Beweis für einen Triebmangel).<sup>539</sup> Der Diskurs um den Lustmord war somit schon von Anfang an vor allem ein männlicher Täterdiskurs, da sowohl die Fallgeschichten als auch die Definition des Verbrechens unmittelbar aus der männlichen Sexualkonstitution hergeleitet wurden.<sup>540</sup> Auffällig an Krafft-Ebings Darlegung ist der relativ geringe Anteil, den die eigentliche Definition des Lustmords in der Abhandlung einnimmt: Statt einer umfassenden Diagnose bemüht die Darstellung sieben ausführlich diskutierte Fallgeschichten, an denen die spezifische Signatur des Delikts sich selbst erklären sollte.<sup>541</sup> Dieses Definitionsproblem, auf das auch Gradinari und Höcker ausführlich verweisen, bestimmte auch den zukünftigen wissenschaftlichen Lustmorddiskurs vor allem deshalb, weil das Delikt in strafrechtlicher Hinsicht kein selbstständiges Sexualverbrechen darstellte, sondern unter die Strafbestimmungen der Delikte Mord und Totschlag bzw. Vergewaltigung mit Todesfolge subsumiert wurde.

In Studien der 1920er Jahre wurde dieser Täterdiskurs dann weitergeschrieben, ergänzt und ausdifferenziert, wobei auch hier die Abhandlungen Wulfens paradigmatisch waren. Wulfen bezeichnet den Lustmord, in Übereinstimmung mit Krafft-Ebing, als eine Tat, die ein Äquivalent für den sexuellen Akt darstellt oder aus dem Affekt und zur Steigerung des sexuellen Reizes durchgeführt wird:

---

<sup>538</sup> Vgl. Siebenpfeiffer (2005): Böse Lust, S. 190.

<sup>539</sup> Vgl. Krafft-Ebing: *Psychopathia sexualis*, S. 62-63: »a) Lustmord (Wollust, potenziert als Grausamkeit, Mordlust bis zur Anthropophagie): [...] Dass eine grössere Anzahl von sog. Lustmorden auf Hyperästhesie in Verbindung mit Paraesthesia sexualis beruhen, ist nach allem Vorausgehenden nicht zu bezweifeln. So kann es auf Grund perverser Gefühlsbetonung zu weiteren Akten der Brutalität gegen den Leichnam kommen, so z.B. zum Zerstückeln desselben, wollüstigem Wühlen in dessen Eingeweiden.«

<sup>540</sup> Irina Gradinari: »Gender und Lustmord in Theorie und Ästhetik. Über den konstitutiven Wechselbezug der binären heterosexuellen Geschlechtermatrix und des Lustmordmotivs in den kulturellen Phantasien des 20. Jahrhunderts.« In: Sophia Könemann/Anne Stähr (Hrsg.): *Figuren der Alterität: Kriminologie, Psychiatrie, Ethnologie und Zoologie*. Bielefeld 2011. S. 103-122, hier S. 106-107.

<sup>541</sup> Siebenpfeiffer (2005): Böse Lust, S. 186-187.

Unter den Vampiren, Lustmördern, Nekrophilen und Kannibalen findet sich eine Reihe Impotente, die beim Weibe unfähig sind und nur unter Verübung ihrer verbrecherischen Handlung zu einer Ejakulation gelangen. [...] Auch deshalb, weil das Weib einen solchen Zustand nicht kennt oder wenigstens nicht als Qual empfindet, liegen ihm die genannten Verbrechen fern. Selbst bei Nymphomanen ist der Geschlechtstrieb nicht derartig monströs, daß er zu Lustmord [...] gelangt.<sup>542</sup>

Bemerkenswert ist, dass Wulffen zwischen ›echten‹, ›scheinbaren‹, z.B. zur Vertuschung einer Vergewaltigung, und ›vorgetäuschten‹ Lustmorden unterscheidet: Während Männer echte und scheinbare Lustmorde begehen, können Frauen Lustmorde nur bewusst vortäuschen. Diese Differenzierung wird über die herrschende Geschlechterordnung legitimiert, da der Lustmorddiskurs der Frau grundsätzlich die Lust am Töten abspricht.<sup>543</sup> Von Frauen begangene Lustmorde werden nur dann als solche anerkannt, wenn sie untypische weibliche Begehrensformen aufweisen und eine Irritation in der Geschlechterordnung auslösen, wie beispielsweise lesbische oder politische Morde. Die Kriminologen und Sexualwissenschaftler der Jahrhundertwende stufen den Lustmord, wie Siebenpfeiffer akzentuiert, also als das männliche Sexualverbrechen *par excellence* ein, wobei der Lustmörder gleich doppelt männlich codiert war: einerseits über einen extrem starken Sexualtrieb, und andererseits über eine ausgeprägte physische Gewaltfähigkeit. Da man der Frau beides kategorisch absprach, wie Uhl hervorhebt, geriet die Lustmörderin zu einer unbekanntem Größe bzw. Leerstelle, mehr noch: Das Bild vom maskulinen Lustmörder forderte geradezu das passive und schwache weibliche Opfer als Gegenpol.<sup>544</sup>

Und so stellte vor allem im bildkünstlerischen Bereich die Täter-Opfer-Figuration des Lustmordmotivs eine im Sinne der zeitgenössischen Kriminologie auf die Spitze getriebene Version der vitalistischen Vorstellungen vom Geschlechterverhältnis dar. Die extreme Triebhaftigkeit und Gewaltfähigkeit des Mannes als Ausdruck einer gesteigerten Maskulinität musste in der sexuell konnotierten Ermordung der triebarmen und wehrlosen Frau münden. Die bildkünstlerische Darstellung beschränkte sich dabei auf jene Elemente der Täter- und Opferfigur, anhand derer die körperliche Faktizität des Tötens sichtbar wird bzw. anschaulich gemacht werden konnte. Als paradigmatisches Beispiel kann hier die Ätzzradierung »Der Lustmörder« (1920) von Otto Dix herangezogen werden, da sie auf sehr plastische Weise die brutale und blutrünstige Zerstückelung des weiblichen Körpers in den Vordergrund stellt.<sup>545</sup> Das Lustmordmotiv wurde somit seit seiner Entstehung – sowohl im wissenschaftlichen als auch im künstlerischen Diskurs – an die heteronor-

---

<sup>542</sup> Wulffen (1910): *Der Sexualverbrecher*, S. 377.

<sup>543</sup> Vgl. Irina Gradinari: *Genre, Gender und Lustmord. Mörderische Geschlechterfantasien in der deutschsprachigen Gegenwartsprosa*. Bielefeld 2011. S. 45-46.

<sup>544</sup> Vgl. Karoline Künkler: *Aus den Dunkelkammern der Moderne. Destruktivität und Geschlecht in der Bildenden Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts*. Köln 2005. S. 303-304.

<sup>545</sup> Künkler (2005): *Aus den Dunkelkammern der Moderne*, S. 356-357.

mative Geschlechtermatrix bzw. die männliche Subjektivität gebunden und als Abspaltung genuin männlicher Transgressionstendenzen<sup>546</sup> verstanden und inszeniert.

#### 4.6.2 Lustmord – Giftmord – Mordpsychose

Düsseldorf fiebert! Das Rheinland zittert in Spannung! Sagen wir ruhig: Ganz Deutschland stürzt in diesen Tagen von einer Sensation in die andere. Ein Massenmörder treibt seit Anfang dieses Jahres in Düsseldorf sein Unwesen. Wie ein Raubtier bricht er plötzlich aus seinem Versteck hervor, sticht mit einem langen Messer Kinder nieder und überfällt Frauen, die er mit einem seltsamen, hammerartigen Mordwerkzeug niederschlägt.<sup>547</sup>

Einen besonders aufsehenerregenden Fall der Weimarer Kriminalgeschichte stellte die (Sexual-)Mordserie des Rheinländers Peter Kürten dar, der als ›Vampir von Düsseldorf‹<sup>548</sup> in die Geschichte eingehen sollte. In den Jahren 1929 und 1930 tötete er sieben Frauen und einen Mann und beging außerdem, zumeist ebenfalls mit Tötungsabsicht, dreißig Überfälle und Vergewaltigungen. Die Brutalität der Taten, die von Polizei und Öffentlichkeit schon früh als Lustmorde klassifiziert wurden, sorgte sogar international für Aufsehen und machte weltweit Schlagzeilen. In Düsseldorf breitete sich während der erfolglosen Tätersuche zudem eine regelrechte Hysterie<sup>549</sup> aus, zu der nicht zuletzt die mediale Sensationsberichterstattung wesentlich beigetragen hat. Die Illustrierten Magazine beteiligten sich insbesondere dadurch an dieser Berichterstattung, dass sie sich entweder zum Sprachrohr des

---

<sup>546</sup> Die Transgression als De- und Restabilisierungsnarrativ wird laut Walter Erhart bereits seit dem 18. Jahrhundert zur Männerwerdung in der Literatur eingesetzt: »Wie es die *rites de passage* zeigen, besteht Männlichkeit aus einer Wegstrecke, die durch viele Orte hindurchführt, einer Passage, durch die sich Männlichkeit in Form von Grenzüberschreitungen und Initiationen konstituiert. Männer eignen sich Männlichkeit an, indem sie eine Geschichte darstellen, indem sie in eine Geschichte gezwungen werden, indem sie performativ eine Geschichte vollziehen.« Walter Erhart: »Forschungsbericht – Das zweite Geschlecht: Männlichkeit interdisziplinär.« In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, 30/2, 2005, S. 156-232, hier S. 204.

<sup>547</sup> O.A.: »Sonderausgabe des *Kriminalmagazins* 1930.« In: Elisabeth Lenk/Roswitha Kaever (Hrsg.): *Leben und Wirken des Peter Kürten, genannt der Vampir von Düsseldorf*. München 1974. S. 13-37, hier S.13.

<sup>548</sup> Kürten erhielt seinen Beinamen ›Vampir von Düsseldorf‹, weil er in seinen Vernehmungen zugab, das Blut eines getöteten Schwanenkükens getrunken zu haben. Obwohl es nie bewiesen werden konnte, hält sich die Vermutung, dass er auch das Blut seiner Opfer zu sich nahm. Beim Vampir von Hannover, Fritz Haarmann, gilt es hingegen als erwiesen, dass er einigen seiner Opfer in den Hals biss und ihr Blut trank, außerdem die Leichen zerstückelte und Teile von ihnen aß. Bei Haarmann findet man demnach den im Vampirismus weit verbreiteten Wunsch, sich das Opfer völlig einzuverleiben, geradezu eine Verschmelzung mit ihm einzugehen, um es – und auch sich selbst – auf eine pervertierte Art unsterblich zu machen. Vgl. Leah Levine: *Blut ist ein besonderer Saft. Die Kult(ur)geschichte der Vampire*. Bawinkel 2011. S. 49-50.

<sup>549</sup> Maria Tatar vertritt in ihrer überzeugenden Studie über Sexualmorde in der Weimarer Republik die These, dass man durch die Betonung der Massenpsychose mit Erfolg versuchte, die Anzeichen der Krankheit des Mörders auf die Allgemeinheit zu übertragen. Vgl. Maria Tatar: *Lustmord: Sexual Murder in Weimar Germany*. Princeton 1995.

von der Polizeiarbeit enttäuschten Publikums erhoben<sup>550</sup> oder dieses dazu mobilisierten, sich selbst an der Aufklärung des Falls zu beteiligen. Das *Kriminalmagazin* brachte Anfang 1930 eigens zu diesem Zweck eine Sonderausgabe heraus, in der es resümierend heißt: »Das Publikum muß den Mörder entlarven.«<sup>551</sup> Neben dem *Kriminalmagazin* war es vor allem *Scherl's Magazin*, das sich rege mit dem Fall des Düsseldorfer Serienmörders auseinandersetzte und mehrere Artikel publizierte, um mit dem Instrumentarium der Verbrechertypenlehre von Lombroso die »detektivistische Beobachtungsgabe des Publikums« zu schärfen.<sup>552</sup> Ebenfalls in *Scherl's Magazin* erschien im Februar 1930 der Artikel »Massenmord und Mordpsychose – Gedanken zur Kriminalität der Gegenwart« von H.M. Grünwald, in dem der Verfasser, anders als in den anderen Artikeln, versucht, den Lustmord als Unterart des Massenmords<sup>553</sup> kriminalpsychologisch zu erklären und ihn in diesem Zusammenhang als Symptom der krisenhaften Moderne begreift.

Grünwald verfolgt dementsprechend zwei Ziele in dem Artikel: Einerseits soll der Massenmord als Symptom der krisenhaften Gegenwart anhand von realen Fallbeispielen rekonstruiert und wissenschaftlich erklärt, und andererseits der Lustmord als Zuspitzung der gegenwärtigen Mordpsychose charakterisiert werden. Grünwald verweist im Zuge dessen einleitend auf das vergleichsweise hohe Aufkommen von Massenmördern seit dem Ersten Weltkrieg und stellt richtigerweise fest, dass sich »vor dem Kriege in Jahrzehnten nicht annähernd so viele Massenmorde finden [lassen], wie wir sie in den Jahren seit 1920 antreffen«<sup>554</sup> und nennt als Beispiele die Mordserien von Carl Großmann, Fritz Haarmann und Karl Denke, die in den Jahren 1923 und 1924 aufgedeckt und von Kriminologen genauso wie von den Medien

---

<sup>550</sup> Vgl. beispielsweise »An den Erfolg systematischer Mördersuche glauben nicht allzuvielen Kriminalisten und glaubt vor allem nicht das Publikum. Wo man im Rheinland herumhört, wird man die Auffassung finden, daß der Mörder nur beim Versuch der Fortsetzung seiner Mordserie einmal ertappt wird. Das ist natürlich jetzt leichter möglich, weil die Öffentlichkeit durch die Presse geradezu mobilisiert worden ist [...]«. Sonderausgabe des *Kriminalmagazins*, S. 36.

<sup>551</sup> Sonderausgabe des *Kriminalmagazins*, S. 37.

<sup>552</sup> Vgl. hierzu Leopold Thoma: »Erkenne den Verbrecher! Kriminalpsychologische Experimente zur Schärfung der detektivistischen Beobachtungsgabe des Publikums.« In: *Scherl's Magazin* 6/3, 1929, S. 278-285, hier S. 282: »Ich möchte nun dem Leser Gelegenheit geben, seine eigene kriminalistische Beobachtungsgabe zu erproben. Keiner von uns ist heute sicher, ob er nicht selbst eines Tages das Opfer eines Verbrechens wird oder nicht selbst eines Tages in die Lage kommt, über einen Einbruch oder ein ähnliches an ihm versuchtes Delikt polizeiliche Angaben zur Erüierung des Täters zu machen.«

<sup>553</sup> In der Weimarer Republik wurde begrifflich noch nicht zwischen »Massenmördern«, also jenen, die eine hohe Anzahl von Menschen zur gleichen Zeit getötet haben, und »Serienmördern«, die eine hohe Anzahl von Menschen verteilt auf einen längeren Zeitraum getötet haben, unterschieden, so wie es im heutigen kriminologischen Diskurs üblich ist. Deshalb werden in dem Artikel sowohl Fallbeispiele von Massenmördern als auch von Serienmördern im heutigen Sinne aufgegriffen. Die frühe Erwähnung des Begriffs »Serienmörder« lässt sich in einem Aufsatz des berühmten Berliner Kriminalisten Ernst Gennat feststellen. Der Begründer der ersten deutschen Mordkommission hatte 1929 bis 1930 die Ermittlungen gegen Peter Kürten geleitet und seine Erfahrung in dem Aufsatz *Die Düsseldorfer Sexualverbrechen* publiziert, in dem er den bis dato noch unbekanntes Täter als »Serien-Mörder« bezeichnet. Vgl. Stephan Harbort: *Das Hannibal-Syndrom: Phänomen Serienmord*. München 2003.

<sup>554</sup> H. M. Grünwald: »Massenmord und Mordpsychose. Gedanken zur Kriminalität der Gegenwart.« In: *Scherl's Magazin* 6/2, 1930, S. 183-188, hier S. 184.

als Repräsentanten des Lustmörders schlechthin inszeniert wurden. Als eine mögliche Ursache für den Anstieg von Massen- und Lustmorden in den 1920 Jahren führt Grünwald unter Berufung auf Erich Wulffen die »Nachwirkungen des Krieges«<sup>555</sup> an. Wulffen hatte, unter anderem in einem Artikel zu den *Berühmtesten Sexualprozessen der Nachkriegszeit* konstatiert, dass die Sexualität der Gegenwart von den »Gewaltsamkeiten des Krieges und [dem] Blutrausch«<sup>556</sup> eine signifikante Beeinflussung erfahren habe. Das Massensterben habe einerseits den Überlebensinstinkt beider Geschlechter entfacht, andererseits aber auch die Moralvorstellungen der Menschen abstumpfen lassen, was einen Anstieg von meist sexuell konnotierten Gewaltverbrechen zur Folge gehabt hätte. Der Lustmord wird also explizit in ein Kausalitätsverhältnis zum Ersten Weltkrieg und seine sozialen und moralischen Verwerfungen gesetzt und mit der Täterfigur krisenhafte Phänomene der Moderne verhandelt. Gleichzeitig ermöglicht der Lustmörder eine Stabilisierung der kulturellen Ordnung, indem er die Natur und nicht die Kultur als Ursprung der Destruktion verkörpert. Die Kultur produziert den Lustmord, um den Krisenphänomenen der Moderne ein Antlitz zu verleihen, mit dem diese abgespalten und gebändigt werden können.

Der Artikel verortet sich selbst im Diskurs der Kriminalpsychologie, die sich als Zweig der Kriminologie am Ende des 19. Jahrhunderts als Wissenschaft herausgebildet hat und die geistige und seelische Verfassung eines Verbrechers sichtbar zu machen versuchte. Der Text verweist schon über Aufbau und Struktur auf den kriminalpsychologischen Diskurs: Um 1900<sup>557</sup> verlief die Erkenntnisgewinnung auf diesem Gebiet fast ausschließlich über kasuistische Beispielerzählungen,<sup>558</sup> die eine individuelle Geschichte zu einem Fall erhoben und damit in einer Form präsentierten, die nicht nur das Besondere, sondern auch das Allgemeine und Typische eines Falles zu erfassen bestrebt waren. Fallgeschichten dienten ganz unmittelbar der Erfassung und Erhebung von Daten, aber auch zur Veranschaulichung von Argumenten und deren Konstitution im Modus evidenter Darstellung. Die Fallgeschichten waren für den kriminalpsychologischen Diskurs also wesentlich, um allgemeine Aussagen über die (natürliche) Beschaffenheit von Verbrechen abzuleiten und sind

---

<sup>555</sup> Grünwald (1930): Massenmord und Mordpsychose, S. 184.

<sup>556</sup> Erich Wulffen: »Die berühmtesten Sexualprozesse der Nachkriegszeit.« In: Magnus Hirschfeld (Hrsg.): *Zwischen zwei Katastrophen*. Hanau 1966. S. 469-514, hier S. 470.

<sup>557</sup> Grünwald verweist in dem Artikel darauf, dass sich die Kriminalpsychologie »vor knapp einem Jahrhundert« begonnen hat zu entwickeln, damit bezieht er sich auf ganz frühe Werke aus dem 18. Jahrhundert, die aber selbst noch nicht den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhoben. Vgl. dazu beispielsweise Johann Christian Gottlieb Schaumann: *Ideen zu einer Kriminalpsychologie*. Halle 1792. S. 6: »Den Gesichtspunkt, aus welchem meine Schrift zu betrachten ist, weist ihr Inhalt bestimmt genug an: doch halte ich es für nöthig, es hier ausdrücklich zu erinnern, daß sie nur die Vorläuferin nachfolgender, vollständiger Arbeiten sein soll, daß sie nur Ideen zu einer *Kriminalpsychologie*, noch nicht die Wissenschaft selbst bringt.«

<sup>558</sup> Vgl. insbesondere die Werke von Lombroso, Kurella, Krafft-Ebing und Wulffen.

dadurch als Vorläufer des modernen ›Täterprofils‹<sup>559</sup> anzusehen.<sup>560</sup> Der kriminalpsychologische Diskurs der Weimarer Republik stellte im Wesentlichen eine Weiterentwicklung von Lombrosos Degenerationstheorie dar, die im Verbrecher einen ›minderwertigen‹ Menschen sah und ihm die freie Willensentscheidung im Hinblick auf seine kriminellen Handlungen absprach. Vererbung bzw. Anlage oder die geistig-biologische Verfassung galten nun als determinierende Faktoren, deren Einfluss sich der Mensch nicht entziehen konnte. Im Zuge dessen wurde sukzessiv ein Zusammenhang zwischen Kriminalität und Geisteskrankheit hergestellt, der schließlich in einem Diskurs über den ›psychopathischen Verbrecher‹ und den Begriff der Zurechnungsfähigkeit mündete.<sup>561</sup> Auf die Psychopathie als wirkungsmächtiges Erklärungsmuster für die Ursache von Verbrechen greift auch Grünwald in dem Artikel in erster Linie zurück, um das außerordentliche Verbrechen des Massenmords wissenschaftlich zu erklären:

Sehr häufig haben wir es mit einem geistig nicht einwandfreien Menschen zu tun: Unter 119 zur Untersuchung gelangten Massenmördern waren 37 gesund oder nur unbedeutend anormal, 82 dagegen schwer psychopathisch oder richtig geisteskrank. Oft bezeichnet erst der Beginn der Morde das Ausbrechen einer Geisteskrankheit. Oft gehen Jahre zunehmender Trübung voraus, bis es endlich als Konsequenz zur größten Gleichgültigkeit in der Vernichtung des Lebens anderer kommt.<sup>562</sup>

Auch den Massenmörder aus »sexuellen Motiven«, also den Lustmörder, kategorisiert er als »geistig minderwertige Person«, die aufgrund einer »schweren Erkrankung körperlicher oder seelischer Art die Bahn des Normalen verläßt.«<sup>563</sup> Wie fest die Modellierung des Lustmörders auch sonst in den Kriminalitätsdiskus, aber auch

---

<sup>559</sup> In der deutschen Kriminalgeschichte wurde das erste bekannte ›Täterprofil‹ 1930 in einer Sonderausgabe des *Deutschen Kriminalpolizeiblattes* im Rahmen der Ermittlungen Peter Kürtens publiziert, um auf über 30 Seiten detailliert über sämtliche Tatzusammenhänge zu informieren und dadurch möglicherweise Hinweise aus der Öffentlichkeit oder anderen (Polizei-)Behörden zu erhalten. Vgl. *Deutsches Kriminalpolizeiblatt*, 1930, Preußische Sonderausgabe: »Die Düsseldorfser Sexualverbrechen von 1929.«

<sup>560</sup> Vgl. Arne Höcker: *Epistemologie des Extremen. Lustmord in Kriminologie und Literatur um 1900*. München 2012. S. 73.

<sup>561</sup> Durch die grundlegende Veränderung im Umgang mit mentalen Störungen, wie beispielsweise die Unterbringung der Patienten in Heil- und Pflegeanstalten statt in vormaligen üblichen Verwahrestellen, ersetzte der Begriff ›Geisteskrankheit‹ die wertenden und überkommenen Begriffe wie ›Wahnsinn‹, ›Blödsinn‹ oder ›Raserei‹. Die neuen Behandlungsmethoden, bei denen ein besonderes Augenmerk auf das Studium von Krankheitsverläufen gelegt wurde, hatten für die Strafrechtstheorie und -praxis, insbesondere die Kriminalpsychologie, weitreichende Folgen. Durch die neu entdeckten oder behaupteten Krankheitsbilder konnten nun zahlreiche Verbrecher als geisteskrank und damit einhergehend als unzurechnungsfähig erklärt werden. Vor allem das Konzept der *moral insanity* von James C. Pritchard (1786-1840) wurde in den neuen Theorien ausgegriffen: *Moral insanity* wurde als krankhafte Abwandlung der natürlichen Empfindungen und moralischen Veranlagungen bei gleichzeitig ungestörten Fähigkeiten bestimmt, Delinquenz also als ›moralisches Kranksein‹ verstanden. Vgl. Ylva Greve: *Verbrechen und Krankheit: Die Entdeckung der »Criminalpsychologie« im 19. Jahrhundert*. Köln 2004. S. 92 und Thomas Kailer: *Vermessung des Verbrechers. Die Kriminalbiologische Untersuchung in Bayern, 1923-1945*. Bielefeld 2011. S. 95-99.

<sup>562</sup> Grünwald (1930): Massenmord und Mordpsychose, S. 184.

<sup>563</sup> Grünwald (1930): Massenmord und Mordpsychose, S. 185.

in den öffentlichen Diskurs der Weimarer Republik eingeschrieben ist, zeigt Grünwalds folgende Beschreibung von Kürtens Taten:

Fälle wie der des Düsseldorfer Unholds haben in ihrer Psychologie für den geübten Kriminalisten nichts Außerordentliches. Typisch sind hier, wie fast immer, die periodischen Abstände, in denen die Überfälle und Morde geschehen, diktiert von den Wellen der krankhaften Mordlust, die für gewisse Zeiten den Täter auch wieder völlig verlassen kann. [...] Beim Düsseldorfer Mörder müssen wir reine Mordlust annehmen, die aber, wie wir wissen, immer einen sexuellen Charakter hat.<sup>564</sup>

Fast alle Merkmale der diskursiv hervorgebrachten Lustmörder-Figur der Jahrhundertwende werden hier aufgegriffen und popularisiert: Die unhinterfragte Annahme eines männlichen Täters, Sexualperversion, mythische Doppelgestalt, Serialität. Hinzu kommt, dass dem noch unbekanntem Täter typischerweise nur »Kinder und Frauen«<sup>565</sup> als Opfer zugeschrieben werden, obwohl Kürten auch Männer überfiel und tötete. Um seine These zu untermauern führt Grünwald gleich im nächsten Abschnitt den Fall von Jack, dem Aufschlitzer, also dem Prototyp des Lustmörders an, wobei er hier bemerkenswerterweise Rache und nicht reine Mordlust als Motiv für die Prostituiertenmorde anführt.<sup>566</sup> Durch diese Relativierung lässt er die Taten des »Düsseldorfer Unholds« noch monströser und außergewöhnlicher erscheinen und lanciert damit implizit die Massenhysterie, die zu diesem Zeitpunkt noch in Düsseldorf herrschte. Das Moment der »Masse« kommt in dem Artikel auch noch in einer anderen, ambivalenten Perspektive zum Tragen: Grünwald positioniert den Lustmörder in seiner Ausprägung als Massenmörder an der Bruchstelle, die die fehlende Verbindung von radikaler Individualisierung und Anonymität markiert. Dadurch wird er zu einer außergewöhnlichen Art von Verbrecher, den der übliche Begriff von Devianz nicht zu fassen vermag.

Als Subjekt ist er durch beide Bewegungsmomente der Gesellschaft bestimmt, nämlich sowohl durch hochgradige Individualität – als Mörder, dessen Verbrechen auf unvergleichbare Weise von den Medien aufgegriffen und übersteigert werden – als auch durch seine Unauffälligkeit im Strom der Masse, unsichtbar, in der Position eines Phantoms verbleibend. Deviantes Verhalten, zumindest in der Form von gewöhnlichen Kriminellen, ist etwas, das üblicherweise als Teil einer urbanen Gesellschaft akzeptiert wird, nicht jedoch in der Erscheinung eines Massenmörders aus Mordlust, weshalb er so gut wie immer monströse Züge erhält.<sup>567</sup> In dem Artikel findet demnach auch die kollektive Furcht vor dem Massenmord Artikulation, die

---

<sup>564</sup> Grünwald (1930): Massenmord und Mordpsychose, S. 185-186.

<sup>565</sup> Grünwald (1930): Massenmord und Mordpsychose, S. 186.

<sup>566</sup> Vgl. Grünwald (1930): Massenmord und Mordpsychose, S. 186: »Man glaubte das Motiv der ausgesucht immer an Prostituierten begangenen Morde darin zu finden, daß sich ein Vater für die Ansteckung seines Sohnes mit einer schweren Geschlechtskrankheit am ganzen Gewerbe rächen wollte, bis er die Schuldige traf.«

<sup>567</sup> Alvaro Santana-Acuna: »M« wie Masse. Langs Film als Beitrag zur Sozialtheorie.« In: Christoph Bareither/Urs Büttner (Hrsg.): *Fritz Lang: M – eine Stadt sucht einen Mörder. Texte und Kontexte*. Würzburg 2010. S. 159-170, hier S. 167-168.

Furcht also, grundlos inmitten der Stadt getötet zu werden. Als »besondere Kategorie des Massenmords«<sup>568</sup> führt Grünwald abschließend und in einem vergleichsweise kurzen Abschnitt den Giftmord an und koppelt ihn, ebenso dem zeitgenössischen Kriminalitätsdiskurs entsprechend, an die genuin weibliche Täterin. Interessanterweise verortet er ihn darüber hinaus im Bereich des Sexualverbrechens und verweist zu diesem Zweck auf die Studien Freuds und Wulffens, der bereits im *Sexualverbrecher* den Giftmord als »weibliches Monopok bezeichnet hatte und konstatierte, dass er »mit geschlechtlichen Motiven, mit dem Sadismus verknüpft [ist],« sodass alle großen Giftmischerinnen »sexuell stark erregbar« seien.<sup>569</sup> Doch nicht nur Wulffen war davon überzeugt, dass der Giftmord ein genuin weibliches Verbrechen ist, im kriminologischen Diskurs der Jahrhundertwende gab es kein weiteres Delikt, das in seiner Geschlechtsspezifität so klar definiert und festgelegt war.<sup>570</sup> Das Wissen, das diesem Konsens namhafter Fachwissenschaftler zugrunde lag und von diesen entgegen anderslautender statistischer Ergebnisse<sup>571</sup> mit Entschiedenheit vertreten wurde, war jedoch nicht rein wissenschaftlicher Natur. Indem vielmehr Schwäche und Hinterlistigkeit, und damit die angeblich zentralen Charakteristika der weiblichen Natur, als die Hauptursachen für die Neigung der Frau zum Giftmord diskutiert wurden, riefen die Autoren, so Inge Weiler in ihrer Studie zur Diskursivierung von Giftmordwissen, Vorstellungen vom Wesen des Weiblichen ab, die sich zum Alltagswissen der frühesten Geschichte zurückverfolgen lassen. Mit wissenschaftlichen Erklärungsmodi versehen, erhielten diese tradierten Wissensbestände eine Aufwertung und verfestigten sich zu einem auch noch in den 1920er Jahren virulenten Giftmord-Stereotyp.<sup>572</sup> Dies zeigen nicht nur die Studien von Wulffen und anderen Kriminologen der Weimarer Republik, sondern auch der vorliegende Artikel, da auch Grünwald den Giftmord typischerweise als weibliches Verbrechen markiert. Mehr noch: Durch die Kontrastierung der Giftmörderin mit dem Lustmörder, wird dessen »Männlichkeit« nochmals betont, sodass der Lustmörder konstitutiv stark und gewalttätig erscheint, wohingegen sein weibliches Komplement durch Schwäche gekennzeichnet ist.

Während sich Grünwald bei seiner Darstellung des Massen-, Lust-, und Giftmordes nahezu mustergültig auf zeitgenössisches kriminologisches, insbesondere kriminalpsychologisches Wissen stützt, unterscheidet sich das Bildmaterial des Artikels grundlegend von den üblichen Visualisierungsstrategien in zeitgenössischen krimi-

---

<sup>568</sup> Grünwald (1930): Massenmord und Mordpsychose, S. 188.

<sup>569</sup> Wulffen (1910): Der Sexualverbrecher, S. 363.

<sup>570</sup> Vgl. beispielsweise die Feststellung von Hans Gross, dem Begründer der modernen Kriminalistik, in seinem Standardwerk zur Kriminalpsychologie: »Dass der Giftmord vorwiegend von Frauen begangen wird, ist bekannt, und in jeder modernen gerichtlichen Medizin und verwandten Werken wird darüber gesprochen.« Gross (1898): Criminalpsychologie, S. 479. Weiterhin sei diesbezüglich verwiesen auf Krauss (1884), Kurella (1893) Aschaffenburg (1903) und Bloch (1909).

<sup>571</sup> Alexander von Oettingen hatte bereits 1882 festgestellt, dass sich die Zahl der Männer und Frauen bei der Verübung von Giftmorden fast die Waage hält, sodass »die Wahrscheinlichkeit, durch einen Mann oder durch eine Frau vergiftet zu werden, beinahe gleich ist.« Vgl.: Alexander von Oettingen: *Die Moralstatistik und ihre Bedeutung für die Sociaethik*. Erlangen 1882.

<sup>572</sup> Weiler (1998): Giftmordwissen und Giftmörderinnen, S. 3.

nologischen Fachbüchern. Dort wurden nämlich fast ausschließlich grausame Opferfotografien als Wissensparadigma des Lustmordes verwendet und Giftmorde so gut wie nie illustriert. Paradigmatisch war auch hier Wulffens Werk *Der Sexualverbrecher*, dessen Lustmordkapitel mit 19 grausamen Opferdarstellungen, teilweise in Detailaufnahme – die, ähnlich den zeitgenössischen bildkünstlerischen Lustmord-Darstellungen, die Verstümmelung und Zerstückelung des weiblichen Körpers fokussiert – versehen ist, denen lediglich drei Täterabbildungen gegenüberstehen. Der Artikel hingegen beschränkt sich auf Fotografien der im Text verhandelten Täter Fritz Haarmann und Fritz Angerstein. Neben dem durch die Bilder unterstützten Voyeurismus legten die Fotografien des kriminologischen Diskurses visuell fest, was der Lustmord ist und definierten das Opfer als Signifikant des lustmörderischen Triebes des Täters, der Artikel konzentriert sich hingegen darauf, den Tätern ein »Gesicht zu geben«, was eine zweifachem Zweck dienlich ist: Einerseits werden sie auf diese Weise aus der Anonymität, in der sie jahrelang ihre Verbrechen begehen konnten, entrissen, und andererseits wird die Normalität und Banalität ihrer äußeren Erscheinung offengelegt und dadurch die Aussage des Textes untermauert, dass sich hinter einer bürgerlichen Fassade ein monströses Seelenleben verbergen, und somit jeder als potenzieller Massenmörder gelten kann.

Der Artikel versucht jedoch auf eine andere Art, seine fachkundige Ausrichtung zu fundieren: Neben den vergleichsweise kleinen Täterfotografien sind dem Text drei großformatige Bilder beigelegt, die forensische Wissenschaftler bei der Arbeit zeigen und gleichzeitig auf die Methoden der Ballistik, der chemischen Untersuchung von Beweismaterial, der Untersuchung von Spuren unter dem Mikroskop und der Auswertung von Blutspuren verweisen (Abb. 27). Damit illustrieren die Bilder den Tätigkeitsbereich der Kriminalistik und nicht den der Kriminologie, auf den sich der Text, mit der Verortung im Kontext der Kriminalpsychologie, eigentlich bezieht.<sup>573</sup> Sie sollen aber dennoch dazu dienen, die Wissenschaftlichkeit der im Text vorgebrachten Thesen vor Augen zu führen, da die Methoden der Verbrechensbekämpfung über die Kriminalistik – allein aufgrund ihres direkten Bezugs zu den Naturwissenschaften – evidenter zum Ausdruck gebracht werden können. Der Artikel verweist somit sowohl auf der Bild- als auch auf der Textebene explizit auf den zeitgenössischen Kriminalitätsdiskurs und reproduziert und popularisiert im Zuge dessen auch die darin hervorgebrachte geschlechtsspezifische Codierung des Lustmords. Hinzu kommt bemerkenswerterweise auch eine Psychologie des Giftmords, der durch entsprechende geschlechtsspezifische Zuschreibungen als genuin weibliches Verbrechen markiert wird. Damit bleibt der Artikel gleich auf mehrfacher Weise in gängigen Darstellungspraktiken verhaftet und trägt so zur Aufrechterhaltung des kulturellen Phantasmas und der dadurch bedingten Massenhysterie bei.

---

<sup>573</sup> Die Kriminalistik ist die Lehre von den Mitteln und Methoden zur Bekämpfung einzelner Straftaten und des Verbrechertums durch präventive und repressive Maßnahmen. Zielsetzung der Kriminalistik ist demnach das Ermitteln von forensische Beweisen bzw. das Verhindern von Straftaten. Unter Kriminologie versteht man hingegen die Lehre von den Ursachen (Kriminalätiologie) und Erscheinungsformen (Kriminalphänomenologie) der Kriminalität.

### 4.6.3 Die Mädchen von Düsseldorf – Eine Frage der (Mit)Schuld

Nach der Ergreifung Peter Kürtens im Mai 1930 lässt sich in den Illustrierten Magazinen eine bemerkenswerte Wende im Umgang mit dem aufsehenerregenden Fall feststellen: So intensiv sich nämlich *Scherl's Magazin* und das *Kriminalmagazin* an der Fahndung nach dem ›Düsseldorfer Unhold‹ beteiligen, indem sie versuchen, ihr Publikum zu sensibilisieren und zu mobilisieren, so gering fällt ihr Interesse aus, nachdem bekannt wird, wer für die Mordserie verantwortlich ist. *Scherl's Magazin* stellt seine Berichterstattung zu dem Thema komplett ein, das *Kriminalmagazin* druckt in der Juli-Ausgabe 1930 in der Rubrik »Bilder aus aller Welt« lediglich amtliche Verbrecherfotos von Kürten ab, die ihn, wie es zu der Zeit üblich war, auf drei Abbildungen im Profil, *en face* und im Halbprofil zeigen und mit der Bildunterschrift »Der Düsseldorfer Massenmörder Peter Kürten« versehen sind (Abb. 28). Die Verbrecherfotos Kürtens sind außerdem, insbesondere im Vergleich mit den restlichen Abbildungen, die in dieser Rubrik zu sehen sind, von relativ kleinem Format: So nimmt beispielsweise die Fotografie Al Capones, die über den Verbrecherfotos Kürtens positioniert ist, knapp zwei Drittel der Seite ein, Kürtens nur ein Drittel, Capones Foto ist mit einem längeren, erläuternden Text versehen, bei Kürten gibt es abgesehen von der Bildunterschrift keinen, die Bilder näher beschreibenden Textteil. Dies weist drauf hin, dass der Düsseldorfer Lustmörder für die Illustrierten Magazine nur in jener Phase interessant war, in der er in der Position eines Phantoms verblieb, unsichtbar, unberechenbar und deshalb monströs und gefährlich. Von seinem Schattendasein ging der besondere Reiz aus, da man so die krudesten Vorstellungen auf ihn projizieren und auf diesem Wege das Sensationsbedürfnis des Publikums befriedigen konnte. Die Offenlegung seiner Identität bedeutete den Wegfall der Faszination des Unbekannten, das Böse hatte ein (gutbürgerliches) Gesicht bekommen und so sein aufsehenerregendes Potenzial verloren. Da, wo um die Figur Jack the Ripper ein Mythos des Lustmörders aufgebaut werden konnte, weil dieser nicht gefasst wurde, beendete die Festnahme Kürtens eine ähnliche Entwicklung, zumindest in den Illustrierten Magazinen.

Lediglich im *Querschnitt*, der sich zuvor überhaupt nicht mit der Düsseldorfer Mordserie befasst hat, erscheint nach der Festnahme Kürtens ein Artikel, der sich rückblickend ausführlicher mit den Umständen des Falls auseinandersetzt. Verfasst ist der Artikel von der Kunsthistorikerin und Journalistin Luise Straus-Ernst und damit von einer der wenigen Frauen, die in den Illustrierten Magazinen zum Thema Kriminalität publiziert haben. Luise Straus, 1893 als Tochter jüdischer Eltern geboren, heiratete im Oktober 1918 ihren Studienfreund und Künstler Max Ernst, der 1919 mit dem selbst erfundenen Beinamen ›minimax dadamax‹ gemeinsam mit Johannes Theodor Baargeld die Kölner Dada-Gruppe gründete. Ihre gemeinsame Wohnung wurde 1919/20 zum Zentrum für Dada in Köln, zu deren Kreis neben Baargeld unter anderem das Ehepaar Heinrich und Angelika Hoerle und später auch Hans Arp zählte. Bis auf die Mitwirkung an einigen Collagen, war Luise Straus-Ernst an der Kunstproduktion jedoch eher weniger beteiligt. Den Fokus richtete sie hingegen

auf ihre journalistische Tätigkeit, veröffentlichte Aufsätze in den *Blättern für Kunst und Kritik* und diverse Buchbesprechungen.<sup>574</sup> Bemerkenswert ist, dass in dem Artikel des *Querschnitt* nicht die grausamen Taten des Lustmörders rekapituliert und diskutiert, sondern seine Opfer, »Die Mädchen von Düsseldorf«, so auch der Titel des Artikels, zum Gegenstand der Betrachtung erhoben werden. Denn trotz des Entsetzens und der Verblüffung »über die Mentalität eines Menschen, der Jahre hindurch Morde und rohe Überfälle an jungen Mädchen und Frauen verübte«,<sup>575</sup> ist für Straus-Ernst eine weitere Frage in Bezug auf das Verbrechen mindestens genauso wichtig:

Was für Mädchen waren es denn eigentlich, denen dieser Mensch sich nähern konnte? Was für eine sonderbare Menschensorte läßt sich so ohne Umstände anreden, mitnehmen, umschmeicheln und mißhandeln? Hier öffnet sich der Blick einer Klasse von Frauen, um deren Seelen- und Liebesleben man sich wenig kümmern pflegt, weil es einfach und unergiebig scheint. Die Literatur kennt die mondäne Dame und die Dirne, kennt die berufstätige Frau, die Bäuerin die Hochstaplerin. Aber mit wenigen, kümmerlichen Ausnahmen – kennt sie nicht das kleine Dienstmädchen. [...] Fast alle Mädchen, die mit dem Mörder Peter Kürten in Beziehung standen, waren Hausangestellte.<sup>576</sup>

Bereits an diesem Zitat wird deutlich, dass der Artikel die Leser auf eine ganz bestimmte Weise beeinflussen soll: Aus Straus-Ernst Behauptungen geht nämlich hervor, dass (1) alle Opfer Kürtens weiblich, und dass (2) die meisten davon Dienstmädchen waren. Tatsächlich hatte Kürten keine eindeutigen Vorlieben bei der Wahl seiner Opfer, er tötete und überfiel sowohl Kinder als auch Erwachsene, Frauen genauso wie Männer. Der Artikel stilisiert also bereits zu Beginn die schwache, wehrlose Frau zum einzig möglichen Opfer des Lustmörders und reproduziert damit genauso wie der Artikel von Grünwald den für den Lustmorddiskurs typischen, geschlechtsspezifischen Täter-Opfer-Komplex. Dass Straus-Ernst gerade Dienstmädchen bzw. Hausangestellte als präferierte Opfer Kürtens benennt, stellt außerdem eine implizierte Kritik an der zeitgenössischen Angestelltenkultur dar, da diesem Berufsfeld gemeinhin ein gewisser Grad an Weltfremdheit unterstellt wurde. So diagnostiziert z.B. Kracauer 1929, dass die Masse der Angestellten

gegenwärtig ohne eine Lehre [lebt], zu der sie aufblicken, ohne ein Ziel, das sie erfragen könnte. Also lebt sie in Furcht davor, aufzublicken und sich bis zum Ende durchzufragen. Nichts kennzeichnet so sehr dieses Leben, das nur in eingeschränktem Sinne Leben heißen darf, als die Art und Weise, in der ihm das Höhere erscheint. Es ist ihm nicht Gehalt, sondern Glanz. Es ergibt sich ihm nicht durch Sammlung, sondern in der Zerstreuung. »Warum die Leute so viel in Lokale gehen?«, meint ein mir bekannter Angestellter, »doch

---

<sup>574</sup> Vgl. Monika Hinterberger: »Louise Straus-Ernst (1893-1944) – »Es war mein ganzes schönes Leben.« In: *ÜberLebensKünstlerinnen. Zeitschrift für Museum und Bildung* 63, 2005, S. 52-68, hier S. 57-59.

<sup>575</sup> Luise Straus-Ernst: »Die Mädchen von Düsseldorf.« In: *Der Querschnitt* 10/7, 1930/31, S. 467-469, hier S. 467.

<sup>576</sup> Straus-Ernst (1930/31): Die Mädchen von Düsseldorf, S. 467-468.

wohl deshalb, weil es zu Hause elend ist und sie am Glanz teilhaben wollen.<sup>577</sup>

In diesem Sinne geht der Artikel noch einen entscheidenden Schritt weiter: Straus-Ernst charakterisiert Kürtens weibliche Opfer im Folgenden unter anderem als »lebens- und liebeshungrige Dinger« ohne »Welt- und Menschenkenntnis«<sup>578</sup> und hebt so ihre vermeintliche Naivität und Leichtgläubigkeit hervor. Zu diesem Zwecke bezieht sie sich auch auf Aussagen von Frauen, die die Angriffe Kürtens überlebt haben, wie beispielsweise Sophie K., die als verliebtes Mädchen bezeichnet wird, das die Übergriffe Kürtens angeblich »als Recht seiner männlichen Überlegenheit«<sup>579</sup> ansah. Auch hier wird die Meinung des Lesers durch eine weitgehend freie Interpretation der Tatsachen manipuliert, da der besagten Sophie Koch durchaus bewusst war, dass Kürtens Handlungen nicht rechtens waren, was man dem Protokoll ihrer polizeilichen Befragung entnehmen kann:

Ich hatte inzwischen doch den Entschluß gefaßt, doch den Verkehr mit Kürten abzubrechen. Ich konnte ihm aber das nicht gut sofort sagen. Zielloser umherwandernd, erklärte ich ihm, daß ich Schluß mit ihm machen wolle. Darauf kniff er mir heftig den Arm. Auf einmal standen wir in Grafenberg vor dem Wald. Es war Nacht. Er verlangte von mir den Geschlechtsverkehr. Als ich den ablehnte, kniff er mich, und zwar so stark, daß ich ihm ein Schimpfwort zuwarf. Nun wurde er roh. Ich sollte das Schimpfwort zurücknehmen. Dann warf er mich hin und vollzog mit mir gewaltsam den Geschlechtsakt.<sup>580</sup>

Außerdem betont Straus-Ernst die Eitelkeit der Mädchen, ihren Wunsch nach einem, besonders in finanzieller Hinsicht, besseren Leben und gibt an, dass Brutalität »für sehr viele Mädchen ohne weiteres zur Liebe«<sup>581</sup> gehört. Damit unterstellt sie den Opfern eine Mitschuld an den Morden, die sie im Artikel später auch explizit formuliert:

Ganz allmählich hat sich eine ganze Reihe solcher Mädchen gemeldet, die zuerst keine Anzeige erstattet hatten, obwohl Kürten sie vergewaltigt, zum Teil auch gewürgt hatte. Denn was heißt schließlich in einem solchen Falle »vergewaltigt«? Sie waren ja freiwillig mitgekommen und nicht etwa im Dunkeln überfallen worden. Da mögen sie mit Recht einen Teil der Schuld bei sich selbst gesucht haben.<sup>582</sup>

Die Darstellung der Frau als schwaches, unmündiges Opfer männlicher Sexualität, das aufgrund seiner charakteristischen Eigenschaften wie Eitelkeit, Naivität und Leichtgläubigkeit geradezu danach schreit, ausgebeutet, verletzt und sogar ermordet zu werden, kommt auch auf bildlicher Ebene zum Tragen. Illustriert ist der

---

<sup>577</sup> Kracauer (1971): *Die Angestellten*, S. 91.

<sup>578</sup> Straus-Ernst (1930/31): *Die Mädchen von Düsseldorf*, S. 468.

<sup>579</sup> Straus-Ernst (1930/31): *Die Mädchen von Düsseldorf*, S. 468.

<sup>580</sup> Vgl. O.A.: »Aussage der Hausangestellten Sophie Koch.« In: Elisabeth Lenk/Roswitha Kaever (Hrsg.): *Leben und Wirken des Peter Kürten, genannt der Vampir von Düsseldorf*. München 1974. S. 69-71, hier S. 70-71.

<sup>581</sup> Straus-Ernst (1930/31): *Die Mädchen von Düsseldorf*, S. 469.

<sup>582</sup> Straus-Ernst (1930/31): *Die Mädchen von Düsseldorf*, S. 469.

Artikel mit einer einzigen Karikatur des Zeichners Erich Ohser (1903-1944), der große Bekanntheit durch seine Comicstrips »Vater und Sohn«, publiziert in der *Berliner Illustrierten Zeitung*, erlangte, die er als Gegner des Nationalsozialismus nur unter dem Pseudonym »e.o. plauen« veröffentlichen durfte. Ohser studierte nach seiner Schlosserlehre an der »Staatlichen Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe« in Leipzig und arbeitete nebenbei bei der *Neuen Leipziger Zeitung*. Erste Erfolge erlangte er als Buchillustrator – unter anderem für Gedichtbände Erich Kästners, der auch einer seiner engsten Freunde war – und politischer Karikaturist für die sozialdemokratische Zeitung *Vorwärts*. Auf der den Artikel illustrierenden Karikatur mit dem Titel »Der Mädchenpfänder« ist eine Szene aus dem Inneren eines Pfandhauses abgebildet (Abb. 29): Im vorderen Bildteil ist, elegant an den Tresen gelehnt, ein in Frack und Zylinder gekleideter Mann zu sehen, eine Zigarre rauchend und mit einem selbstgerechten Blick ausgestattet. Hinter dem Tresen, der mit Blumen und Herzen verziert ist, steht der Pfandleiher, der gerade einen Miniatur-Frauenkörper unter die Lupe nimmt, um ihren Wert zu bestimmen. Neben ihm steht eine Balkenwaage, in deren Waagschalen sich weitere gesichtslose Miniatur-Frauenkörper befinden. Im Bildhintergrund ist außerdem noch ein Schrank zu sehen, auf dessen neun Schubladen verschiedene Begriffe wie »blond«, »braun«, »schmal«, und »mollig«, also Kategorien, nach denen die Frauenkörper später klassifiziert und katalogisiert werden, vermerkt sind. Auffallend ist, dass die Frauenkörper unbekleidet und in verschiedenen Körperhaltungen dargestellt sind, vorwiegend mit den Händen vor Gesicht und Brust oder den Armen in die Luft gestreckt. Dadurch entsteht der Eindruck von Scham und Hilflosigkeit, der auch dadurch verstärkt wird, dass sich der Frauenkörper in der Hand des Pfandleihers vehement gegen ihre Begutachtung zu wehren scheint. Illustriert wird hier also ein klares, etabliertes Machtgefälle: Der Frau werden sämtliche menschlichen Eigenschaften – bis auf die stereotypen Wesensmerkmale Schamgefühl, Schwäche und Wehrlosigkeit – abgeschrieben und sie erscheint als seelenloses Ding und Ware, die der Mann prüfen, kategorisieren und beurteilen und mit der er in letzter Konsequenz auch nach Belieben handeln kann.

Auf den ersten Blick könnte die Abbildung, da es sich dabei um eine Karikatur handelt, auch ironisierend bzw. als Kritik an dem dort dargestellten Geschlechterverhältnis verstanden werden, die Radikalität der im Text vorgebrachten Schuldzuweisungen widerspricht dieser Lesart jedoch eindeutig. Durch eine Psychologisierung und Marginalisierung der Opfer wird in dem Artikel demnach eine Normalisierung des Frauenmords vollzogen, er erscheint plausibel und nachvollziehbar und der Täter weniger monströs. Damit liefert der *Querschnitt* ein Deutungsmuster der Taten, das in den Medien im Zusammenhang mit den Kürten-Morden häufig bemüht wurde. So konstatiert beispielsweise auch Franz Blei im *Berliner Tageblatt*: »Welcher Mann hat noch nie seine Liebste in einem Moment stiller Wut ermorden wollen?«<sup>583</sup> Dieses Deutungsmuster, das die Täter-Opfer-Logik umkehrt und dadurch zur Festigung des hierarchischen Geschlechterverhältnisses beiträgt, passt

---

<sup>583</sup> Zitiert nach Tatar (1995): Lustmord, S. 52.

eigentlich nicht zu der fortschrittlichen Ausrichtung des *Querschnitt*. Ebenso irritiert die Tatsache, dass gerade eine Frau die Verfasserin des Artikels ist, von der man annehmen würde, dass sie sich eher als ein männlicher Kollege mit den Opfern einer sexuell motivierten Mordserie solidarisieren würde. Im Grunde lässt sich daran aber ablesen, wie fest die geschlechtsspezifischen Narrative und Zuschreibungen des Lustmord-Phantasmas im kriminologischen und medialen Diskurs der Weimarer Republik verankert waren. Selbst bei der Auseinandersetzung mit den Opfern von Lustmördern konnte nicht außerhalb der sexualpathologisch geprägten Dichotomie ›Lustmörder-männlich-aktiv/Opfer-weiblich-passiv‹ gedacht, gesprochen und berichtet werden.

#### 4.6.4 Elisabeth Bathory: Eine weibliche Lustmörderin?

Trotz dieses im Diskurs fest verankerten Darstellungsmusters wurde im Dezember 1930 im *Kriminalmagazin* ein Artikel publiziert, der sich mit dem weiblichen Pendant zum ›Vampir von Düsseldorf‹ beschäftigt, nämlich dem Fall der Elisabeth Bathory, die Anfang des 17. Jahrhunderts wegen Massenmordes verurteilt wurde und unter dem Namen ›Blutgräfin‹ bzw. ›Gräfin Dracula‹ in die Geschichte einging.<sup>584</sup> In dem Artikel wird Bathory also als weibliches Gegenstück von Peter Kürten bezeichnet, wodurch die Frage aufgeworfen wird, ob und inwiefern hier dementsprechend auch eine Verschiebung in der geschlechtsspezifischen Codierung des Lustmordes stattfindet. Schon zu Beginn des lediglich zwei Seiten langen Artikels mit dem Titel »Elisabeth Batory – Ein Beitrag zur Geschichte des Massenverbrechens« legt der Verfasser, der österreichische Publizist Karl Dopf, viel Wert darauf zu betonen, dass es in der Geschichte auch weibliche Massenmörder gegeben hat, es sich dabei also nicht um ein spezifisch männliches Delikt handelt:

Auch das grausige Verbrechen des Massenmordes, mit dem in unserer Zeit ein Haarmann, ein Denke und in jüngsten Tagen der Vampyr von Düsseldorf die ganze Welt in Schrecken versetzt haben, hat schon zu den verschiedensten Zeiten der Weltgeschichte seine Vorläufer gehabt. Und nicht allein immer Männer waren es, die ihr Gewissen mit Mord auf Mord belasteten, sondern auch Frauen dieser Art begegnen uns, wenn wir in ganz alten, nahezu schon vergilbten Chroniken und Prozeßakten blättern. Besonders die rätselhaften Mädchenmorde des Düsseldorfer Kürten haben in der Geschichte des Massenmordes ein weibliches Beispiel, das wohl einzig dasteht und Kürtens

---

<sup>584</sup> Elisabeth Bathory wurde 1560 geboren und gehörte einer der mächtigsten und vornehmsten Familien der damaligen Zeit an, die weitläufig mit dem Hause Dracula verwandt war. Ihr Reichtum war gewaltig und überstieg den des ungarischen Königs Matthias II, der sogar ihr Schuldner war. Die ständigen Heiraten innerhalb der ungarischen Adelsfamilien, durch die ihr Besitz zusammengehalten werden sollte, hatte jedoch zu einer genetischen Degeneration geführt, so auch bei Elisabeth, die an Epilepsie litt. Im Alter von elf Jahren wurde sie mit Ferenc Nadasdy verlobt, der ein äußerst grausamer Feldherr war und deshalb den Beinamen ›Schwarzer Ritter‹ erhielt. Vgl. Norbert Borrmann: *Vampirismus, oder die Sehnsucht nach Unsterblichkeit*. München 2001. S. 208.

Schandtaten sowohl an Zahl wie auch an Grausamkeit um das Vielfache überbietet.<sup>585</sup>

Während Dopf hier also die hohe Zahl der Morde und die Art der Opfer – es waren in beiden Fällen vor allem junge Mädchen – als Parallelen der beiden Mordserien anführt, ist bemerkenswert, was er im Folgenden als Motiv für die Taten der Gräfin benennt, da sich darüber eine entscheidende Bewertung der gegenübergestellten Taten ableiten lässt. So führt er als Bathorys Hauptmotiv ihre »abnorme Eitelkeit«<sup>586</sup> an und verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass die Geschichte voll von weiblichen Verbrecherinnen sei, die aufgrund ihrer »hemmungslose[n] Eitelkeit« von »Weiber[n] zu Hyänen«,<sup>587</sup> ein Zitat aus Schillers *Lied von der Glocke*,<sup>588</sup> mutiert sind, ohne aber spezifische Beispiele dafür zu nennen. Vielmehr reproduziert er hier die misogynen Thesen Weiningers, der in *Geschlecht und Charakter* die Eitelkeit als spezifische Eigenschaft des weiblichen Geschlechtscharakters benannte:

Die Frauen haben, trotz Schiller, keine Würde – die Dame wurde ja nur erfunden, um diesen Mangel auszufüllen –, und ihre Eitelkeit wird sich danach richten, was ihnen ihr höchster Wert ist; das heißt, sie wird auf die Festhaltung, Steigerung und Anerkennung körperlicher Schönheit gehen. Die Eitelkeit von W ist somit einerseits ein gewisses, nur ihr eigenes, selbst dem (männlich) schönsten Manne fremdes Behagen am eigenen Leibe: eine Freude, die sich, selbst beim häßlichsten Mädchen, sowohl bei der Selbstbetastung, als bei der Selbstbetrachtung im Spiegel, als auch bei vielen Organempfindungen einzustellen scheint; aber schon hier macht sich mit voller Stärke und mit dem erregendsten Vorgefühl der Gedanke an den Mann geltend, dem diese Reize einst gehören sollen, und beweist wiederum, wie das Weib zwar allein, aber nie einsam sein kann. Andererseits also ist die weibliche Eitelkeit Bedürfnis, den Körper bewundert oder vielmehr begehrt, vom sexuell erregten Manne begehrt zu fühlen. Dieses Bedürfnis ist so stark, daß es wirklich viele Weiber gibt, denen diese Bewunderung, begehrtlich von seiten des Mannes, neiderfüllt von seiten der Geschlechtsgenossinnen, zum Leben vollkommen genügt; sie kommen damit aus, andere Bedürfnisse haben sie kaum.<sup>589</sup>

Weininger koppelt Eitelkeit demnach explizit an die weibliche Sexualität, genauso wie später auch der renommierte Schweizer Psychiater und Sozialreformer Auguste

---

<sup>585</sup> Karl Dopf: »Elisabeth Batory. Ein Beitrag zur Geschichte des Massenverbrechens.« In: *Das Kriminalmagazin* 2/21, 1930/31, S. 897-898, hier S. 897.

<sup>586</sup> Dopf (1930/31): Elisabeth Batory, S. 897.

<sup>587</sup> Dopf (1930/31): Elisabeth Batory, S. 897.

<sup>588</sup> Mit dem Ausdruck »Weiber zu Hyänen« bezieht Schiller sich jedoch nicht auf verbrecherische Frauen, sondern kritisiert den politischen Kampfgeist der Frauen während der Französischen Revolution. Ausführlich heißt es in dem Gedicht dazu: »Wo rohe Kräfte sinnlos walten,/Da kann sich kein Gebild gestalten,/Wenn sich die Völker selbst befreien,/Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn./[...] Freiheit und Gleichheit! hört man schallen,/Der ruhige Bürger greift zur Wehr,/Die Straßen füllen sich, die Hallen,/Und Würgerbanden ziehn umher,/Da werden Weiber zu Hyänen/Und treiben mit Entsetzen Scherz,/Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,/Zerreißen sie des Feindes Herz.« Friedrich Schiller: »Das Lied von der Glocke.« In: Ders.: *Werke in fünf Bänden*. Erster Band: Gedichte – Prosaschriften, hg. v. den nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar. Berlin/Weimar 1976. S. 170-183, hier S. 180-181.

<sup>589</sup> Weininger (1905): *Geschlecht und Charakter*, S. 260.

Forel in seinem Werk *Die sexuelle Frage*, in dem er Eitelkeit als »urmenschlich« bezeichnet und konstatiert, dass sie aus »sexuelle[r] Gefallsucht«<sup>590</sup> resultiere. Anders also als Peter Kürten, der als deklariertes Lustmörder seine Verbrechen aus rein sexueller Lust am Töten beging, müssen bei einer massenmordenden Frau, so wird hier suggeriert, andere Tatmotive gefunden werden, da Frauen kategorisch aus dem Lustmord-Diskurs ausgeschlossen sind. Paradoxaerweise werden diese Motive, in diesem Fall die krankhafte Eitelkeit, aber dennoch an die Sexualität der Frau geknüpft, jedoch an eine passive Sexualität: Da, wo der Mann aktiv zum Mörder wird, um seine sexuellen Triebe zu befriedigen, ist die Frau ihrer Sexualität unterworfen, insofern sie nur deshalb tötet, um ihre Schönheit zu erhalten und so weiterhin anziehend für Männer zu erscheinen. Damit verbleibt die Gräfin, obwohl Dopf zu Beginn des Artikels feststellt, dass Bathorys Verbrechen »Kürtens Schandtaten sowohl an Zahl als auch an Grausamkeit um das Vielfache«<sup>591</sup> überbieten, in der Position einer passiven, ihrer Sexualität unterworfenen Frau, die fast schon selbst als Opfer, nämlich das ihrer Eitelkeit, erscheint.

Nachdem Dopf im weiteren Verlauf des Artikels die verschiedenen Grausamkeiten beschrieben hat,<sup>592</sup> die Bathory ihren Dienstmädchen angetan haben soll, kommt er im letzten Abschnitt, gleichsam als Höhepunkt der Perversion, auf die Tat zu sprechen, wegen der sie bis heute in populärwissenschaftlichen und popkulturellen Schriften<sup>593</sup> als »Blutgräfin« bezeichnet wird:

Elisabeth Batory's letzte Hoffnung auf Rettung ihrer Schönheit und Verjüngung ihres Körpers waren Blutbäder, und zwar Bäder in Jungfrauenblut. Mit Hilfe ihrer stets bereiten Helfershelfer gelang es der Verbrecherin immer wieder, junge, unschuldige Mädchen durch glänzende Versprechungen in ihren Dienst zu locken. [...] Beinahe sechshundert Mädchen wurden auf diese Weise für das jahrelange Verjüngungsbad der Elisabeth Batory hingemordet.<sup>594</sup>

Hier findet erneut eine Verknüpfung von weiblicher Delinquenz und passiver Se-

---

<sup>590</sup> Forel (1907): *Die sexuelle Frage*, S. 188.

<sup>591</sup> Dopf (1930/31): *Elisabeth Batory*, S. 897.

<sup>592</sup> Vgl. Dopf (1930/31): *Elisabeth Batory*, S. 898: »Mit kleinen Schikanen der weiblichen Dienerschaft begann es, und bald wurde die raffinierteste und kaltblütigste Grausamkeit die Lieblingsbeschäftigung der Batory. Für die schönsten ihrer Dienerinnen erfand das Weib die qualvollsten Martern als Strafen für geringfügige oder nur angenommene Versehen im Dienste. Bald wurde das Eintreiben von Stecknadeln zwischen die Nägel, die Geißelung des nackten Körpers mit Dornenruten, das Brennen mit glühenden Schlüsseln und Zangen, Einschnitte mit Messern und Scheren an den empfindlichsten Stellen des Leibes und ähnliche kleine Foltern nur zu den gewöhnlichen Strafen gerechnet, an deren Qualen sich die herzlose Tyrannin ergötzte.«

<sup>593</sup> Vgl. beispielsweise Gerald Axelrod: *Die Geheimnisse der Blutgräfin Elisabeth Báthory. Ihr Leben mit Fotografien aus der Slowakei, Österreich und Ungarn*. Würzburg 2011; Laszlo Nagy: *A Rossz Hirü Bathoryak*. Budapest 1984; Michael Farin: *Heroine des Grauens. Wirken und Leben der Elisabeth Báthory in Briefen, Zeugenaussagen und Phantasiespielen*. München 1989; Tony Thorne: *Countess Dracula, The life and times of the Blood Countess, Elisabeth Báthory*. London 1997; Andreas Varesi: *Das Geheimnis der Báthory*. Dresden 2005; Raymond T. McNally: *Dracula was a woman: In search of the blood countess of Transylvania*. New York 1983.

<sup>594</sup> Dopf (1930/31): *Elisabeth Batory*, S. 898.

xualität statt, die über die Inszenierung der Gräfin als blutlüsterner Vampir vollzogen wird: Im Rahmen der dekadenten Modellierung von weiblicher Sexualität erfolgte um 1900, wie im *Femme fatale*-Kapitel bereits dargelegt, auch eine Renaissance des Vampirismus-Motivs, das sich in Bildern der nach Blut verlangenden Frau und im weiblichen »Durst« nach männlichen Opfern in Kunst und Literatur niederschlug. Für das Motiv von entscheidender Bedeutung war dabei die besondere Konnotation weiblichen Blutes, das um 1900 als »unreines« Menstruationsblut stets auch als Symbol des prinzipiell pathologischen Charakters der Frau fungierte.<sup>595</sup> Bathory trank das Blut ihrer Opfer zwar nicht, es ist aber der Wunsch nach Unsterblichkeit, der die Faszination des Vampirismus ja wesentlich prägt, der hier zur Artikulation kommt. Hinzu kommt die Verknüpfung von Blutobsession und pervertierter Sexualität, da die sadistische Folter der Bediensteten, so wird der Bathory nachgesagt, ihrer Lustbefriedigung diene.

Zudem muss hervorgehoben werden, dass Dopf die angeblichen Blutbäder der Gräfin als Faktum wiedergibt, obwohl schon zu diesem Zeitpunkt allgemein bekannt war, dass es sich dabei um eine unbewiesenen Legende handelte. Entscheidend zur Legendenbildung<sup>596</sup> beigetragen hatte der Jesuit László Turóczi, der in seinem vom Geist der Gegenreformation geprägten, in lateinischer Sprache veröffentlichten Werk *Ungaria suis cum regibus compendio data* (1729) die Verurteilung Bathorys rekonstruierte und sie dabei um einige wesentliche, offenbar erfundene Details ergänzte: So habe Bathory beim Foltern eines Mädchens einige Blutspritzer im Gesicht abbekommen und auf diesen Stellen dann eine deutliche Verjüngung ihrer Haut festgestellt, weshalb sie sich schließlich entschlossen habe, systematisch junge Frauen zu töten und in deren Blut zu baden, um ihre Haut jugendlich und attraktiv zu erhalten.<sup>597</sup> Im deutschsprachigen Raum verbreitete sich der Mythos der Blutgräfin durch Michael Wagens Werk *Beiträge zur philosophischen Anthropologie* aus dem Jahre 1796, in dem der Autor die Ausführungen Turóczis übernahm und mit weiteren Details ausschmückte. Fest im Diskurs zum Fall Bathory verankert wurde der Mythos schließlich 1850 durch Rudolf Leubuschers psychologische Abhandlung *Über die Wehrwölfe und Thierverwandlungen im Mittelalter*, in denen mit Bezug auf Wagner konstatiert wird, dass Elisabeth, nachdem sie das Blut eines Dienstmädchens auf der Haut gespürt hat, den Entschluss gefasst hat, »ihr Gesicht, ja ihren ganzen Leib in menschlichem Blute zu baden, um dadurch ihre Schönheit zu erhöhen.«<sup>598</sup>

---

<sup>595</sup> Vgl. Catani (2005): *Das fiktive Geschlecht*, S. 92-93.

<sup>596</sup> Bereits 1812 hatte der Freiherr von Mednyansky in der Zeitschrift *Hesperus* die Blutbäder der Bathory in das Reich der Legenden verwiesen, andere Historiker folgten daraufhin seiner Einschätzung. Dennoch blieben gerade Schriftsteller und Filmemacher von dem Mythos der Blutgräfin fasziniert. Darauf aufbauend schrieb z.B. Leopold von Sacher-Masoch seine Novelle *Ewige Jugend*, selbst Bram Stoker hat sich bei dem Roman um *Dracula*, den berühmtesten Vampir der Literaturgeschichte, beeinflussen lassen. Der Film hat sich in zweifacher Weise von Bathory inspirieren lassen: Zum einen schrieb er die Geschichte um Blut als Schönheitselixier weiter, zum anderen bot ihre Gestalt auch einen wichtigen Anstoß zum lesbischen Vampirfilm. Vgl. Borrmann (1998): *Vampirismus*, S. 212.

<sup>597</sup> Graeme Donald: *Lies, Damned Lies and History*. Stroud 2014. S. 60-61.

<sup>598</sup> Rudolf Leubuscher: *Über die Wehrwölfe und Thierverwandlungen im Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte der Psychologie*. Berlin 1850. S. 60.

Obwohl in den offiziellen Prozessakten keine derartigen Vorgänge erwähnt wurden, avancierte diese Darstellung zu der meist verbreiteten und zu einem Mythos, der nun auch von Dopf in dem Artikel weiterverbreitet wird, um seine These vom weiblichen Massenmörder als Pendant zum Lustmörder Kürten zu fundieren. Mehr noch: Durch die Beschreibung der Blutbäder wird der Eindruck vermittelt, dass, obwohl die Taten des Vampirs von Düsseldorf als äußerst grausam wahrgenommen wurden, Frauen aufgrund ihres Sexualcharakters zu Morden in der Lage seien, die um ein Vielfaches grausamer und perverser sind. Die Sexualität der Frau wird in dem Artikel also einerseits marginalisiert und über Passivität definiert, andererseits aber auch als überaus gefährlich inszeniert. Und obwohl Bathorys Taten explizit im Lustmorddiskurs verortet werden, wird sie selbst nicht als Lustmörderin deklariert: aufgrund ihrer Weiblichkeit kann sie schon aus Prinzip nicht aus Lust am Töten gehandelt haben, sexuell motivierter Sadismus bleibt die Domäne des Mannes.

#### 4.6.5 Der Künstler als Lustmörder

Schließlich soll noch ein Artikel vorgestellt werden, in dem das Lustmordmotiv in einem völlig anderen Kontext diskutiert wird und der die geschlechtsspezifische Zuschreibung ›Lustmord/übersteigerte Männlichkeit‹ im Vergleich mit den zuvor untersuchten Texten noch einmal zuspitzt. Dabei handelt es sich um den Aufsatz über »Das Lustmordmotiv in Kunst und Literatur«, der von Kurt Moreck verfasst wurde und 1931 im *Kriminalmagazin* erschienen ist. Moreck, dessen bürgerlicher Name Konrad Haemmerling war, veröffentlichte zunächst Romane und Erzählungen, bis er in den 1920er Jahren den Schwerpunkt seiner Arbeit auf kultur- und sittengeschichtliche Veröffentlichungen verlegte. Zu seinen bekanntesten Werken gehören die 1925 und 1926 publizierten Abhandlungen über *Das weibliche Schönheits-Ideal im Wandel der Zeiten*, die *Sittengeschichte des Kinos* und die dreibändige *Kultur- und Sittengeschichte der neuesten Zeit* (1928-29), in der das Geschlechtsleben der modernen Gesellschaft, die Prostitution bei den Kulturvölkern und das Genussleben des modernen Menschen im Fokus stehen. Gleichzeitig gab er zahlreiche Werke heraus und übersetzte unter anderem Schriften von Honoré de Balzac, Miguel de Cervantes Saavedra, Charles Dickens, Voltaire und Oscar Wilde.

In dem vorliegenden, mit 2,5 Seiten vergleichsweise kurzen Aufsatz, gibt Moreck einen Überblick über literarische Werke, vorzugsweise Romane und Erzählungen, in denen der Lustmord als Sujet aufgegriffen wird, und widmet sich im letzten Abschnitt schließlich noch der bildkünstlerischen Auseinandersetzung mit dem Motiv.<sup>599</sup> Einer näheren Betrachtung unterzogen, d.h. zunächst zitiert und anschlie-

---

<sup>599</sup> Hierbei handelt es sich jedoch lediglich um einen sehr kurzen Abschnitt, in dem Moreck knapp auf die Werke von Grosz, Schlichter, Schad und Steinlein verweist, die »aufs stärkste von diesem

Bend unter verschiedenen Gesichtspunkten kommentiert, werden dabei Werke internationaler Schriftsteller wie Marquis de Sade, Emile Zola, Stanislaus Przybyzowski, Guy de Maupassant und Alfred Döblin. Besonders interessant ist jedoch die Passage, die Moreck seiner Werkanalyse voranstellt, da er darin im Zuge des Diskurses um die Selbstinszenierung des Künstlers als Lustmörder die These aufstellt, dass ein Literat, der sich intensiv mit dem Lustmordmotiv beschäftigt, damit seine eigenen devianten Triebe gleichsam auf dem Papier auslebt:

Wir sehen oft in der Kunst Manifestationen unterbewußter Tendenzen, dunkler Süchte, geheimnisvoller Regungen, die in der Seele des Künstlers schlummern und deren offener Ausbruch abgeriegelt wird durch individuelle Hemmungen. Wir sehen wahre Erotomanen ihr ganzes Triebleben in Romanen ausleben, und diese Ausschweifungen finden weniger Beschränkungen als in der Wirklichkeit. So können auch verbrecherische Instinkte schließlich in der Vorstellungswelt alleine abreagieren. Die Kunst kann das Ventil sein, durch das die verderblichen Kräfte entströmen, ehe sie zur Tat werden.<sup>600</sup>

Die Verbindung von Kunst und Verbrechen, genauer genommen den Zusammenhang zwischen deviant-sexuellem Trieb und künstlerischer Betätigung hatte ein paar Jahre zuvor Erich Wulffen in seiner breit rezipierten populärwissenschaftlichen Abhandlung *Sexualspiegel von Kunst und Verbrechen* (1928) ausführlich aufgearbeitet und im Kontext der Sexualpathologie verortet. Für Wulffen stellten Kunst und Verbrechen »wesensverwandte Gebilde« dar, »die aus der Sexualität ihren letzten, geheimnisvollen Ursprung nehmen, deshalb in ihr wie in einem Spiegel, dem Sinnbild der Prüfung und der Wahrheit, sich betrachten und aus ihr als Spiegelbild zurückstrahlen«.<sup>601</sup> Daher laufen

[a]lle die vielen tausend Kämpfe im Reiche des Geistes, die großen Schaffenden, die nach ihrer eigenen menschlichen Gesetzlichkeit immer wieder die Gestaltung von Verbrechen und Sexualität abwandeln müssen, weil sie sonst des wesentlichen Stoffes entbehren, [...] gleichzeitig aus ihrem tiefsten Inneren heraus in ihren Schöpfungen Sturm gegen dieses Verbrechen, gegen diese Geschlechtlichkeit.<sup>602</sup>

---

Thema gefesselt« waren und mit ihren »erotischen graphischen Miszellen« für die Sexualpathologie »so aufschlußreiche Arbeiten« geliefert haben. Vgl. Kurt Moreck: »Das Lustmordmotiv in Kunst und Literatur.« In: *Das Kriminalmagazin* 3/28, 1931, S. 1582-1584, hier S. 1584. Das Hauptaugenmerk des Artikels liegt, anders als es der Titel vermuten lassen würde, auf der Analyse literarischer Werke.

<sup>600</sup> Moreck (1931): Das Lustmordmotiv in Kunst und Literatur, S. 1582.

<sup>601</sup> Erich Wulffen: *Sexualspiegel von Kunst und Verbrechen*. Dresden 1928. S. VII.

<sup>602</sup> Wulffen (1928): *Sexualspiegel von Kunst und Verbrechen*, S. VIII. Weiter heißt es dort: »Immer nach großen, tiefgreifenden Ereignissen, nach blutigen Kriegen und nach staatlichen Umwälzungen, an Weltenwende, die Verbrechen und Entartung mit sich führen müssen, regt sich ob ihrer Fülle das alte menschliche Urschuldgefühl in wachsendem Maße und bäumt sich zugleich erbitterter auf gegen das alte schwarze Gesetz, welches die neue furchtbare Belastung ihm aufzwingt. Deshalb gerade in unserer Gesellschaft dieser sichtbare neuere Drang der Künste und der Künstler nach Darstellung von Geschehnissen aus den Bereichen Sexualität und Verbrechen, um diese seelischen Bedrängnisse abzureagieren, ihnen aus dem Gegenwartsleben des Volkes einen Ausweg zu eröffnen, einen Abzugskanal der drohenden Flut!«

Der Lustmord erscheint hier als unmittelbare Manifestation dunkler Kräfte aus den Tiefen des Unbewussten, »wo die menschlichen Urtriebe, der maßlose Selbsterhaltungstrieb, der heiße Zerstörungsdrang, die kalte Grausamkeit zum Verbrechen immer bereit liegen.«<sup>603</sup> Da die bürgerliche Zivilisation diesen Trieb verdrängt und staut, ist sie letztlich selbst dafür verantwortlich, wenn er sich gemäß des Dampfdruckmodells der Psyche schließlich destruktiv entlädt. Der faszinierte Betrachter und Leser von Lustmorddarstellungen erkennt demnach darin seine eigenen verdrängten Wünsche wieder und der Lustmörder erscheint als Sündenbock<sup>604</sup> einer heuchlerischen Zivilisation. Wulffen konstatiert im Folgenden, dass die Psychologie des Lustmords im Wesentlichen durch die Werke Maupassants und Zolas populär geworden ist, und das vor allem, weil die Schriftsteller ihre eigene sexuell deviante Veranlagung in den Romanen verarbeitet haben: So bezeichnet er Maupassant als »Psychopath«, dessen Einfühlung in die pathologische Mörderseele »wahrscheinlich nicht intuitiv, sondern naturalistisch war«<sup>605</sup> und unterstellt Zola eine »gewisse Geistesverwandtschaft mit den dargestellten Kunstobjekten«, die bedingt sei durch »etwas Gemeinsames in der geistigen Veranlagung mit dem Verbrecher.«<sup>606</sup> Eine Diagnose, die auch Moreck in dem Artikel in etwas abgewandelter Form vorlegt. Es spricht also einiges dafür, dass Moreck das Wissen über den literarischen Lustmord/-Künstlerdiskurs, welches er in dem Artikel vermittelt, von Wulffen übernommen hat. Entscheidend aber ist, dass er auch Wulffens Vorstellung vom genuin männlichen Lustmörder übernommen hat.

Denn es fällt auf, dass Lustmorde sowohl bei Wulffen als auch bei Moreck ausschließlich von Männern begangen werden und, mehr noch, dass auch nur männliche Schriftsteller und Künstler ihren Trieb über die Literatur ausleben können. Nicht nur der tatsächliche Lustmord wird in den Illustrierten Magazinen also zur männlichen Domäne erhoben, sondern auch der imaginierte. Männliche Verunsicherung und Ohnmacht in einer Zeit, in der Frauen massiv damit begonnen hatten, ihre Rechte einzufordern, und damit das traditionelle männliche Weltbild ins Wanken brachten, haben demnach zur Entstehung einer durch den kriminologischen Diskurs bestimmten Imagination übersteigerter Männlichkeit beigetragen, die insbesondere in Verbindung mit dem Frauenmordmotiv funktionierte. Dem Bedrohungspotenzial weiblicher Sexualität und Selbstbestimmtheit schien man sich nur noch über den (imaginären) gewaltsamen Tötungsakt entziehen zu können.<sup>607</sup>

---

<sup>603</sup> Wulffen (1928): *Sexualspiegel von Kunst und Verbrechen*, S. 263.

<sup>604</sup> Vgl. Martin Lindner: »Der Mythos ›Lustmord‹. Serienmörder in der deutschen Literatur, dem Film und der bildenden Kunst zwischen 1892 und 1932.« In: Joachim Lindner (Hrsg.): *Verbrechen – Justiz – Medien. Konstellationen in Deutschland von 1900 bis zur Gegenwart*. Tübingen 1999. S. 273-306, hier S. 283-285.

<sup>605</sup> Wulffen (1928): *Sexualspiegel von Kunst und Verbrechen*, S. 223.

<sup>606</sup> Wulffen (1928): *Sexualspiegel von Kunst und Verbrechen*, S. 224-225.

<sup>607</sup> Vgl. Täuber (1997): *Der häßliche Eros*, 113.

## 5. Weiblichkeit und Alterität: Delinquenz als Distinktionsmerkmal kultureller Identität

Die bisherigen Untersuchungen haben gezeigt, dass die in den Illustrierten Magazinen vorherrschende Kriminalisierung von Weiblichkeit und damit einhergehend die Pathologisierung des weiblichen Geschlechtscharakters vor allem darauf abzielte, die Frau als das andere, minderwertige Geschlecht zu markieren und dem Leser ihre wesenhafte Alterität und Inferiorität sowohl textlich als auch bildlich vor Augen zu stellen. Wenn es darum geht, das Verbrechen einer Frau zu beurteilen, so Hans Gross,

dann begeht auch der geschickteste Kriminalist Fehler über Fehler. Die Frau ist eben etwas ganz Anderes als der Mann, in ihre Wahrnehmung und Äußerung derselben wird er sich nie völlig hineinfinden und so werden sich die Schwierigkeiten, welche bei der Vernehmung einer Frau entstehen, auch nicht beseitigen lassen.<sup>608</sup>

Kriminalisierung kann hier demnach als Marginalisierungsstrategie verstanden werden, die dazu beitrug, die zeitgenössischen emanzipatorischen Bestrebungen zu untergraben, die Frau im übertragenen Sinne auf ihren rechtmäßigen Platz zu verweisen. Damit greifen die Illustrierten Magazine auf eine Strategie zurück, die sich auf einem anderen Gebiet schon lange zuvor bewährt hat: Die Stigmatisierung fremder Kulturen<sup>609</sup> als kriminell und amoralisch zur Perpetuierung ihrer naturgegebenen Differenz, die wiederum als Legitimation für Unterdrückung und Verfolgung herangezogen werden kann. Um die Wirkungsmacht dieser Strategie offenzulegen, sollen im Folgenden abschließend am Beispiel der Darstellung von ›Neger‹ und ›Zigeuner‹ die genannten Parallelen aufgezeigt werden.

---

<sup>608</sup> Hans Gross: »Rezension zu Anna Fischer-Dückelmanns *Das Geschlechtsleben des Weibes*.« In: *Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik* 3, 1900, S. 375.

<sup>609</sup> An dieser Stelle muss darauf hingewiesen werden, dass das ›Fremde‹ nicht *per se* existiert, sondern erst aus der Gegenüberstellung des Bekannten mit dem Unbekannten, des Vertrauten mit dem Unvertrauten entsteht und dabei zu dichotomischen Begriffspaaren wie zivilisiert/wild führt. Auch wenn sich die Fremde also auf keiner Landkarte als geografischer Ort einzeichnen lässt, hat es die Fremdheitswahrnehmung zu allen Zeiten und für alle Kulturen als anthropologische Grunderfahrung in der Auseinandersetzung mit dem Unbekannten gegeben. Das Eigene, d.h. die eigene Identität, wird dabei häufig über Differenz und Abgrenzung konstituiert, was aufgrund der Uneindeutigkeit des Status des Fremden einerseits zu einer Verfestigung der eigenen Identität aber auch zur Erschütterung derselben führen kann. Darüber hinaus muss klar gestellt werden, dass die im Folgenden verwendeten rassistischen, eurozentrischen und eindeutig abwertenden Begriffe wie ›Neger‹ und ›Zigeuner‹ oder Bezeichnungen wie ›Schwarze‹ und ›Weiße‹ dem Diskurs über das Fremde um 1900 zugrunde liegen und deshalb nicht vermieden werden können. Vgl. dazu auch Kerstin Gernig: »Einleitung: Zur Wahrnehmung des anderen Körpers zwischen Sympathie und Idiosynkrasie in kulturanthropologischer Perspektive.« In: Dies. (Hrsg.): *Fremde Körper. Zur Konstruktion des Anderen in europäischen Diskursen*. Berlin 2001. S. 13-29.

## 5.1 Imaginationen des Fremden in Illustrierten Magazinen

In dem Konglomerat an Themen, die in den Illustrierten Magazine verhandelt wurden, fand auch die Begegnung mit dem Fremden einen festen Platz. Neben den überaus beliebten Reiseberichten wurden außereuropäische Kulturen und Menschen hauptsächlich mittels der besonders anschaulichen, völkerkundlichen Fotografien in die Hefte integriert, wodurch es zu einer raschen Popularisierung des zeitgenössischen Wissens über das Fremde kam. Während sich nämlich die Völkerkundemuseen<sup>610</sup> aufgrund strenger Reglementierungen an ein gebildetes Publikum richteten, entrückten die Massenmedien die Bilder dem rein wissenschaftlichen Kontext und machten sie einer breite Bevölkerungsschicht zugänglich.<sup>611</sup> Neben China, Russland und dem Orient wurden dabei vor allem die primitiven Völker Afrikas in den Fokus gerückt, die, noch mehr als andere Fremdkulturen, als »Schwarze« und »Neger« schon über ihre Hautfarbe als das genuin Andere der deutschen Kultur markiert waren. Weil nach dem Ersten Weltkrieg, der auch das Ende des deutschen Kolonialismus bedeutete, der direkte Zugang zu Afrika erst einmal erschwert war, fanden seitens deutscher Reporter Reisen zu dem Kontinent erst wieder nach 1926 statt. Einer der ersten war Colin Ross, Reiseschriftsteller, Dokumentarfilmer und Starreporter des Ullstein-Verlags, später folgte Hugo Adolf Bernatzik, der ab 1927 ethnografisch ausgerichtete Fotoberichte an verschiedene Printmedien lieferte.

Die Repräsentation des Fremden in den Berichten der Illustrierten Magazine war, der allgemeinen krisenhaften Gesellschaftsstimmung entsprechend, grundsätzlich ambivalenter Natur und oszillierte zwischen Inklusions- und Exklusionsstrategien: So konnten die grotesken, animalischen oder barbarischen Visionen der Naturvölker einerseits Angstbilder erzeugen und die noch im ausgehenden 19. Jahrhundert paradigmatische anthropologische Doktrin von der Gefährlichkeit der minderwertigen Rassen und der daraus resultierenden naturgegebenen Ungleichheit stützen. Vor allem die Problematik der Rassenmischung und die Gefahr der Einbuße der eigenen Machtposition durch das Aufbegehren der in Europa oder den USA lebenden Schwarzen wurden in diversen Artikeln verhandelt:

---

<sup>610</sup> Die Produktion völkerkundlichen Wissens und sein Eingang in gesellschaftliche Wissenschaftsbestände in Deutschland war im beginnenden 20. Jahrhundert mit der Gründung zahlreicher, international renommierter Völkerkundemuseen verbunden. Diese waren das letzte Glied in einer Kette von oft staatlich subventionierten Expeditionsreisen, deren Ergebnisse der Öffentlichkeit gut präsentiert werden konnten. Für das sich im Zuge der Urbanisierung ausbreitende großstädtische Bürgertum waren sie zugleich Orte der Wissensvermittlung, die das Potenzial zur gesellschaftlichen Positionierung hatten. Aufgrund seines monumentalen Baus und seiner beträchtlichen Sammlungsbestände sollte das Berliner Völkerkundemuseum national wie international eine dauerhafte Vorreiterfunktion einnehmen. Vgl. Anja Laukötter: »Völkerkundemuseen als Orte der Wissensproduktion im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts.« In: Ina Dietzsch et.al. (Hrsg.): *Horizonte ethnografischen Wissens. Eine Bestandsaufnahme*. Köln 2009. S. 40-53, hier S. 40-41.

<sup>611</sup> Vgl. Denise Toussaint: *Dem kolonialen Blick begegnen. Identität, Alterität und Postkolonialität in den Fotografien von Hannah Höch*. Bielefeld 2014. S. 104.

Der schwarze Mann riß die Augen auf. Dann horchte er lächelnd hin, beobachtete. Sah den Weißen, der eine hochmütige, abweisende Grimasse schnitt, der aber doch – da er das alles geschaffen hatte – Gegenstand stauender Bewunderung war. Ja, das hieß in Wahrheit Mensch sein! Und der lange sehnsüchtige Blick des Schwarzen löste sich in den grellen, wildentschlossenen Schrei: ›I too! I too!‹ – ›Ich will auch so sein! Ich auch!‹ [...] Mimikry! Mimikry! Immer und immer tönt durch das Reden und Denken des Negers dieser heiß wünschende Schrei des Bluts: nach Gleichsein! Das Blut schreit wildes Begehren, und – es schreit Entsetzen zugleich. Weil es sich selbst im Weg ist. Weil der Wille zur Anpassung, zum Gleichsein gerade am Blut scheitert. Am unausrottbar dunklen Blut.<sup>612</sup>

Andererseits konnte gerade auch die Vorstellung archaischer Naturverbundenheit, die auf exotisch wirkende Fremdsubjekte projiziert wurde, Wunschfantasien wecken, in die Imaginationen des Körperlichen, Rauschhaften einfließen und die Sehnsüchte und Faszination evozierten.<sup>613</sup> Vor allem mittels umfangreicher Bildreportagen mit ganzseitigen Fotografien wurde den Imaginationen im primitiven Naturzustand entsprochen. Die Abbildungen, die meist nackte, mit Blumen, Schmuck oder einfachen Gewändern ausgestaffte Menschen im Moment der Ruhe idyllisch inszenierten und die dazugehörigen Beschreibungen, die paradiesische Lebensumstände suggerierten, markierten die Zivilisationsmüdigkeit und das Misstrauen einer modernen Zeit gegenüber:

Legionen von Schlangen ringeln sich in den Büschen der feuchten Niederungen, aber sie sind nur außerordentlich schön, und keine von ihnen ist giftig. Die Wälder hallen vom Gesang einer bunten Vogelwelt, und Schmetterlinge, in Größe und Pracht den südamerikanischen ähnlich, schweben um weiße Orchideen und blaue Winden. Die Eingeborenen schimmern in allen Abstufungen von braun. [...] Ein Grundzug geht durch alle diese verschiedenen Stämme hindurch, und das ist eine außerordentlich große Redefreudigkeit. Neben dem Tanz sind endlose, von dramatischen Gesten begleitete Reden der Kernpunkt aller Festlichkeiten. Die Malegassen sind im Grunde ein leichtsinniges, gutmütiges, kindliches und schwatzhaftes Volk.<sup>614</sup>

Nicht selten wurde die Problematik der kulturellen Differenz dabei über die Kategorie ›Geschlecht‹ verhandelt. Sichtbar wird dies insbesondere an den Dualismen, an denen paradigmatisch die Trennungslinie von Eigenem und Fremden veranschaulicht wird: Neben den Kategorien wie ›zivilisiert/wild‹, ›Subjekt/Objekt‹, ›Okzident/Orient‹ spielte die Geschlechterdichotomie mit den dazugehörigen Attributen ›Geist/Natur‹, ›Verstand/Gefühl‹, ›Gesetz/Chaos‹ eine zentrale Rolle in der Aufteilung der kulturellen Räume. Die mit den Attributen des Exotischen ausgestattete Frau eignete sich besonders gut dazu, das kollektiv Ausgegrenzte doch

---

<sup>612</sup> Arthur Rundt: »Die schwarze Welle.« In: *Uhu* 1/11, 1924/25, S. 30-35, hier S. 32.

<sup>613</sup> Vgl. Karl Hölz: *Zigeuner, Wilde und Exoten. Fremdbilder in der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts*. Berlin 2002. S. 7.

<sup>614</sup> Max Mezger: »Die Insel der Malegassen.« In: *Scherl's Magazin* 4/9, 1928, S. 1009-1017, hier S. 1017.

wieder kontrollierbar und verfügbar zu machen, sodass das Fremde über die weibliche Konstruktion des Exotismus in einer »Unterwerfungsgeschichte bei gleichzeitiger Idealisierung«<sup>615</sup> gebannt werden konnte. Die Berichte und Fotografien über das Fremde transportierten also längst etablierte Stereotype und Konstrukte, die sich insbesondere aus der kolonialen Identitätsfindung herausgebildet haben. Außereuropäische Menschen und Kulturen wurden in all ihren zugeschriebenen Facetten vorgestellt und das Changieren zwischen den Bildern der edlen Wilden, der primitiven Naiven und der gefährlichen Barbaren durch eine permanente Akzentuierung der Differenz ausbalanciert.<sup>616</sup> Konstitutiv waren dabei auch die im Text reproduzierten Blickregimes und die immanente Deutungshoheit des Eigenen und Maßgeblichen: Üblicherweise fungierte ein weißer, männlicher und ordnender Blick hinter der Kamera als Richtinstanz über das Spiel der Differenzen und dadurch, dass stets aus der Perspektive des Eigenen über das Fremde gesprochen wurde, konnte keine authentische Darstellung vermittelt werden, sondern nur eine Konstruktion, die als authentisch gelesen und verstanden wurde. Mittels filmisch-narrativer Technik vermittelten Fotoreportagen, die ab Mitte der 1920er Jahre auch fester Bestandteil der Illustrierten Magazine waren, also eine vermeintlich »authentisches Erleben« simulierende Ästhetik.

## 5.2 Berichte aus dem Land der Menschenfresser

Betrachtet man nun die Verhandlungen des Fremden in den Illustrierten Magazinen unter dem Gesichtspunkt der Verbrechensdarstellung, so lässt sich zuallererst feststellen, dass sich eine Zuschreibungspraktik nahezu paradigmatisch durch die einzelnen Hefte zieht: Die Modellierung primitiver Völker als Kannibalen, die, wie die nachstehende Untersuchung zeigen wird, zwischen Abscheu und Faszination oszillierend, primär der Entmenschlichung der betreffenden Kulturen diene und ihre Unterdrückung legitimieren sollte. Der Vorwurf des Kannibalismus ist dafür besonders geeignet, da diese Praktik gewissermaßen das absolute Tabu der europäischen Kultur darstellt, die größte anzunehmende Grenzüberschreitung, die sich der zivilisierte Mensch vorstellen kann und somit das schlimmste Verbrechen gegen die Menschlichkeit an sich. Zunächst ein kurzer Blick auf die Genese des Konnexes »Kannibalismus/Primitivität«: Bereits in der Antike waren Anthropophagen als Teil des Monster- bzw. Curiosa-Diskurses fester Bestandteil kultureller Identitätsstiftung. Im Zuge dessen wurden Erdrandsiedler und Völker, die weit entfernt lebten, ebenso der Menschenfresserei verdächtig, wie die schon besser bekannten Barbaren der kleinasiatischen und orientalischen Reiche. Mit der Entdeckung Amerikas verdrängte schließlich der geografisch lokalisierbare Kannibale den nomadischen

---

<sup>615</sup> Silvia Bovenschen: *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*. Frankfurt am Main 1979. S. 30.

<sup>616</sup> Vgl. Toussaint (2014): Dem kolonialen Blick begegnen, S. 108-109.

Anthropophagen. Es war Columbus, der in seinem Bordbuch in einer langen metonymischen Kette aus den Bewohnern einer Karibik-Insel die Caniben – Camballi – Cannibalen herausdestillierte, die unheimlichen Fremden, vor denen die Indianer Angst hatten, weil diese Gefangene nahmen, die niemals zurückkehrten.<sup>617</sup> Seit der Antike diente die Zuschreibung kannibalischer Praktiken also der Abgrenzung gegenüber dem Fremden, der Definition des Wilden und Primitiven und gleichzeitig der Hervorhebung der eigenen kulturellen Position. Um 1900, der Blütezeit des Kolonialismus, kam es zu einer erneuten Verschärfung dieses Abgrenzungsparadigmas: Einerseits bestätigten vorherrschende sozialdarwinistische Theorien nun auch vermeintlich wissenschaftlich-objektiv die Überlegenheit des Europäers, andererseits stigmatisierte die Kolonialpolitik insbesondere Stämme, die sich gegen die Eroberer zur Wehr setzten, als kannibalisch, unmoralisch und monströs.<sup>618</sup> Ethnografische Studien bemühten sich ebenfalls, die Ansicht vom Kannibalismus primitiver Völker wissenschaftlich zu belegen, sie aus dem Bereich der Mythen in die reale Welt zu übertragen, sodass letztlich nicht mehr zur Debatte stand, ob es außereuropäischen Kannibalismus gab, sondern nur noch, wie sich die verschiedenen Formen am besten kategorisieren lassen.<sup>619</sup> Schließlich trug die Kriminologie einen nicht unwesentlichen Teil dazu bei, primitive Völker als den Inbegriff der Amoralität und Barbarei zu definieren, indem sie diese auf eine Stufe mit Geisteskranken und Verbrechern stellte.<sup>620</sup> Die Übertragung von Topoi des Monströsen auf den *homo delinquens* entsprach der psychohistorischen und anthropologischen ›Vollendung‹ der Aufklärung; von den Grenzen und Randzonen des geografisch Unbekannten wanderten sie in die eigene Gesellschaft ein. Besonders eindrücklich lässt sich dies an Lombrosos Atavismus-Doktrin ablesen, für die das ethnologische Wissen über den Kannibalen eine zentrale Rolle spielte:

Anfangs eine Folge des Hungers, besonders auf den Inseln, später religiöser Gebrauch, durch die Kriegswuth gefördert und als Erbtheil scheusslicher Leckerei fortgepflanzt, ist die Anthropophagie die höchste Stufe der menschlichen Grausamkeit. Sie begleitet oft den Mord, nimmt alle die mehr oder weniger grässlichen Gestalten desselben an und hebt auch darin jeden Unterschied zwischen Mensch und wildem Tier auf. [...] Doch nur die heutigen Wilden gewähren ein geeignetes Objekt, um daran die ganze natürliche Entwicklung dieser grässlichen Form des Mordes zu studieren.<sup>621</sup>

<sup>617</sup> Vgl. Michaela Holdenried: »Einverleibte Fremde. Kannibalismus in Wort, Tat und Bild.« In: Kerstin Gernig (Hrsg.): *Fremde Körper. Zur Konstruktion des Anderen in europäischen Diskursen*. Berlin 2001. S. 116-145, hier S. 123.

<sup>618</sup> Vgl. Heidi Peter-Röcher: *Mythos Menschenfresser. Ein Blick in die Kochtöpfe der Kannibalen*. München 1998. S. 36-37.

<sup>619</sup> Vgl. z.B. Ewald Volhard: *Kannibalismus. Studien zur Kulturkunde 5*. Stuttgart 1939.

<sup>620</sup> Vgl. dazu: »Gefühl und Leidenschaft betreffend, steht der Verbrecher dem Wilden näher als dem Irren. Das moralische Gefühl fehlt den rohen Volksstämmen fast gänzlich. [...] Auch das Gemisch von Feigheit und Mut finden sich bei den Wilden, ebenso die Unempfindlichkeit, die den letzteren vertritt. Sodann findet sich Wollust im Verein mit Blutdurst; ihre Liebe ist bloss Wollust.« Lombroso (1894): *Der Verbrecher*, S. 332-333.

<sup>621</sup> Lombroso (1894): *Der Verbrecher*, S. 62-64. Nur wenige Kriminologen haben das Postulat der naturgegebenen Amoralität primitiver Völker, die zwangsläufig zu kriminellen Handeln führt, in Frage gestellt. Einer von ihnen war Gustav Aschaffenburg, der 1903 konstatierte: »Die Frage, ob

Anfang des 20. Jahrhunderts gab es also dank (Augenzeugen-)Berichten in zahlreichen anthropologischen und ethnologischen Fachpublikationen, populärwissenschaftlichen Abhandlungen und auflagenstarken Wochenzeitungen, sowie Reise- und Abenteuerromanen in der öffentlichen Wahrnehmung der ›zivilisierten Welt‹ kaum Zweifel gegenüber der Existenz kannibalischer Praktiken bei primitiven Naturvölkern.<sup>622</sup> Dass solchen Berichten Glauben geschenkt wurde, lag nicht allein daran, dass sie mit großer Sorgfalt an ihrer Glaubwürdigkeit arbeiteten und bereits etablierte Vorurteile bedienten, sondern, wie die folgende Analyse zeigen wird, auch an einer wirkungsmächtigen Sprache: Den Erzählungen, Nachrichten oder Schilderungen der kannibalischen Übertretungen und ihrer sittlichen Bewertung lag ein Vokabular zugrunde, dem gemeinhin ein hohes Maß an Autorität zugesprochen wurde und das über einen moralischen Impetus verfügte, der über den Zweifel der Parteilichkeit und Voreingenommenheit erhaben schien.<sup>623</sup> Auch die illustrierten Magazine trugen, wie eingangs bereits dargelegt, einen erheblichen Teil dazu bei, das Stereotyp des kannibalischen Primitiven im zeitgenössischen Diskurs festzuschreiben, indem sie es nahezu leitmotivisch in ihrer Berichterstattung aufgriffen. Besonders aussagekräftig sind in diesem Zusammenhang die Reise- und Forschungsberichte von Hermann Paul Freyberg, die Ende der 1920er Jahre in verschiedenen Magazinen publiziert wurden. Freyberg war ein deutscher Schriftsteller und Filmdirektor, der teilweise mehrere Jahre zu Forschungszwecken in Afrika verbracht hat. Über seine erste Reise nach Lüderitzbucht in Deutsch-Südwestafrika, die 1908 stattfand, verfasste er 1933 den ›Tatsachenbericht‹ *Afrika ruft. Reisen im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten*,<sup>624</sup> in dem er unter anderem den angeblich ersten Fund eines Rohdiamanten schilderte. Außerdem publizierte er in den 1930er Jahren, in denen er in Berlin in der Künstlerkolonie in Wilmersdorf lebte, diverse Abenteuerromane, die in Afrika spielen und führte Regie bei dem Film *Badinga – König der Gorillas*.<sup>625</sup> Um einen Tatsachenbericht handelt es sich offiziell auch bei

---

die verschiedenen Völker Unterschiede der kriminellen Neigung zeigen, wird von dem allgemeinen Empfinden ohne weiteres bejaht werden. Trotzdem wissen wir gerade hierüber recht wenig [...].« Trotzdem könne man nicht abstreiten, dass »ethnographische Unterschiede von psychologischer Bedeutung« seien. Vgl. Aschaffenburg (1903): *Verbrechen und seine Bekämpfung*, S. 23-27.

<sup>622</sup> Erst in den vergangenen drei Jahrzehnten wurden verstärkt Zweifel an der Lehrmeinung von der rituellen Anthropophagie außereuropäischer Völker laut. So sorgte William Arens für großes Aufsehen, als er diese These 1979 in seinem Werk *The Man-Eating Myth* als Konstrukt charakterisierte. Zu unkritisch und voreingenommen haben die Anthropologie und Ethnologie indigene Mythen und europäische Reiseberichte rezipiert und es sei auch nicht ersichtlich, warum metaphorische und symbolische Anspielungen auf Anthropophagie für das christliche Abendland als solche verstanden, für andere Kulturen aber als Fakten ausgelegt würden. Vgl. William Arens: *The Man-Eating Myth. Anthropology and Anthropophagy*. New York 1979.

<sup>623</sup> Vgl. Volker Mergenthaler: *Völkerschau – Kannibalismus – Fremdenlegion: Zur Ästhetik der Transgression (1897-1936)*. Tübingen 2005. S. 109.

<sup>624</sup> Später folgten weitere Berichte über die Zeit in Afrika wie beispielsweise *Die Flasche mit den Teufelssteinen. Ein Tatsachenbericht aus der Zeit der ersten Diamantenfunde in Deutsch-Südwestafrika* (1938), *Verrat in der Wüste. Ein Erlebnis aus Deutsch-Südwestafrika* (1941) und *Menschen am Kongo. Reisen und Erlebnisse in Mittel- und Westafrika* (1950).

<sup>625</sup> Vgl. O.A.: »Freyberg, Hermann Paul.« In: *Wer ist Wer? Das deutsche Who's who*. XII. Ausgabe. Berlin 1955. S. 303. In den Jahren vom Zweiten Weltkrieg bis 1952 lebte Freyberg erneut mit

dem Artikel »Terra-Incognita. Aus dem Land der Menschenfresser«, der im November 1928 in der *Revue des Monats* veröffentlicht wurde. Aus der Ich-Perspektive schildert Freyberg darin ein spezielles Erlebnis, bei dem er zum ersten Mal Augenzeuge von kannibalischen Praktiken eines afrikanischen Stammes geworden war. Unvermittelt wird der Leser in die Geschichte eingeführt, er erfährt weder die Gründe für Freybergs Aufenthalt bei dem besagten Stamm, noch um welchen es sich dabei genau handelt, wo und wann sich die Geschichte abspielt. Stattdessen geht es dem Verfasser vor allem um Spannungsaufbau, wie schon der erste Satz des Artikels verrät: »Ich fühlte, es lag etwas in der Luft.«<sup>626</sup> Auch im weiteren Verlauf wird der Leser zunächst darüber im unklaren gelassen, was das Hauptthema des Artikels darstellen wird, die Spannung wird weiter aufgebaut: Die vierzehnjährige Tochter des Häuptling, die soeben mit Kaffee an seinem Zelt vorbeikam – mit »prallen Brüsten«, die in der aufgehenden Sonne glänzten und Bewegungen, die »triebhaft« und »raubtierähnlich«<sup>627</sup> waren – berichtete Freyberg, nachdem diesem die ungewöhnliche Stille im Dorf aufgefallen war, dass die Männer fortgegangen seien:

Sonderbar, alle fort und es war kurz nach Sonnenaufgang. Was trieben sie so früh und so Geheimnisvolles? Zur Jagd waren sie bestimmt nicht ausgezogen, denn dann geht es niemals ohne beträchtlichen Lärm ab und ohne mich würden sie nicht auf Büffeljagd gehen. Ich trank hastig meinen Kaffee und machte einen Rundgang durch das Dorf. [...] Kein Mann war zu sehen, nur ein paar Kinder und halbwüchsiges Gesindel. Die Stille wurde unheimlich. Um einen Besuch bei den Stammesbrüdern konnte es sich nicht handeln, also blieb nur die Möglichkeit eines Raubzuges.<sup>628</sup>

Da Freyberg sofort klar wurde, um welche Art Raubzug es sich dabei handelt, zog er los, um das Schlimmste zu verhindern. Obwohl nämlich Menschenfresserei in weiten Teilen Afrikas bei Todesstrafe verboten war, gingen die Mitglieder des Stammes, ihrem natürlichen Instinkt entsprechend, regelmäßig auf »Menschenjagd«.<sup>629</sup> Der Spannungsbogen hat seinen Höhepunkt erreicht, der bisher eher gemächliche Verlauf der Geschichte mündet in einem regelrechten Horrorszenario: In äußerst bildhaften, grausamen Details berichtet Freyberg, was er nach einem langen Marsch zum nächsten »Negerdorf« vorfinden musste:

Zur Linken konnte ich die traurigen Reste von niedergebrannten Negerhütten unterscheiden, davor ein Haufen wimmernder Weiber, Greise und Kinder.

---

Unterbrechungen in West- und Zentralafrika als Großwildjäger, Diamantenprospektor, Forscher und Kulturfilmhersteller. Auf der Jagd spezialisierte er sich auf Elefanten und Büffel, die er im Besonderen in den damaligen Kolonien Belgisch- und Französisch-Kongo sowie Angola schoss. Er betrieb dabei auch Forschungen, so nach dem Okapi, den Wald- und Riesengorillas in Französisch-Äquatorialafrika, den Pygmäen, den Kung-Buschmännern in der Kalahari und den Maghena. Ebd.

<sup>626</sup> Hermann Freyberg: »Terra-Incognita. Aus dem Lande der Menschenfresser.« In: *Revue des Monats* 3/1, 1928/29, S. 64-68, hier S. 64.

<sup>627</sup> Freyberg (1928/29): Terra-Incognita, S. 64.

<sup>628</sup> Freyberg (1928/29): Terra-Incognita, S. 64.

<sup>629</sup> Freyberg (1928/29): Terra-Incognita, S. 64.

Wo aber waren die Männer? Rechts lagerten vor einem dichten Gebüsch, das einige Affenbrotbäume umrahmte, meine Leute. Der widerlich süße Duft von frisch gebratenem Fleisch stieg mir in die Nase. [...] Die Raserei hatte ihren Höhepunkt erreicht. Matiri, der Schurke, der Medizinmann benahm sich am tollsten. Der Ekel würgte mich am Halse, ich hatte ein Brechgefühl, als ob sich mir alles im Leibe herumdrehte. Man hatte die geschlachteten Opfer an Holzspieße gesteckt und gebraten. Die Köpfe hatte man auf Speere gesteckt und diese rings um die Feuer gruppiert, was ohne Zweifel den Geschmack wesentlich erhöhen mußte. Man hatte zu tanzen begonnen. Der Tanz war ein gravitätisches Schreiten rund um die Feuer, wobei man jedesmal einen der Köpfe berührte und auch nicht vergaß, sich ab und zu einen fetten Happen in den verzücker Mund zu schieben.<sup>630</sup>

Durch diese detaillierte Schilderung erscheint der afrikanische Stamm als besonders barbarisch und amoralisch, als Kollektiv blutrünstiger Bestien, animalisch und wahnsinnig. Hier zeigt sich aber auch eine Besonderheit des vorliegenden Artikels im Vergleich zu anderen Berichten über kannibalische Praktiken primitiver Völker: Während es in den Magazinen in Analogie zu den zeitgenössischen Reiseberichten üblich ist, lediglich vom ›Hören-Sagen‹ über Anthropophagie zu berichten, belegt Freyberg die Authentizität seiner Schilderungen darüber, dass er als Augenzeuge fungiert. Umso verstörender wirken die Geschehnisse, der Mythos vom menschenfressenden Afrikaner ist in die Realität überführt worden. Es gibt nur eine Ausnahme, nur einen Mann, der sich dem beschriebenen kannibalischen Ritus enthält: »Der einzige, der sich nicht an der allgemeinen Raserei beteiligte, war mein Jagdgefährte Kimbu. Er war schon mehrere Monate mit mir zusammen, war treu und zuverlässig und hatte diesen Zug sicher nur gezwungen und widerwillig mitgemacht.«<sup>631</sup> Kimbu stellt also gleichsam eine weiterentwickelte Stufe des primitiven Afrikaners dar und repräsentiert, ganz nach dem Vorbild von Robinson Crusoes ›Freitag‹, den ›edlen Wilden‹, der das Glück hatte, durch einen intensiveren Kontakt zum weißen Mann zumindest ein Stück weit zivilisiert zu werden.

Was hier also schon im Ansatz anklingt, wird im weiteren Verlauf des Berichts nochmals unmissverständlich betont: Die Selbstinszenierung des Verfassers als Held und Heilsbringer der unzivilisierten Welt. Freyberg gelang es nämlich schließlich im Alleingang, etwa achtzig noch nicht verspeiste Männer zu befreien und die Angreifer in die Flucht zu schlagen. »Der gute Teufel hat mich zu eurer Rettung gesandt« verkündete er feierlich, »Ich bin ein großer Zauberer aus dem Land der Alemao und habe in meinem Zauberspiegel gelesen, daß ihr nun niemals wieder von den Quissama überfallen werdet [...]«<sup>632</sup> Überraschenderweise lag es ihm dennoch fern, die Polizei von dem Überfall zu informieren, da es die »Ausrottung des Quissamadorfes«<sup>633</sup> bedeutet hätte. Mitleid gegenüber den Opfern und Barmherzigkeit gegenüber den Tätern, die es aufgrund ihrer Natur nicht besser wissen, zeichnen ihn demnach gleichermaßen aus. Ohnehin war ihm bewusst, dass die

---

<sup>630</sup> Freyberg (1928/29): Terra-Incognita, S. 65-66.

<sup>631</sup> Freyberg (1928/29): Terra-Incognita, S. 65.

<sup>632</sup> Freyberg (1928/29): Terra-Incognita, S. 68.

<sup>633</sup> Freyberg (1928/29): Terra-Incognita, S. 68.

Worte und Taten des überlegenen weißen Mannes ihre Wirkung nicht verfehlen würden: »Diese Leute würden nie mehr auf Menschenjagd gehen. Die ihnen erteile Lehre würden sie nicht vergessen.«<sup>634</sup> Der Bericht erinnert also auch in weiteren Aspekten an die Geschichte von Robinson Crusoe: Die Eingeborenen, die Freyberg zahlenmäßig deutlich überlegen sind, sind dem auf sich allein gestellten Europäer aufgrund ihres Mangels an Zivilisation wiederum unterlegen. Außerdem gibt die Fähigkeit zur Zivilisierung Freyberg im zeitgenössischen Diskursrahmen folgerichtig das Recht, seinem Jagdgefährten in imperialistischer Ignoranz und Arroganz einen Namen zu geben; während der Häuptling, seine Tochter und der Mediziner im Artikel nämlich ihre ursprünglichen »Eingeborenen-Namen« tragen, was durch Anführungszeichen gekennzeichnet ist, trägt Kimbu den Namen, den er vom Verfasser erhalten hat. Wie glaubwürdig sind also die Ausführungen Freybergs, handelt es sich dabei tatsächlich um einen Augenzeugenbericht? Einiges spricht dagegen: Der heldenhafte Kampf des Erzählers und die dramatische Befreiung der Gefangenen aus den Händen der barbarischen Kannibalen erinnert eher an eine fiktive Abenteuergeschichte als ein Stück Realgeschichte. Der narrative Aufbau und die dem Genre des historisierenden Abenteuer-Comics verhaftete, konventionelle Darstellung, die ganz klar zwischen Gut und Böse, Schwarz und Weiß unterscheidet, lässt an der Authentizität des Berichts zweifeln. Dass diese Darstellungspraktik aber dennoch überzeugend genug war, zeigt ein zweiter Artikel Freybergs, der nach dem gleichen Schema aufgebaut ist:

Ein Schrei durchzittert die Luft – wälzt sich fort, und ich höre ihn noch zerflattern, als ich die Augen aufschlage. Es ist stockfinster - 3 Uhr zeigt meine Armbanduhr. Wieder ein Schrei, dann ein langgezogenes Rufen: ›Helft, Leute, kommt schnell! Maghena hat Jouaba, meinen Vater geholt.‹ Der Leopard war also wieder einmal dagewesen. Und ich hatte ihn wieder einmal verschlafen. Dieser Maghena mußte ein ganz verteufelt schlaues Biest sein.<sup>635</sup>

Diese auf Spannungsaufbau abzielende Einleitung des Berichts mit dem Titel »In den Fängen der Maghenas. Ein Erlebnis bei den Menschenfressern« (*Das Magazin*, April 1932) zeigt, dass dieser ebenfalls eher an eine fiktive Abenteuergeschichte erinnert, als an die Dokumentation realer Ereignisse. Unterstützt wird dieser Eindruck dadurch, dass der Text in sechs Abschnitte mit charakteristischen Überschriften unterteilt ist – »Alarm«, »Meine Entdeckung«, »Die Beratung«, »Überfall«, »Das Geheimnis der Maghenaleute« und »Ausklang« – die auf eine dem vorhergehenden Artikel ähnliche Spannungskurve hinweisen. Tatsächlich zeigt der Bericht auch im Hinblick auf den Handlungsverlauf Übereinstimmungen mit dem ersten: Nachdem mehrere Menschen aus dem Eingebornendorf auf mysteriöse Weise verschwunden sind, macht sich der Held – weiß, männlich, Europäer – auf den Weg, das Geheimnis um diese Vorkommnisse aufzudecken. Dabei muss er feststellen,

<sup>634</sup> Freyberg (1928/29): Terra-Incognita, S. 68.

<sup>635</sup> Hermann Freyberg: »In den Fängen der Maghenas. Ein Erlebnis bei den Menschenfressern.« In: *Das Magazin* 8/92, 1931/32, S. 7047-7053 und S. 7113, hier S. 7047.

dass nicht etwa ein Leopard die Menschen verschleppt hat, sondern die sogenannten ›Pantherleute‹, eine afrikanische Sekte, die zu rituellen Zwecken das Blut ihrer Opfer trinkt. Genauso wie im ersten Artikel liegt der Fokus der Schilderungen hier auf der detaillierten Darstellung des kannibalischen Ritus:

Das Licht mehrere Fackeln erhellte ein kleines Rondell. Ein Kerl mit einem Galgenvogelgesicht beugte sich über einen irdenen Topf, die Arme weit vorgestreckt und sich schüttelnd, wie ein aus dem Wasser kommender Hund. Und immer wieder erklang sein ›Sanguilamou M'bitschi‹. ›Wir haben gutes Blut gefunden – freut euch.‹ Ein großes Messer blitzte in seiner Hand. Vor ihm auf dem Boden lag ein menschliches Etwas. [...] Der Anführer beugte sich über den Unglücklichen und durchschnitt ihm die Gurgel. Ein fingerdicker Blutstrahl schoß hervor. Schnell wurde ein Topf unter das Opfer gehalten und das Blut aufgefangen. Der Kerl, der offenbar der Anführer der Bande war – es waren insgesamt wohl an die zwanzig Mann – geriet in ekstatische Zuckungen, schüttelte sich grauenvoll... Die Prozedur ging zu Ende, das Blut hörte zu rieseln auf. Der Anführer trank das rauchende Blut, wobei seine Augen förmlich aus den Höhlen traten. Der Topf ging von Mund zu Mund. Dann nahm ein Kerl ein Beil zur Hand und begann den Körper zu spalten und zu zerreißen, als ob ihn ein Raubtier zerfleischt hätte.<sup>636</sup>

Freyberg tritt nach dieser Beschreibung der grausamen Praktiken, anders als in seinem vorhergehenden Artikel, in der Rolle des Forschers auf und erklärt dem Leser ausführlich und in einem objektiv-wissenschaftlichen Habitus, der sich grundlegend von dem Rest der Erzählung unterscheidet, welcher Glaube dieser Form des Kannibalismus zugrunde liege, der »seine höhere religiöse Weihe erhalten«<sup>637</sup> habe. Diese Erläuterungen dienen jedoch nicht dazu, Vorurteile abzubauen und Verständnis für das fremde Volk hervorzurufen, im Gegenteil: Freyberg betont im Zuge seiner wissenschaftlichen Analyse, dass die ›Pantherleute‹ »nicht mit gewöhnlichen Mördern auf eine Stufe zu stellen« sind, da sie den Blutdurst geerbt haben, in ihnen »das Blut ihrer kannibalischen Ahnen«<sup>638</sup> fließt. Das Ziel beider Artikel ist es also, die primitiven Stämme Afrikas als von Natur aus barbarische und amoralische Kreaturen zu charakterisieren, deren Verderbtheit sich nicht einmal anhand europäisch-zivilisierter Maßstäbe klassifizieren lässt. Gerade deshalb sei der Europäer dazu verpflichtet, die Barbaren zu zivilisieren und damit die von ihnen ausgehende Gefahr zu bannen.

Neben den Forschungsberichten Hermann Freybergs erfreuten sich besonders die Reiseberichte Gulla Pfeffers in den Illustrierten Magazinen einer großen Popularität. Die gebürtige Berlinerin Auguste Melida Johanna ›Gulla‹ Pfeffer reiste Ende der 1920er Jahre zur Erholung auf einem Passagierdampfer nach Teneriffa, wo sie sich spontan dazu entschloss, die Reise nach Kamerun fortzusetzen. Auf der Rückreise lernte sie den Afrikanisten Dietrich Westermann kennen, der zu ihrem Mentor wurde und ihre späteren Interessen beeinflusste. Er traf beispielsweise Absprachen

---

<sup>636</sup> Freyberg (1931/32): In den Fängen, S. 7049.

<sup>637</sup> Freyberg (1931/32): In den Fängen, S. 7053.

<sup>638</sup> Freyberg (1931/32): In den Fängen, S. 7113.

mit dem Berliner Museum für Völkerkunde, legte ihre Reiserouten fest und verschaffte ihr die notwendigen Kontakte zu britischen Kolonialbeamten. In den Jahren 1927/28 unternahm Pfeffer ihre erste Expedition nach Kamerun und in die nördlichsten Provinzen Nigerias, von der sie eine ethnografische Sammlung sowie zahllose Fotografien mitbrachte, die sie dem Museum für Völkerkunde in Berlin verkaufte.<sup>639</sup> Ihre Reiseeindrücke beschrieb sie außerdem in dem Buch *Die weiße Mah*, das 1929 im Köhler-Verlag erschien, und in verschiedenen Zeitschriftenartikeln, wobei sie den Verlauf der Expedition stets als großen Erfolg darstellte und betonte, dass sie als *Frau* alleine durch Afrika gereist ist. Ihr Buch war in jeder Hinsicht dem Zeitgeist angepasst: Die Themen ›Rasse‹ und ›Reinrassigkeit‹ wurden immer wieder hervorgehoben, genaue Angaben zum zeitlichen Verlauf der Reise fehlten, auf andere Literatur wurde kaum Bezug genommen.<sup>640</sup>

All diese Kriterien erfüllt auch der Artikel »Eine weiße Frau allein bei den Schwarzen«, der im November 1928, also noch vor der Veröffentlichung des Buches *Die weiße Mah*, im *Uhu* erschienen ist. Der Artikel besteht einerseits aus einem Fließtext, in dem Pfeffer über ihre Erfahrungen in Afrika berichtet, und andererseits aus Zitaten, die ihren Reisetagebüchern entnommen sind und die schlaglichtartig die wichtigsten Charakteristika des fremden Volkes vor Augen stellen. »Zum erstenmal hat eine weiße Frau den Mut aufgebracht, sich ganz alleine zu bisher unerforschten Kannibalenstämmen Innerafrikas vorzuwagen«<sup>641</sup> – Die Akzentuierung der Tatsache, dass es sich bei Pfeffer um eine Pionierin auf dem Gebiet der Forschungsreisen handelt, ist in dem Artikel allgegenwärtig. So ist gleich auf der zweiten Seite eine großformatige Fotografie von Pfeffer, nebst ihrer Expeditionsroute, abgebildet (Abb. 30) und sie selbst betont einleitend die Bedeutsamkeit ihrer Errungenschaft und die Widrigkeiten, mit denen sie vor ihrer Reise zu kämpfen hatte: »Fast alle Menschen hielten es für absolut unmöglich, daß eine Frau selbstständig eine Expedition leiten könnte.«<sup>642</sup> Während der Artikel also auf der einen Seite darauf ausgelegt ist, geschlechtsspezifische Stereotype, insbesondere das der weiblichen Schwäche, in Frage zu stellen, ist bei der Frage nach kulturellen Stereotypen das genaue Gegenteil der Fall, da die Zitate aus den Reisetagebüchern vor allem dazu dienen, die Alterität der fremden Rasse pointiert hervorzuheben. So stellt Pfeffer darin beispielsweise fest, dass sie auf ihren Reisen niemals Heiratsanträge von den Schwarzen bekam, »weil die Leute erstens viel zu viel Rassenbewußtsein haben, zweitens uns genau so häßlich finden wie wir sie.« Zudem hätten es die schwarzen Männer

---

<sup>639</sup> Vgl. Bettina Beer: *Frauen in der deutschsprachigen Ethnologie. Ein Handbuch*. Köln 2007. S. 163-164.

<sup>640</sup> Beer (2007): *Frauen in der deutschsprachigen Ethnologie*, S. 164. Es folgten 1929 und 1932-34 zwei weitere Expeditionen, wobei die erste wegen einer Erkrankung an Kinderlähmung früh abgebrochen werden musste. 1935 reichte Pfeffer ihre Dissertation, die auf den Erfahrungen und Materialien der dritten Expedition basierte, im Fach Ethnologie ein und wanderte nach England aus. Eine vierjährige Internierung in einem englischen Frauengefängnis wegen einer Scheinehe zur Erlangung der Staatsbürgerschaft, beendete schließlich ihre wissenschaftliche Laufbahn. Ebd. S. 165-166.

<sup>641</sup> Gulla Pfeffer: »Eine weiße Frau allein bei den Schwarzen.« In: *Uhu* 5/2, 1928/29, S. 48-54, hier S. 48.

<sup>642</sup> Pfeffer (1928/29): *Eine weiße Frau*, S. 48.

nicht leicht, da sie »völlig unter dem Pantoffel ihrer sechs bis acht Frauen stehen«, den Weißen gegenüber hingegen »treu ergeben wie ein Hund«<sup>643</sup> seien. Diese Beschreibungen zeugen zweifellos von einem tendenziös-umgekehrten Blick, von Wahrnehmungen, die durch ›europäische‹ Stereotyp überlagert sind, sodass der Wahrheitsgehalt der Behauptungen durchaus fraglich ist.

Auch die ethnografischen Fotografien, mit denen der Artikel unterlegt ist, haben vor allem die Funktion, durch die besondere Betonung ihrer Primitivität – die abgebildeten Afrikaner sind zumeist nackt oder tragen traditionelle Gewänder, sie sind mit ›kuriosen‹ Schmuck behangen, wohnen in kargen Hütten und benutzen nur einfaches Werkzeug – die Andersartigkeit der ›Forschungsobjekte‹ herauszustellen (Abb. 31). Das Merkmal, welches die schwarze Rasse aber am eindeutigsten von der weißen unterscheidet, ist der Kannibalismus, der Pfeffers Angaben zufolge von allen Afrikanern praktiziert wird. Obwohl sie auf ihren Reisen im Gegensatz zu Freyberg nie selbst Zeugin kannibalischer Praktiken geworden ist, ist der Artikel von dieser Zuschreibung durchdrungen: So werden die Eingeborenen Kameruns vorbehaltlos als »Kannibalenstämme«<sup>644</sup> bezeichnet, die »aus Genuß und Überzeugung«<sup>645</sup> Menschenfleisch äßen und es gilt als Tatsache, dass der Stamm der Montoil »kurz nach dem Kriege noch einen weißen Distrikt-Offizier und 62 Leute, vom Stamm der Ankwe aufgefressen«<sup>646</sup> habe. Besonders aufschlussreich ist jedoch die Szene, die Pfeffer am Ende des Berichts, der ebenfalls einen eher narrativen als dokumentarischen Stil aufweist, schildert:

Kannibalen – sie sitzen durchaus nicht immer herum und knabbern an anderer Leut's großer Zehe. Sie sind auch keine blutrünstigen Wüstlinge. Wohl sind es in gewisser Beziehung Raubtiere mit den guten und schlechten Eigenschaften solcher Bestien. [...] Auch heute noch nehmen sie jede Gelegenheit wahr, Menschen zu fressen, und selbst die Todesstrafe schreckt sie nicht davon ab. Wie stark dieser Trieb mit ihrem eigenartigen Charakter verwachsen ist, beweist folgendes Ereignis: Der König der Kwolla veranstaltete mir zu Ehren große Kriegsspiele. [...] Der packende Rhythmus ihrer grotesken Bewegungen, verbunden mit einer ewig wiederkehrenden eintönigen Melodie, die sie dazu sangen, steigerte sie nach und nach in einen derartigen ekstatischen Rauschzustand, daß sie schließlich vollständig die Beherrschung verloren, mich im Tanz immer enger und enger umschlossen. Blutunterlaufene Augen starrten mich aus den verzerrten schwarzen Fratzen an, und ihre todbringenden Holzkeulen sausten um Haaresbreite an meinem Kopf vorbei. Spontan wurde mir die Gefahr der Situation bewußt. ›Ku yenki ni!‹ – ›Schlachtet mich!‹ – schrie ich fast besinnungslos auf sie ein.<sup>647</sup>

Die primitiven Stämme Afrikas werden mit Raubtieren und Bestien gleichgesetzt, deren Drang, Menschenfleisch zu essen, auf ihre natürliche Beschaffenheit zurückzuführen ist: Sie handeln instinktiv und triebhaft und laufen, aufgrund des Mangels an intellektuellen Fähigkeiten, stets Gefahr, die Kontrolle über ihr Tun zu verlieren.

---

<sup>643</sup> Pfeffer (1928/29): Eine weiße Frau, S. 49.

<sup>644</sup> Pfeffer (1928/29): Eine weiße Frau, S. 48.

<sup>645</sup> Pfeffer (1928/29): Eine weiße Frau, S. 51.

<sup>646</sup> Pfeffer (1928/29): Eine weiße Frau, S. 49.

<sup>647</sup> Pfeffer (1928/29): Eine weiße Frau, S. 54.

Daraus erwächst nun auch die Pflicht der weißen Rasse, besagte Völker zu zivilisieren, da sie als einzige dazu imstande sind, als Kontrollinstanz zu fungieren, die dazu notwendig ist, die animalische Bedrohung, die im Kannibalismus gipfelt, zu bannen. Dass sich die Herrschaft der weißen Rasse über die schwarze bereits bewährt hat, konstatiert Pfeffer in einem weiteren Artikel, der 1931 im *Kriminalmagazin* erschienen ist, in dem sie über den Besuch in einem afrikanischen Buschgefängnis berichtet und im Zuge dessen wiederum den Kannibalismus als abscheulichstes aller Verbrechen kennzeichnet:

Die meisten anwesenden Sträflinge hatten nur wenige Tage oder Wochen zu verbüßen. Ihre Vergehen bestanden hauptsächlich aus kleineren Diebstählen, Beschimpfungen der Obrigkeit, Prügeleien mit den Nachbarn usw. Nur ein Mann war darunter, der ein schweres Verbrechen begangen hatte. [...] Dieser Mann hatte aus kannibalistischen Gelüsten einen Raubmord begangen. Gemeinsam mit seinem Sohn, der sich zu jener Zeit schon im Zuchthaus befand, hatte er einen nomadisierenden Hausahändler in sein Gehöft gelockt. Nachdem er sich durch freundliche Bewirtung das Vertrauen des Hausas erworben hatte, und dieser in der Nacht friedlich schlief, schlug er ihn tot. Daraufhin zerteilten und kochten Vater und Sohn den Leichnam und fraßen, soviel sie auf einmal bewältigen konnten. Der Rest wurde für den nächsten Tag aufgehoben. [...] Mensch und Tier sind für diese Menschen ein und dasselbe – Nahrung – nur daß der Mensch ihrer Ansicht nach besser schmeckt als jedes Tier. Dank dem energischen Eingreifen der englischen Regierung werden die Fälle von Kannibalismus von Jahr zu Jahr seltener.<sup>648</sup>

Die Reiseberichte von Gulla Pfeffer sind aber nicht nur im Kontext der Legitimation von kolonialen Herrschaftsverhältnissen angesiedelt, vielmehr sind sie auch in Bezug auf geschlechtsspezifische Machtkonstellationen äußerst aufschlussreich: Die Kategorie Geschlecht spielte im Kontext kolonialer Selbstversicherungsstrategien nämlich eine wichtige Rolle, da es den deutschen Frauen erst über die Fragestellungen des Kolonialismus gelang, sich als weißes, bürgerliches Individuum zu behaupten. Die Forschungsliteratur zu reisenden Frauen um 1900 rückt häufig den emanzipatorischen Aspekt ihrer Unternehmungen in den Vordergrund, sodass ihre Reiseberichte zumeist biografisch gelesen und dadurch aus ihrem diskursiven Kontext

---

<sup>648</sup> Gulla Pfeffer: »Afrikanisches Buschgefängnis. Ein Reisebericht.« In: *Das Kriminalmagazin* 3/32, 1931, S. 1966-1970 und S. 1998, hier S. 1970 und 1998. Frauenkriminalität ist bei den Naturvölkern Afrikas laut Pfeffer im Wesentlichen auf ein Delikt beschränkt, nämlich auf die Prostitution. Zwei der drei Insassinnen des Frauenabteils des Buschgefängnisses »hatten das horizontale Gewerbe betrieben, wie Heine es nennt, und zwar auf Befehl ihres gemeinsamen Gatten.« Die Jüngere von beiden »schämte sich sehr. Sie verbarg ihr Gesicht hinter dem vorgehaltenen Arm, während die Ältere den Versuch machte, mit dem Distriktoffizier einen Flirt anzufangen.« Diese Einschätzung entspricht dem fest im kriminologischen Diskurs verankerten Postulat von der weiblichen »Dirnennatur«, welches von Lombroso/Ferrero begründet wurde: »Im allgemeinen begehrt jedoch das Weib bei den Naturvölkern wie anderwärts, obwohl es mehr zum Bösen als zum Guten neigt, weniger Verbrechen als der Mann, und das, wofür es bestraft wird, sind zumeist konventionelle Verbrechen, wie die Verstöße gegen das Tabu und die Zauberei. Das, was dem Verbrechen des Mannes entspricht, ist beim Weibe der Naturvölker, wie wir sehen werden, die Prostitution.« Vgl. Lombroso/Ferrero (1894): *Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte*, S. 221.

herausgelöst werden. Inmitten der vielen Alltagsgeschichten und Reisebeschreibungen wird nämlich deutlich, dass europäische, weiße Frauen einen wesentlichen Anteil an der Konstruktion des Anderen und an der kolonialen Praxis hatten, es auch einen spezifisch weiblichen kolonialen Blick gab.<sup>649</sup> Die um 1900 herrschenden Ordnungen von Macht schrieben der Frau, wie bereits ausgeführt, traditionell die Rolle der dem Mann unterlegenen Natur zu, wodurch sie zwar eigentlich in der gleichen Unterdrückungssituation wie der primitive Fremde stand, über die Komponente der Rasse aber als weiße Frau geadelt wurde. Sie wurde umso mehr zum Symbol für den deutschen Volkskörper, Kulturträgerin und Hüterin der Moral, der dem minderwertigen Fremdkörper gegenüberstand.<sup>650</sup> Für das Selbstverständnis der weißen Frau, so hat die Untersuchung gezeigt, bedeutete dies nicht etwa eine Parteinahme für den Anderen, sondern die Möglichkeit, die kolonialen Strukturen der Differenz zu nutzen, um sowohl in den Kolonien als auch in Deutschland Freiheit und Unabhängigkeit anzustreben. Das dem Rassenkonzept inhärente Versprechen einer Überlegenheit der weißen Rasse führte so einen Handlungsspielraum für die deutsche Frau ein, der ihre Position im Umfeld der emanzipatorischen Bestrebungen nur bestärkte.<sup>651</sup>

Im Kontext dieser weiblichen Ermächtigungspraxis war die Figur des Menschenfressers aufgrund ihrer Unschärfe bei gleichzeitig elaborierter Ikonographie besonders zur kulturellen Repräsentanz des angsteinflößenden Fremden geeignet, da sie ein kaum zu übertreffendes Schreckensbild verkörpert. Kannibalen sind das Unzivilisierte schlechthin, das Äußere und kulturell Andere, von dem sich Europa distanziert und sich so seiner eigenen Identität versichert. Anders als bei Verbrechen im klassischen Sinne besteht die Aufgabe der Europäer im Hinblick auf Kannibalen nicht darin, sie zu fangen und zu bestrafen, sondern sie zu zivilisieren und von der abscheulichsten Sünde überhaupt zu befreien. Der Vorwurf des Kannibalismus fungiert bei den hier untersuchten Artikeln, die als repräsentativ für zeitgenössische Reiseberichte und Ethnografien angesehen werden können, also nicht als Rechtfertigung für strafrechtliche Verfolgung, sondern als Legitimation für zivilisatorische Expansion.

### 5.3 ›Negerinnen‹ vor Gericht

Neben solchen Berichten, die die ›Kannibalenstämme‹ Afrikas zum Gegenstand hatten, tauchten Schwarze als Thema vor allem in Artikeln über Amerika auf. Dargestellt wurde das Leben der ›zivilisierten Neger‹ dabei entsprechend der amerikanischen Segregationspolitik als separate Kultur: Einerseits wurde beispielsweise ihre

---

<sup>649</sup> Vgl. Marianne Bechhaus-Gerst: »Selbstzeugnisse reisender Frauen in Afrika.« In: Dies. (Hrsg.): *Frauen in den deutschen Kolonien*. Berlin 2009. S. 50-57, hier S. 50.

<sup>650</sup> Vgl. Toussaint (2014): Dem kolonialen Bock begegnen, S. 167-168.

<sup>651</sup> Vgl. Toussaint (2014): Dem kolonialen Blick begegnen, S. 168.

Anpassung<sup>652</sup> an weiße Kleidercodes und das Verschwinden des ›Wollkopfs‹ durch besondere Haarwasser gelobt, andererseits wurde großen Wert darauf gelegt, sie dem Erwartungshorizont des deutschen Lesers gemäß, für den ein Zusammenleben von Schwarz und Weiß nur bis zu einem bestimmten Grade vorstellbar war, in einer eigenen Gegenwelt, dem Ghetto,<sup>653</sup> zu verorten und ihre Alterität zu betonen.<sup>654</sup> Im Kontext dieser Repräsentationsform, die zwischen Assimilation und Ausgrenzung oszilliert, ist auch der Artikel »Negerinnen vor Gericht«, im August 1932 im *Querschnitt* erschienen, angesiedelt, der die Eigenarten der ›Negerrasse‹ am Beispiel krimineller schwarzer Frauen diskutiert. Die amerikanische Psychologin und Expertin für Jugendkriminalität Eleanor Rowland Wembridge berichtet in diesem Artikel von ihren Erfahrungen als Fürsorgerin eines Jugendgerichts und betont, um die Authentizität der folgenden Schilderungen zu bekräftigen, dass sie in den letzten vier Jahren »die Bekanntschaft mit mindestens zweitausend Leuten [machte], die Schwierigkeiten mit den Behörden hatten, darunter von mindestens fünfhundert Negern.«<sup>655</sup> Zunächst macht es den Eindruck, als würde Rowland Wembridge diesen ›Negern‹ durchaus affirmativ gegenüberstehen, da sie einleitend ausführt, dass ihre Vorurteile gegenüber der Rasse nicht bestätigt wurden, sondern das genaue Gegenteil der Fall war: Vor Gericht würden sie grundsätzlich eine »persönliche Würde«<sup>656</sup> an den Tag legen, die andere arme und marginalisierte Volksgruppen nur selten aufzubringen vermögen. Auch von ihrer vermeintlich naturgegebenen Unterlegenheit war nichts zu sehen: »Neger, so hörte ich immer, seien unterwürfig. Nun, ich habe nie ein Volk gesehen, das weniger unterwürfig als die Neger gewesen wäre.«<sup>657</sup> Noch mehr Verwunderung ruft die Feststellung hervor,

---

<sup>652</sup> Siehe dazu beispielsweise die Beschreibung der sogenannten ›Upper-Negerinnen‹ Havannas, die Joachim Rügheimer 1928 im *Querschnitt* vorlegt: „Stellen Sie sich die Negerin, das heißt die der ›Upper Ten‹, so etwas gibt es in Habanna, um Gottes Willen nicht schwarz vor. Sie können die seltensten Farbüberraschungen erleben, und die Damen dieser schwarzen ›Upper Ten‹ sind meistens hell. Entweder durch Mischheirat des Herrn Papa oder der Frau Mama so weit assimiliert, daß sie nur ›gut erholt‹ ausschauen, oder so gepudert, daß man beim besten Willen die verräterische schwarze Farbe nicht sieht. Nicht nur in der Farbe wollen sie ihren weißen Schwestern so nahe kommen wie nur möglich, sondern sie haben genau so ihre Dinnerparties, haben ihren Golfclub und ihren Tennis.« Auch der schwarze Mann der ›Upper Ten‹ sieht nicht so aus, »wie wir uns einen Neger vorstellen, sondern wie ein sportliebender weißer Gentleman, mit prächtigen Zähnen, die er gern und oft zeigt. Nur seine riesenhaften Hände erinnern daran, daß er ›coloured‹ ist, dagegen suchen Sie vergeblich sein Kraushaar.« Joachim Rügheimer: »Flirt mit Negerinnen.« In: *Der Querschnitt* 8/7, 1928, S. 487-489, hier S. 487 und S. 488.

<sup>653</sup> Vgl. dazu: »Fast alle Rassen und Sekten der Welt sind in dem weiten Schoße New Yorks vertreten. Trotzdem ist die Tatsache überraschend, dass Harlem, das ›Klein-Afrika‹ dieser großen Stadt, ein bisschen Abessinien einschließt und in diesen Negersekten, von denen die eine ein Mischmasch zwischen jüdischer und christlicher Religion darstellt, während zwei andere absolut nach den Religionsriten des orthodoxen Judentums leben.« D. Gest: »Die Negerjuden New Yorks.« In: *Der Querschnitt* 10/6, 1930, S. 397-398, hier S. 397.

<sup>654</sup> Vgl. Henrick Stahr: »Koloniales Bewusstsein im Fotojournalismus der Weimarer Republik: Die Darstellung von Schwarzen in deutschen Wochenillustrierten.« In: Diethart Kerbs/Walter Uka (Hrsg.): *Fotografie und Bildpublizistik in der Weimarer Republik*. Berlin 2004. S. 81-96, hier S. 90-91.

<sup>655</sup> Eleanor Rowland Wembridge: »Negerinnen vor Gericht.« In: *Der Querschnitt* 12/8, 1932, S. 551-553, hier S. 551.

<sup>656</sup> Rowland Wembridge (1932): Negerinnen vor Gericht, S. 551.

<sup>657</sup> Rowland Wembridge (1932): Negerinnen vor Gericht, S. 551.

dass die schwarze Frau »eigentlich eine beneidenswerte Position [hat],« da sie von allen Frauen »die emanzipierteste«<sup>658</sup> sei. Begründet wird dies damit, dass weiße Frauen »ohne Lohn und Dank in ihrer eigenen Küche schufteten«,<sup>659</sup> während die schwarze Frau, die fast immer als Hausmädchen oder Bedienstete arbeitet, für ihre Arbeit in der Küche entlohnt wird.

Es handelt sich hier also um ein Kompliment mit doppeltem Boden, da es impliziert, dass die schwarze Frau für niedrigere Arbeit und vor allem für Arbeit, bei der sie der weißen ›Herrenrasse‹ untersteht, prädestiniert ist. Diese Doppelbödigkeit, die die anfängliche affirmative Haltung der Verfasserin als Blendwerk entlarvt, durchzieht auch den Rest des Artikels. Bei der Würde, die Rowland Wembridge den ›Negerin‹, die sie außerdem bezeichnenderweise durchweg »meine Neger«<sup>660</sup> nennt, zuschreibt, handelt es sich eben nur um eine *persönliche* Würde, keine allgemein-objektive, die nur der weiße, zivilisierte Mensch besitzen kann. ›Neger‹ seien aufgrund ihrer natürlichen Beschaffenheit nur dazu fähig, niedrigere Arbeiten auszuüben, weshalb sie in den meisten Fällen als »Feldarbeiter, Erdarbeiter, Heizer, Aufwartefrauen usw.«<sup>661</sup> tätig sind. Hinzu kommt, dass sie aufgrund ihrer Armut nicht in der Lage seien, am kulturellen Leben teilzunehmen und deshalb ein stumpferes Wesen besitzen, da sie »nicht einmal im Kino Gelegenheit [haben], Eleganz zu lernen.«<sup>662</sup> Schließlich offenbart sich an ihrem äußerlichen Erscheinungsbild, ihrem »seltsamen Kostüm«,<sup>663</sup> der wesenhafte Unterschied der ›Negerin‹ gegenüber der weißen Frau:

Wir weiße Frauen beziehen unser Selbstvertrauen beinahe ganz von unseren Kleidern. Wir treten sicher auf, wenn unsere Kleidung in Ordnung ist, wir sind gehemmt, ja, gedemütigt im falschen oder dürftigen Anzug. Eine weiße Frau, die vor Gericht als Kopfbedeckung nur ein Taschentuch hätte, wäre jedenfalls bestürzt über ihren armen Kopf als über ihre Sünden. Anders die Negerin. In einem Harlekin Kleid von bunten Lumpen, unter einem Hut, den sie offenbar aus einem Mülleiner gerettet hat, blickt sie wie die Königin von England in ihrer Toque. Ich habe nie eine Negerin gesehen, die sich wegen ihres Kostüms geschämt hatte.<sup>664</sup>

Es handelt sich hier also sowohl auf sprachlicher als auch auf inhaltlicher Ebene um eine trennscharfe Gegenüberstellung des Eigenen und des Fremden: Wir vs. Sie, zivilisiert vs. primitiv, gebildet vs. instinktiv. Was auf den ersten Blick wie Anerkennung und Bewunderung erscheint, entpuppt sich bei näherer Betrachtung vor allem der Sprache als geschickte Abgrenzungsstrategie, die in letzter Konsequenz impliziert, dass die ›Negerin‹ unberechtigterweise so würdevoll agiert. Potenziert wird dieser Eindruck dadurch, dass Wembridge der ›Negerin‹ einen besonderen Sinn

---

<sup>658</sup> Rowland Wembridge (1932): Negerinnen vor Gericht, S. 552.

<sup>659</sup> Rowland Wembridge (1932): Negerinnen vor Gericht, S. 552.

<sup>660</sup> Rowland Wembridge (1932): Negerinnen vor Gericht, S. 551.

<sup>661</sup> Rowland Wembridge (1932): Negerinnen vor Gericht, S. 551.

<sup>662</sup> Rowland Wembridge (1932): Negerinnen vor Gericht, S. 551.

<sup>663</sup> Rowland Wembridge (1932): Negerinnen vor Gericht, S. 551.

<sup>664</sup> Rowland Wembridge (1932): Negerinnen vor Gericht, S. 551.

fürs Komische attestiert, der aus derselben Quelle entspringt, »aus der persönliche Würde kommt.«<sup>665</sup> Dieser besondere Sinn für Humor bedeutet also nichts anderes, als dass sie auf ihr Umfeld amüsant bis lächerlich wirkt, ohne sich darüber im Klaren zu sein. Am Ende des Artikels gibt Wembridge noch eine kurze Unterhaltung mit einem dieser »unbezähmbare[n] schwarze[n] Straßenmädchen«<sup>666</sup> wieder, bei der es um die Frage ging, wie sie es sich vorstellen könne, zu ihren ehrbaren Verwandten zurückzukehren, nach allem, was sie sich habe zu Schulden kommen lassen:

Sie antwortete: ›Wir Schwarzen sind nicht wie Weiße. Wenn wir mit einer Sache Schluß gemacht haben, dann haben wir eben Schluß gemacht. Dann denken wir nicht mehr daran und lassen uns keine grauen Haare wachsen. Ihr Weiße aber grübelt und grübelt so lange, bis ihr euch selber nicht mehr auskennt. Wenn ich fühle, daß das Grübeln mir nicht mehr wohltut, höre ich damit auf!‹ Und so ist es immer bei den Negern.<sup>667</sup>

Aus diesem Zitat – auch hier ist fraglich, ob es sich um einen Tatsachenbericht oder doch nur um eine Projektion der Verfasserin handelt – geht vor allem hervor, dass sich ›Neger‹ ihrer Andersartigkeit durchaus bewusst seien und ihrerseits genauso zwischen Wesensmerkmalen weißer und schwarzer Menschen unterscheiden. Dem Weißen werden hier außerdem intellektuelle Fähigkeiten zugeschrieben (›Ihr Weißen aber grübelt und grübelt‹), dem ›Neger‹ hingegen Emotionalität (›Wenn ich fühle‹). Der unterschwellige aber permanente Verweis auf die natürliche Minderwertigkeit und Unterlegenheit der ›Negerrasse‹ wird schließlich auf der Bildebene explizit vor Augen gestellt: Der dreiseitige Artikel ist mit nur einem einzelnen, großformatigen Bild illustriert, bei dem es sich um ein Plakat aus dem Jahr 1829 handelt, das die Versteigerung von Sklaven ankündigt (Abb. 32). Obwohl das Thema Sklaverei im Text nicht einmal ansatzweise eine Rolle spielt und diese zudem bereits 1865 ihr offizielles Ende fand,<sup>668</sup> wird durch das Plakat unmissverständlich vermittelt, in welcher Position der ›Neger‹ in Amerika auch viele Jahrzehnte später noch verortet wird, nämlich in der einer minderwertigen und dem weißen Volk unterlegenen Rasse, die durch die Assimilation an eine zivilisierte Gesellschaft zwar das Stigma des Kannibalismus verloren hat, nicht aber ihre naturgegebene Primitivität und Amoralität.

---

<sup>665</sup> Rowland Wembridge (1932): Negerinnen vor Gericht, S. 552.

<sup>666</sup> Rowland Wembridge (1932): Negerinnen vor Gericht, S. 552.

<sup>667</sup> Rowland Wembridge (1932): Negerinnen vor Gericht, S. 552.

<sup>668</sup> Nach dem Ende des Bürgerkrieges trat am 18. Dezember 1865 der 13. Zusatzartikel zur Verfassung in Kraft, mit dem die Sklaverei auf dem gesamten Gebiet der Vereinigten Staaten endgültig abgeschafft wurde. Durch den 14. Zusatzartikel zur Verfassung erhielten die Afroamerikaner 1868 zudem ihre Bürgerrechte formal zugesprochen. Viele Schwarze arbeiteten zwar weiterhin in ähnlichen Zuständen auf den Plantagen, nutzten aber ihre neu gewonnenen Möglichkeiten unter anderem, um politisch aktiv zu werden und ihren Kindern fortgeschrittene Bildung zu ermöglichen. Vgl. Jürgen Heideking: *Geschichte der USA*. Tübingen 1999. S. 168-170.

## 5.4 ›Zigeuner‹ und Verbrechen

Eine weitere Volksgruppe, die in den Illustrierten Magazinen häufig thematisiert und im Zuge dessen noch konkreter mit einer wesenhaften Verrohung und kriminellen Energie in Verbindung gebracht wurde, waren die ›Zigeuner‹, die, längst zur Chiffre einer nomadischen Lebensweise geworden, seit dem 19. Jahrhundert zu den Gruppen zählten, die von der Polizei der deutschen Länder vor dem Hintergrund der Nationalstaatsbildung noch stärker als zuvor in den Blick genommen wurden.<sup>669</sup> Mit der Reichsgründung 1871 verschärfte sich der Druck auf die sogenannten Heimatlosen abermals: Sowohl im Kaiserreich als auch in der Weimarer Republik etablierte sich ein gegen die Verfassung verstoßendes Sonderrecht, auf dessen Grundlage Maßnahmen gegen ›Zigeuner und nach Zigeunerart Umherziehende‹ basierte. Regelmäßige polizeiliche Kontrollen, restriktive Vergabe von Wandergewerbescheinen und überzogene Auflagen mündeten in einer Vertreibungspolitik, die einen Kreislauf von Verfolgung und Kriminalisierung in Gang setzte. Mit kriminologisch-ethnografischen Monographien wie *Die Zigeuner in ihrem Wesen und in ihrer Sprache* (1863) des Kriminalrats Richard Liebich oder *Das deutsche Gaunertum in seiner sozialpolitischen, literarischen und linguistischen Ausbildung* des Kriminalrats Benedict Avé-Lallemant wurden parallel die Weichen gestellt für eine diskursive Verknüpfung zwischen staatlicher Verwaltung und kollektiven Selbstbeschreibungen als ›gute Bürger‹ in Abgrenzung zu internen und externen Fremden.

Vor diesem Hintergrund ist der Erfolg des kriminalpsychologischen Ansatzes von Hans Gross oder Gustav Kafka, aber auch der Eugenik während der Weimarer Republik zu verstehen: Waren schon im Umfeld der Reichsgründung kollektive Selbstbeschreibungen problembehaftet, so wurden sie nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg, nach dem Ende des Kaiserreichs und dem Verlust der Kolonien und auch im Zusammenhang mit der Modernisierung der Gesellschaft in den 1920er Jahren zutiefst krisenhaft. Wissenschaften mit empirisch-exaktem Anspruch waren in dieser von Diversifizierung der Lebensentwürfe geprägten Zeit deshalb so erfolgreich, weil sie die Funktion erhielten, Grenzziehungen kollektiver Zugehörigkeit vorzunehmen und mit ihrem Instrumentarium zu objektivieren. Während sich die Ethnologie im Zuge dessen weitgehend einig war, dass ›Zigeuner‹ zu den rückständigen Völkern einer frühen zivilisatorischen Entwicklungsstufe zu zählen sind, definierte die biologisch argumentierende Kriminologie sie als ›Degenerierte‹ und

---

<sup>669</sup> Schon seit Beginn des 15. Jahrhunderts, als die sogenannten ›Zigeuner‹ zum ersten Mal in Deutschland wahrgenommen wurden, wurde die Volksgruppe aufgrund ihrer nomadischen und fremdartigen Lebensweise als räuberisch, betrügerisch und gewalttätig beschrieben, deshalb diskriminiert und verfolgt. Wie lange sich die Identifizierung von ›Zigeuner‹ und ›Verbrechen‹ auch im 20. Jahrhundert noch gehalten hat, zeigt die Stellungnahme von Gustav Radbruch und Heinrich Gwinner zu den Zigeunerverfolgungen im 18. Jahrhundert in ihrem 1951 erschienenen Werk *Geschichte des Verbrechens*: »Man mag diese Verfolgungswelle, wenn auch nicht entschuldigen, so doch verstehen, wenn man sie auf die Erkenntnis zurückführt, dass die antisoziale und asoziale Haltung der Zigeuner nicht den einzelnen, sondern die ganze Rasse betraf, daß sie zutiefst zigeunerische Lebensart gewesen ist.« Vgl. Gustav Radbruch/Heinrich Gwinner: *Geschichte des Verbrechens. Versuch einer historischen Kriminologie*. Stuttgart 1951. S. 215.

›Entartetet‹: »Der Zigeuner ist anders als jeder Kulturmensch, selbst von der rohesten und verkommensten Gestalt, und alles, was man im Verkehr mit zahlreichen anderen gelernt und geübt hat, ist nicht zu brauchen, wenn man mit dem Zigeuner zu tun hat.«<sup>670</sup>

Das in der Weimarer Republik vorherrschende Bild des kriminellen ›Zigeuners‹ speiste sich also letztlich aus einer selbst geschaffenen Ausnahmesituation, die den Betroffenen als anthropologische Konstante zugeschrieben wurde.<sup>671</sup> Dementsprechend gab es auch in den Illustrierten Magazinen kaum einen Artikel über Zigeuner, der ohne eine Zuschreibung auskam, die die Volksgruppe unterschwellig oder ausdrücklich als von Natur aus kriminell markierte. Ein Beispiel dafür ist die Reportage »Menschenfresser! Zum Zigeunerprozeß in Kaschau«, der im September 1928 in der *Revue des Monats* publiziert wurde und schon über den reißerischen Titel einen direkten Zusammenhang zwischen ›Zigeunern‹ und dem Kannibalismus als Verbrechen der primitivsten Sorte herstellt. Gegenstand des besagten Prozesses war eine Mordserie in einer ungarischen Kleinstadt, die auch international besonders große Aufmerksamkeit erregte, weil während der Ermittlung der Verdacht aufkam, »daß die Verbrecher sich vom Fleisch ihrer Opfer nährten, also Menschenfresser seien.«<sup>672</sup> Wolf Langen geht es in dem Artikel vor allem darum, dem deutschen Leser die psychologischen Eigenarten der ›Zigeuner‹ zu erklären, woraus sich wiederum ableiten ließe, wieso gerade diese Volksgruppe dafür prädestiniert sei, dem Kannibalismus zu verfallen. Zu diesem Zweck zitiert er hauptsächlich Passagen aus dem Bericht des für den Prozess zuständigen psychiatrischen Sachverständigen Dr. Jaroslaw Stuchlik, Leiter der Kaschauer Irrenanstalt, dessen Einschätzung keine Zweifel über die Andersartigkeit des »Nomadenstamms«<sup>673</sup> aufkommen lässt:

Will man die Zigeuner begreifen und verstehen, so hat man vor allen Dingen auf ihre Ethnologie Rücksicht zu nehmen. Die Zigeuner, ein Volksstamm indischen Ursprungs, gehören nicht unserer Rasse an. Trotzdem sie schon Jahrhunderte unter uns leben, haben sie sich bis zum heutigen Tage noch immer nicht unserer Denkungsart und unseren Gefühlsmomenten assimiliert. Sie sind ein Fremdkörper in unserem Lande und bleiben stets, was sie immer waren: die Plage und Geißel unseres Landes. Ihrer Kultur nach könnten wir sie unter die Urvölker einreihen: Fidschiinsulaner, Papuas, die auf der gleichen

---

<sup>670</sup> Hans Gross (1899): Handbuch für Untersuchungsrichter, S. 440.

<sup>671</sup> Karola Fings: »›Rasse: Zigeuner.‹ Sinti und Roma im Fadenkreuz von Kriminologie und Rasenhygiene 1933-1945.« In: Herbert Uerlings/Julia-Karin Patrut (Hrsg.): »›Zigeuner‹ und Nation. Repräsentation – Inklusion – Exklusion. Frankfurt am Main 2008. S. 273-310, hier S. 274. Für die reichsweite Ausgestaltung der ›Zigeunerpolitik‹ sollte sich vor allem Bayern als Motor erweisen: Der 1889 in der Münchner Polizeidirektion gegründete ›Nachrichtendienst für die Sicherheitspolizei in Bezug auf Zigeuner‹ zielte auf eine lückenlose Erfassung dieses Personenkreises, sodass bis 1925 schon mehr als 14.000 Personalakten angelegt waren. Als Vorreiter trat Bayern gleichfalls mit seiner Gesetzgebung hervor, da es mit dem ›Gesetz zur Bekämpfung von Zigeunern, Landfahrern und Arbeitsscheuen‹ von 1926 als erstes Land die geltenden Grundrechte für diese Gruppe außer Kraft setzte und damit einer Radikalisierung der staatlichen ›Zigeunerpolitik‹ Vorschub leistete. Ebd. S. 275.

<sup>672</sup> Wolf Langen: »Menschenfresser! Zum Zigeunerprozeß in Kaschau.« In: *Revue des Monats* 3/11, 1928/29, S. 1208-1211, hier S. 1208.

<sup>673</sup> Langen (1928/29): Menschenfresser, S. 1208.

Stufe stehen.<sup>674</sup>

Die Begriffe aus dem Repertoire rassistischen Denkens fallen hier sofort ins Auge: Fremdkörper, Plage, Geißel. Sie bringen in der Sprache aggressiver Abwehr die Angst vor Vermischung und Infiltration zum Ausdruck, die Bedrohung von außen wird in einer paranoischen Logik rassistischer Reinheit durch liberale Integrationspolitik zu einer noch größeren inneren Gefahr.<sup>675</sup> Die Form der Berichterstattung, die Langen hier wählt, ist auch deshalb besonders geschickt, da der Leser durch sie dazu bewogen wird, die Ausführungen des Sachverständigen auf die eigene gesellschaftliche Situation zu übertragen: Obwohl Stuchlik nämlich, wenn er von ›unserem Lande‹ spricht, Ungarn meint, wird der Leser des deutschen Magazins *Revue des Monats* diesen Ausdruck zwangsläufig mit Deutschland assoziieren, den ›Zigeuner‹ als Fremdkörper in *seinem* Land wahrnehmen.

Bezüglich ihres genuin-verbrecherischen Wesens konnte der Sachverständige darüber hinaus feststellen, »daß die Zigeuner den Diebstahl überhaupt nicht als etwas Unmoralisches ansehen. Sie bestehlen nicht nur die Bevölkerung, auch untereinander bestehlen sie sich...«<sup>676</sup> ›Zigeuner‹ seien demnach moralisch besonders minderwertig, da sie nicht einmal ihresgleichen respektieren, genauso wenig wie Frauen, die ihnen nichts gelten, obwohl sie »selbst bei sehr tiefstehenden Völkern [ein] sehr eifersüchtig gehütetes Heiligtum«<sup>677</sup> sind. Die ›Zigeuner‹ seien außerdem »durchwegs triebhafte Charaktere« und leben auf der »Intelligenzstufe des Kindes«, weshalb ihnen auch eine »Lust am Grausamen im allgemeinen«<sup>678</sup> zugeschrieben werden kann. Mit der Charakterisierung der ›Zigeuner‹ als triebhaft, infantil, grausam und misogyn liefert Stuchlik eine nahezu mustergültige Typologie des ›entarteten‹ Menschen im Sinne Lombrosos, von dem sich der Kulturmensch abzugrenzen hat. Nach dieser ausführlichen Psychologisierung des ›Zigeunervolkes‹ enthüllt Langen am Ende des Artikels schließlich, dass es sich bei dem anfangs erwähnten Kannibalismus-Vorwurf um nichts als einen ›Bluff‹ der internationalen Presse handelt, der vor allem dem Zweck dient, den Mordprozess zu einer Sensation aufzubauschen: »Übrig bleiben nur noch gemeine Mörder«.<sup>679</sup>

Wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, wird der Prozeß längst entschieden sein. es ist kaum zweifelhaft, daß man die Angeklagten als Mörder schuldig spricht, die Menschenfresserei aber verneinen wird. Ich denke jedoch, daß eines schon genügt! Der ganze Prozeß gibt so recht ein deutliches Bild von der Atmosphäre gewisser Teile Ungarns. Es ist wie düsteres Mittelalter, das da hervorbricht. Die Zigeuner, von jeher ein Charakteristikum dieses Landes, sind ein Problem für die Regierung.<sup>680</sup>

---

<sup>674</sup> Langen (1928/29): Menschenfresser, S. 1209.

<sup>675</sup> Klaus-Michael Bogdal: *Europa erfindet die Zigeuner. Eine Geschichte von Faszination und Verachtung*. Berlin 2011. S. 307.

<sup>676</sup> Langen (1928/29): Menschenfresser, S. 1210.

<sup>677</sup> Langen (1928/29): Menschenfresser, S. 1210.

<sup>678</sup> Langen (1928/29): Menschenfresser, S. 1210.

<sup>679</sup> Langen (1928/29): Menschenfresser, S. 1211.

<sup>680</sup> Langen (1928/29): Menschenfresser, S. 1211.

Diese Kritik an der Presse und dem sensationshungrigen Publikum, welches auf Bluffs dieser Art hereinfällt, erscheint überaus paradox, da der Artikel durch die reißerische Überschrift und die vermeintlich wissenschaftlich fundierte ausführliche Charakterisierung der ›Zigeuner‹ als zutiefst primitive, amoralische Wesen, selbst dieser Sensationspresse zuzuordnen ist. Anders formuliert: Der Autor arbeitet sich fast vier Seiten lang an dem althergebrachten Kannibalismus-Vorwurf ab, um ihn in einem kurzen Absatz, nahezu unmerklich, wieder zu relativieren. Was übrig bleibt, ist das Psychogramm einer Volksgruppe, das sich aus kriminalisierenden und diffamierenden Stereotypen speist und das genau aus diesem Grund seine Wirkung auf den Leser wohl nicht verfehlt hat.

Eine etwas andere Ausrichtung lässt sich hingegen bei dem von Engelbert Wittich verfassten Aufsatz »Zigeuner und Verbrechen« (*Das Kriminalmagazin*, Juli 1931) feststellen, obwohl auch hier schon der Titel auf eine spezifische Verknüpfung von Ethnie und Amoralität verweist. Zunächst ist anzumerken, dass in dem Artikel, genauso wie in Langes Reportage, Expertenwissen vermittelt wird, dieses jedoch einer anderen Quelle entspringt. Dies wird insbesondere daran sichtbar, dass der Verfasser die im Text genannten Deliktformen und -techniken – nämlich Diebstahl, Betrug und Geisterbeschwörung – auffallend detailliert beschreibt:

Harmlos tritt eine Zigeunerin in irgendeinem Geschäft an den Ladentisch heran, lässt sich Waren vorlegen, prüft, fragt nach dem Preis und läßt den ihr zusagenden Gegenstand unauffällig vor sich auf den Boden fallen. Dann bringt sie mit den bloßen Füßen das Objekt mit großer Geschicklichkeit in eine zu diesem Zwecke auf der Innenseite ihrer langen, bauschigen Röcke angebrachten Geheimitasche, ›baro Bosita‹ genannt. Auf diese Weise läßt sie eine Unmenge Waren verschwinden. Daß sie ihre Geschäftstätigkeit auch auf Privathäuser ausdehnt, ist selbstverständlich, und hier fallen ihr vornehmlich ›Gacheia‹ (Hühner) zum Opfer, denen sie rasch den Hals umdrehen, um die Beute dann ebenfalls in der Geheimitasche zu verstauen.<sup>681</sup>

Zusätzlich werden, wie aus dem vorangegangenen Zitat auch hervorgeht, durchgehend Begriffe aus der jenischen<sup>682</sup> Sprache verwendet, was ebenfalls auf Expertenwissen verweist. Diese expliziten Kenntnisse der jenischen Sprache und der spezifischen Verbrechenstechniken rühren daher, dass Wittich selbst jenischer Abstammung war und darüber hinaus viele Jahre im ›Archiv für Anthropologie und Kriminalistik‹ und im ›Archiv für Menschenkunde‹ gearbeitet hat. In seiner im Jahre 1928 erschienenen Ethnografie *Blicke in das Leben der Zigeuner* bezeichnet er sich selbst

---

<sup>681</sup> Engelbert Wittich: »Zigeuner und Verbrechen.« In: *Das Kriminalmagazin* 3/28, 1931, S. 1601-1604, hier S. 1602.

<sup>682</sup> ›Jenische‹ ist die Bezeichnung für Mitglieder eines nach landschaftlicher und sozialer Abkunft in sich heterogenen Teils der Bevölkerung. Historisch lassen sich Jenische auf Angehörige der marginalisierten Schichten der Armutsgesellschaften der frühen Neuzeit und des 19. Jahrhunderts zurückführen. Obwohl weniger bekannt als Sinti und Roma, wurden die Jenischen vor allem Anfang des 20. Jahrhunderts ebenfalls zur Gruppe der ›Zigeuner‹ gezählt, im Gegensatz zu Sinti und Roma waren sie aber in West- und Mitteleuropa beheimatet.

als ›Zigeuner‹, der »von Geburt an bis vor kurzer Zeit im Wohnwagen reiste und daher auf das genaueste über Leben, Sitten und Gebräuche der Zigeuner unterrichtet ist.«<sup>683</sup> In dem Artikel wird also einerseits Expertenwissen ›aus erster Hand‹ über die Fremdkultur ›Zigeunertum‹ vermittelt, gleichzeitig positioniert sich der Autor auf der Seite der Eigenkultur. Er nimmt somit eine doppelte Sprecherposition ein und fungiert als Eingeweihter, der zugleich von außen spricht, wie aus dem einleitenden Abschnitt des Artikels hervorgeht: »Die Zigeuner stehen außerhalb des Christentums und außerhalb unserer Kultur und halten deshalb deren Forderungen für sich nicht für verbindlich. Diese Lebensauffassung der Zigeuner, die der unsrigen schroff entgegengesetzt ist, zeigt sich am besten in ihren betrügerischen Geschäften.«<sup>684</sup>

Im Folgenden erläutert Wittich verschiedene Betrugstechniken der ›Zigeuner‹ wie »Wahrsagen, Kartenlegen und Handlesen«,<sup>685</sup> legt seinen Fokus aber auf die detaillierte Beschreibung der Geisterbeschwörung, die für die ›Zigeuner‹ angeblich am einträglichsten ist. Bemerkenswert ist, dass alle diese Deliktformen an Weiblichkeit geknüpft werden – es ist stets die ›Zigeunerin‹, die »Betrügereien größeren Stils«<sup>686</sup> inszeniert – wodurch der Eindruck vermittelt wird, dass das größte verbrecherische Potenzial den ›Zigeunerinnen‹ zuzuschreiben ist.<sup>687</sup> Ähnlich sieht das auch Erich Wulffen, der der ›Zigeunerin‹ in dem Werk *Die Sexualverbrecherin* ein eigenes Unterkapitel widmet:

In dem rätselhaften Volke der ewig wandernden Zigeuner, aus deren Geschichte man nur weiß, daß sie dereinst aus Indien auf dem Wege über Ägypten nach allen Ländern Europas gekommen sind, spielt die Frau die wichtigste Rolle. [...] Das Rätselhafte ihres Völkchens und das Geheimnis, in das sie sich mit besonderer Verschwiegenheit hüllen, sowie ihr eigener primitiver Aberglaube mögen in der Zigeunerin den autosuggestiven Glauben erwecken, sie besitze prophetische Gaben. So fließt die Kriminalität der Zigeunerin aus ihrem Frauen- und Mutterberuf, aus ihrer Mutterherrschaft. Man kennt ihre Diebereien, ihre Beschwörungen, Bekreuzigungen, ihren Hokuspokus mit dem Gelde derer, die geschädigt werden sollen.<sup>688</sup>

Durch die Verknüpfung von Weiblichkeit und Magie wird ein Stereotyp reproduziert, welches seit Jahrhunderten fest im Diskurs um die kriminellen ›Zigeuner‹ verankert ist. Schon seit dem ersten Auftauchen im europäischen Raum wurden ›Zi-

---

<sup>683</sup> Engelbert Wittich: *Blicke in das Leben der Zigeuner*. Hamburg 1928. S. 4-5.

<sup>684</sup> Wittich (1931): *Zigeuner und Verbrechertum*, S. 1601.

<sup>685</sup> Wittich (1931): *Zigeuner und Verbrechertum*, S. 1602.

<sup>686</sup> Wittich (1931): *Zigeuner und Verbrechertum*, S. 1602.

<sup>687</sup> Etwas differenzierter legt Wittich dies in seiner Ethnografie *Blicke in das Leben der Zigeuner* dar: »Am meisten muß zur Versorgung und Erhaltung der Familie die Frau beitragen, welche sich durch allerlei gute, sichere Zaubermittel, Wahrsagen, Kartenschlagen usw. fast immer ein gutes Stück Geld erwirbt. Daß die Zigeunerin viele Heil-, Zauber- und Geheimmittel haben, die stets sicheren Erfolg haben und bei den Bauern, notabene auch bei den Städtern, in hohem Rufe stehen, durch die dadurch erzielten oft wunderbaren Kuren und Erfolge, ist gut bekannt.« Vgl. Wittich (1928): *Blicke in das Leben der Zigeuner*, S. 28.

<sup>688</sup> Wulffen (1931): *Die Sexualverbrecherin*, S. 93.

geunerinnen« mit magischen Fähigkeiten und Aberglauben in Verbindung gebracht, was wiederum vor allem als Beweis dafür genommen wurde, dass das Volk im Allgemeinen den teuflischen Mächten verfallen sei. Der Vorwurf der Magie verwies dabei wie kein anderer auf ihre Andersartigkeit und schürte ein tiefes Misstrauen, das jedoch immer mit einer gewissen Faszination einherging. Mit dieser Ambivalenz spielt nun auch Wittich in dem Artikel: Die geschickte Manipulation lässt einerseits Bewunderung für die Cleverness der ›Zigeunerinnen« aufkommen, andererseits wird die Kunst der Wahrsagerei und Geisterbeschwörung als Betrug gebrandmarkt. Obwohl der Artikel also auf den ersten Blick eine Verhandlung des Eigenen über das Fremde darstellt, da darin der eigenen, zivilisierten und anständigen Kultur scheinbar die verbrecherische Kultur der ›Zigeuner« gegenübergestellt wird, fällt bei näherer Betrachtung jedoch auf, dass es nicht bei der Differenzierung zwischen Eigen- und Fremdkultur bleibt, sondern dass diese erste Differenz immer weiter ausdifferenziert wird. So ist in der Überschrift zunächst generalisierend von ›dem Zigeuner« die Rede; in dem ersten Absatz wird dann deutlich gemacht, dass es sich speziell um ›die deutschen Zigeuner« handelt, was eine klare Abgrenzung von den osteuropäischen ›Zigeunern« impliziert; im weiteren Verlauf wird noch zwischen ›Zigeunerweibern« und männlichen ›Zigeunern« unterschieden; und am Ende des Artikels werden schließlich individuelle Bezeichnungen wie ›baro Rom«/der große Zauberer oder ›bari Tschuwak«/die große Zauberin für die Beschreibung gewählt.

Hinzu kommt, dass die detaillierte Beschreibung der Verbrechenstechniken einen affirmativen bis humoristischen Charakter aufweist, der Autor das ›zigeunerische Verbrechen« also nicht kategorisch verurteilt, sondern durchaus positiv konnotiert, wodurch eine Art Faszination für die Techniken einer unbemerkten Grenzüberschreitung suggeriert wird. Diese sukzessive Ausdifferenzierung und affirmative Haltung des Autors führt dazu, dass die Grenze zwischen dem Eigenen und dem Fremdem immer weiter aufgelöst wird, es zu dem Versuch einer Dekonstruktion, oder zumindest Infragestellung der Grenze zwischen Eigen- und Fremdkultur kommt. Betrachtet man schließlich die Text-Bild-Komposition des Artikels, dann wird deutlich, dass die Infragestellung der Grenze zwischen Eigen- und Fremdkultur auch auf dieser Ebene stattfindet: Wittichs Text, der fundierte Kenntnisse vermittelt und eine komplexe Argumentationsstruktur aufweist, ist mit Karikaturen von Max Zschoch unterlegt, die stark an zeitgenössische Kinderbuchillustrationen, insbesondere an die von Wilhelm Busch, erinnern (Abb. 33). Die sprachliche Darstellung der Fremdkultur wird somit visuell in einen anerkannten kulturellen Diskurs eingebettet, wodurch das vermeintlich Fremde in etwas Bekanntes transformiert wird. Die Karikaturen infantilisieren darüber hinaus den an sich als ernst gekennzeichneten Gegenstand des Artikels und nehmen ihm dadurch wieder an politischer bzw. moralischer Sprengkraft. Ziel des Artikels ist es also, die den ›Zigeunern« zugesprochene kriminelle Energie zu relativieren, ein Anliegen, das Wittich in seiner Ethnografie noch deutlicher formuliert:

Ebensowenig sind sie Kinderräuber (wenn auch früher vielleicht mal in einzelnen Fällen), denn sie haben selbst genug, brauchen also absolut keine zu stehlen. Daß sie Menschenfleisch äßen, ist eine haarsträubende Lüge. Ebenso wenig essen wir deutschen Zigeuner Pferde-, Hundefleisch oder gar Aas, wie z.B. die ungarischen Zigeuner, die schon vergrabenes wieder ausgraben und verzehren, (verendete Schweine usw.). [...] Böse und gute Menschen gibt es überall, bei jedem Volk, aber man malt die Zigeuner wirklich zu schwarz, wenn man sie ohne weiteres als Räuber und Diebe, jeder moralischen Gesinnung bar, auf eine Stufe mit den verkommensten, untersten Schichten unserer übrigen Bevölkerung stellt. Betteln, Landstreichen, wenn man ihre unbezwingbare, angeborene Wanderlust so nennen mag, gelegentlicher Diebstahl und kleinere Betrügereien mag man ihnen schließlich mit Recht nachsagen. Aber es ist ein großes Unrecht, wenn man, wie es bis jetzt immer geschieht, die Zigeuner einfach für gemeingefährliche, schlimme Menschen zu halten und zu verdammen beliebt!<sup>689</sup>

Trotz seiner Bemühungen bleibt aber auch Wittich dem zeitgenössischen Diskurs über den kriminellen ›Zigeuner‹ weitgehend verhaftet, da er die Volksgruppe durch rassistische Zuschreibungen und Mythen als homogenes Kollektiv konstruiert, welches er anhand biologistischer Kriterien wie dem Aussehen und angeborenen Charaktereigenschaften auf der einen, und eigener Gesetze, Sitten und Gebräuche auf der anderen Seite definiert. Beides trägt dazu bei, die althergebrachten Vorurteile zu festigen und die ›Zigeuner‹, um einen Ausdruck Wittichs zu gebrauchen, ›außerhalb unserer Kultur‹ zu verorten.

Die exemplarischen Analysen haben gezeigt, dass die Welt fremder Völker in den Illustrierten Magazinen aus eurozentrischer Sicht als exotisch erfahren wird, insofern sich in ihr die vertrauten Merkmale der eigenen zivilisierten Lebensordnung nicht mehr ausfindig machen lassen. Die exotische Szenerie führt den Betrachter aus dem sozialen und kulturellen Lebensraum heraus und setzt in ihm Vorstellungen frei, in denen kontrastiv und wertend das Eigene vom Fremden abgegrenzt wird.<sup>690</sup> Besonders wirksames Abgrenzungskriterium ist dabei die Kennzeichnung der Fremdkultur als primitiv, amoralisch und kriminell, da sich über diese Eigenschaften, die die allgegenwärtige Bedrohung einer Grenzüberschreitung implizieren, naturgegebene Differenz am einfachsten legitimieren lässt. Aber unter der Oberfläche althergebrachter Stereotype lässt sich in der Weimarer Republik eine folgenschwere Verschiebung feststellen. Die alten Bilder vom primitiven Menschen repräsentieren ein neues, von der Kriminalwissenschaft und Rassentheorie beeinflusstes Wissen über ›Minderwertige‹, wenn in den Texten nun Degeneration und Triebhaftigkeit betont werden. Aus den Wilden werden Bestien, also auf elementare Existenzformen zurückgeworfene Lebewesen. Sie sind keine Subjekte im Sinne modernen, aufgeklärten Rechtsdenkens, da sie nicht in der Lage sind, Verantwortung für ihr Handeln zu übernehmen. Sie repräsentieren einen Urtypus, den vorzivilisatorischen trieb- und instinktgeleiteten Bodensatz menschlicher Existenz.<sup>691</sup> Die Parallelen dieser Repräsentation fremder Kulturen in den Illustrierten Magazinen zur

---

<sup>689</sup> Wittich (1928): Blicke in das Leben der Zigeuner, S. 39 und S. 60-61.

<sup>690</sup> Hölz (2002): Zigeuner, Wilde und Exoten, S. 7.

<sup>691</sup> Bogdal (2011): Europa erfindet die Zigeuner, S. 324-325.

zuvor herausgearbeiteten, als Marginalisierungsstrategie verstandenen Pathologisierung und Kriminalisierung des weiblichen Geschlechtscharakters sind evident: In beiden Fällen dient Triebkontrolle als primäres Distinktionsmerkmal weißer, bürgerlicher, viriler und heterosexueller Identität, sodass zu den wesentlichen Merkmalen sowohl weiblicher als auch fremdkultureller Delinquenz instinktives und emotionsgesteuertes Handeln, der Mangel an intellektuellen Fähigkeiten und Kontrollverlust erhoben werden. Daraus erwächst auf der einen Seite für die zivilisierte Rasse und auf der anderen Seite für den vernunftgesteuerten Mann die Pflicht, als Kontrollinstanz zu fungieren, um die vermeintliche Gefahr, die vom kulturell und geschlechtlich ›Anderen‹ ausgeht, zu bannen.

## **6. Kriminalisierung als Marginalisierungsstrategie – Schlussbetrachtung**

Obwohl in den Illustrierten Magazinen der Weimarer Republik – ihrer konzeptionellen Ausrichtung als ›Medium der Moderne‹ entsprechend – eindeutig Berichte und Illustrationen dominierten, die vor allem im Kontext der Girl- und Garçonne-Darstellung den emanzipativen Charakter des Typus ›Neue Frau‹ betonten, wodurch sie einen wesentlichen Teil dazu beitrugen, dass dieser in der öffentlichen Wahrnehmung rasch zum Mythos avancierte, kam diese Darstellungspraktik, das haben die vorliegenden Untersuchungen gezeigt, bei der Frage nach der Modellierung krimineller Frauen nicht zum Tragen. Im Gegenteil: Wie schon bei Hebbels Neuinterpretation des biblischen Judith-Stoffs, bei dem eine Motivverschiebung vom Patriotisch-Religiösen zum Psychologisch-Weiblichen festzustellen ist, zeigt sich bei der systematisch-exemplarischen Untersuchung der Illustrierten Magazine, dass die Darstellung weiblicher Delinquenz bestimmten Darstellungsstrategien unterworfen ist, die darauf abzielen, die Frau als das andere, minderwertige Geschlecht zu markieren und den LeserInnen ihre wesenhafte Alterität und Inferiorität sowohl textlich als auch bildlich vor Augen zu stellen.

Diese Divergenz in der Repräsentation von Weiblichkeit, zwischen Faszination und Marginalisierung oszillierend, kann als Ausdruck einer von Ambivalenzen geprägten, krisenhaften Gesellschaft verstanden werden: Der Aufbruch in die Moderne erzeugte nämlich nicht nur einen Rausch der Begeisterung über Errungenschaften und Innovationen, sondern schürte auch Ängste und Skepsis gegenüber den Umbrüchen der Lebenswelt. Das vordringliche Interesse der sich um 1900 etablierenden Wissenschaften bestand in der Beseitigung des befürchteten Chaos und der Irrationalität, und der Wiederherstellung von Ordnung durch die Abspaltung der den Modernisierungsprozess begleitenden irritierenden Phänomene, zu denen auch die Emanzipationsbestrebungen gehörten, die die Auflösung vertrauter Geschlechterverhältnisse und Kontroll- und Machtverlust bedeuteten. Als wesentliche wissenschaftliche Kontrollinstanzen fungierten dabei die sexualpathologisch geprägte Kriminologie und das zeitgenössische Wissen vom delinquenten Menschen, das weibliche Delinquenz klar definierte: Um 1900 verlief die Verortung des kriminellen Menschen außerhalb der juristischen und/oder gesellschaftlichen Norm dezidiert geschlechtsspezifisch. Die führenden Kriminologen – hier sind vor allem Cesare Lombroso, Richard von Krafft-Ebing und Erich Wulffen zu nennen –, leiteten vom zeitgenössischen sexualpathologischen Diskurs, der eine natürliche Differenz der Geschlechter – im Wesentlichen auf der Dichotomie ›Aktivität/männlich‹→›Passivität/weiblich‹ gründend – postulierte, auch unterschiedliche Formen geschlechtsspezifischer Delinquenz ab, wobei vor allem angenommen wurde, dass kriminelle Handlungen auf fundamentale Abweichungen innerhalb der Geschlechtsidentität zurückzuführen seien. Im Zuge dessen war die Annahme vorherrschend, dass die Natur der Frau in besonderem Maße durch ihre Sexualität, vor allem durch die Unterordnung unter die Gebote der Passivität, Antriebslosigkeit und biologischen

Reproduktion, bestimmt sei und dementsprechend auch jedes von einer Frau begangene Verbrechen als ›Sexualverbrechen‹ klassifiziert werden könne, da es denselben Geboten gehorche. Diese wissenschaftliche Anbindung weiblicher Delinquenz an sexuelle Devianz bedeutete für kriminelle Frauen demnach einen doppelten Normbruch: Sie verstießen nicht nur gegen strafrechtlich relevante Normen und Gesetze, sondern auch automatisch gegen weibliche Sexualnormen. Auch der männliche Verbrecher wurde pathologisiert, was jedoch nicht darauf abzielte, ihn aus der Geschlechtsnorm auszugrenzen, sondern darauf, seine viril-triebhaft, aggressive Sexualität zu betonen, sodass männliche Delinquenz als Resultat einer ungehemmten Auslebung bzw. Übersteigerung genuin männlicher Charaktereigenschaften verhandelt wurde. Im kriminologischen Diskurs der Weimarer Republik implizierte männliche Delinquenz demnach eine einfache Devianz, wohingegen weibliches Verbrechen auch immer den Verstoß gegen die Sexualnatur bedeutete.

Den Illustrierten Magazinen kam bei der Vermittlung dieses Wissens über Kriminalität eine wichtige Aufgabe zu, da in funktional ausdifferenzierten Gesellschaften fachdiskursives Wissen von spezifischen Mittlerinstanzen so aufbereitet werden muss, dass es an alltagsweltliche Vorstellungen von Strafe und Verbrechen angeschlossen wird. Diese Mittlerfunktion war im 19. Jahrhundert primär den Pitavalgeschichten zugekommen, später dann den Gerichtsreportagen der Tagespresse und in den 1920er und 1930er Jahren dann den Illustrierten. Sie transformierten das fachspezifische Wissen vom *homo delinquens*, das sonst nur einem elitären Kreis von Medizinern, Psychologen und Kriminologen vorbehalten war, in eine konventionellere, vertrautere und dadurch besser verständliche Präsentationsform, bereiteten es feuilletonistisch und visuell auf und machten es einem breiten Publikum zugänglich. Wie fest die skizzierten geschlechtsspezifischen Vorstellungen vom delinquenten Menschen im zeitgenössischen Diskurs verankert waren, wird daran sichtbar, dass die Illustrierten Magazine, obwohl sie so heterogene Profile aufwiesen – die Ausrichtung liberal bis konservativ, die Berichte unterhaltend bis intellektuell, die Illustrationen konventionell bis innovativ – bei der Modellierung von weiblicher Delinquenz auf weitgehend deckungsgleiche Darstellungsmuster zurückgriffen. So reproduzierten sie bei der Darstellung der Verbrecherin als *Femme fatale*, *Ur-Sünderin* und verhängnisvolle Schicksalsmacht in einem, im wissenschaftlichen Diskurs postulierte Ästhetiken und Semantiken, die auf eine Dämonisierung von Weiblichkeit abzielten. Und sie gingen hier sogar noch einen Schritt weiter, indem sie, anders als bei der üblichen Inszenierung der *Femme fatale*, bei der der Frau meist nur ein einzelner Mann zum Opfer fällt, dem ›Dämon Weib‹ einen weit reichenden Einfluss auf große staatliche Umwälzungen unterstellten. Dadurch wurde der Frau ein potenziertes subversives Potenzial zugeschrieben, das als Bedrohung nicht nur für den Mann, sondern auch und insbesondere für die bürgerlich-patriarchale Ordnung europäischer Gesellschaften verstanden werden konnte.

Genauso wurde die Prostituierte, gemäß dem zeitgenössischen Wissen von der ›Dirnennatur‹ der Frau als triebgesteuertes, animalisches und teuflisches, lediglich für

die perversen Neigungen des Mannes geschaffenes Wesen inszeniert, um die männliche Überlegenheit deutlich zu machen und althergebrachte Stereotype zu manifestieren. Die Prostitution wurde durch diese Darstellungspraktik weiterhin kriminalisiert und – obwohl die Strafbarkeit im juristischen Diskurs seit einiger Zeit keine Rolle mehr spielte – zu *dem* weiblichen Sexualverbrechen schlechthin erhoben. Zudem wurde in den Illustrierten Magazinen das wissenschaftliche Postulat von der geistigen Passivität und übersteigerten Emotionalität der Frau übernommen, welches konstatierte, dass sie in allen Lebenslagen, und so auch bei der Verbrechen-sausübung, ausschließlich von ihren Affekten bestimmt sei. In letzter Konsequenz mündete dies in der Annahme einer generellen Unzurechnungsfähigkeit der Frau, die wiederum implizierte, dass sie der unerschütterlichen männlichen Urteilskraft bedürfe, um ihre unberechenbare Gefühlswelt in die richtigen Bahnen zu lenken. Diese Darstellungspraktik erfuhr auch auf visueller Ebene eine Spiegelung: Anders als bei der Verbrechertypenlehre Lombrosos/Ferreros, der die Annahme zugrunde lag, dass kriminelle Frauen gemäß der kriminalanthropologischen Atavismustheorie an ihrer ›männlichen Physiognomie‹ zu erkennen seien, wurde den LeserInnen in den Illustrierten Magazinen mit meist großformatigen Fotografien die außergewöhnliche Schönheit der Verbrecherinnen vor Augen gestellt. Einerseits wurde dadurch suggeriert, dass gerade aus dieser Eigenschaft, die ja explizit an den Sexualcharakter der Frau gekoppelt war, ihr bedrohliches Potenzial erwachsen würde, andererseits diente die Betonung weiblicher Attraktivität wiederum dazu, den Widerspruch zwischen verderbtem Charakter und äußerlicher Anziehungskraft zu betonen, sodass der Schönheit die Funktion eines wahrnehmungsverzerrenden Elements zukam. Folgerichtig lässt sich auch die Vorstellung, die Frau müsse erst demaskiert und entmystifiziert werden, um den konstatierten Gegensatz zwischen äußerem Erscheinungsbild und deviantem Wesen zu entlarven, als wiederkehrendes Motiv in den verschiedenen Artikeln feststellen.

Im Gegensatz dazu lief der männliche Verbrecher, da ihm gemeinhin eine naturgegebene Rationalität zugeschrieben wurde, die einen Kontrollverlust *per se* ausschloss, niemals Gefahr, dämonisiert oder marginalisiert zu werden. Der Imagination einer dämonisch-gefährlichen, da naturhaft irrationalen Weiblichkeit stand also auch in den Illustrierten Magazinen eine männliche Selbstimagination gegenüber, in der der rationale, produktive Mann zum Kulturträger wird. Selbst der Lustmörder, die Verkörperung einer übersteigerten männlichen Triebhaftigkeit und der männliche Sexualverbrecher *par excellence*, wurde nicht aus der gesellschaftlichen Ordnung ausgeschlossen, sondern gleichsam als ›Antiheld‹, dessen Handlungen keinem anderen Gesetz gehorchen als dem eigenen Begehren, über die Konzeption als Doppelgestalt – gefährliche Bestie hinter einer bürgerlichen Fassade – wieder in die Mitte der bürgerlichen Ordnung hineingeholt und ein Teil seiner Schuld auf seine Opfer übertragen. Lediglich bei der kontroversen Debatte um die Kriminalisierung von ›effeminiertem Männlichkeit‹, also der Delikte Homosexualität und Transvestitismus, positionierten sich die Illustrierten Magazine klar auf der Seite progressiver wissenschaftlicher Theorien und brachen im Zuge dessen mit etablier-

ten Zuschreibungs- und Darstellungspraktiken, was nicht zuletzt der unermüdlichen Aufklärungsarbeit des Sexualwissenschaftlers Dr. Magnus Hirschfeld geschuldet war. Selbst die konservativ ausgerichteten Magazine setzten sich aktiv dafür ein, in der Öffentlichkeit ein neues Bewusstsein für alternative Lebensentwürfe zu schaffen, indem sie die Harmlosigkeit und Würde der betreffenden Personen herausstellten und dadurch versuchten, sie vom Stigma der Abartigkeit zu befreien.

Durch die Popularisierung von Fachwissen konnten die Illustrierten Magazine demnach sowohl zur Exklusion als auch Inklusion von als deviant markiertem Verhalten beitragen und so maßgeblich an der Etablierung und Vermittlung des Wissens vom delinquenten Menschen mitwirken. Bei der Frage nach der Schnittstelle von Kriminalitäts- und Weiblichkeitsdiskursen der Weimarer Republik bedeutete dies konkret, dass die Frau, in dem Moment, in dem sie sich zu emanzipieren versuchte und dem Mann gleichrangig zu werden drohte, durch den Vorgang der (ästhetischen) Mythologisierung und wissenschaftlich fundierten Dämonisierung gebannt wurde. Die Taten der Frauen wurden von nahezu ausschließlich männlichen Autoren in abenteuerliche, dämonische und hocherotische Narrative überführt, die dabei, das haben die Analysen der verschiedenen Artikel gezeigt, immer demselben Muster folgten, da der um 1900 vom Mann und Mythos vorgegebene Aktionsrahmen der Frau limitiert war und keine Veränderungen im Handlungsablauf zuließ. Gleichzeitig haben männliche Verunsicherung und Ohnmacht zur Entstehung einer durch den kriminologischen Diskurs bestimmten Imagination übersteigter Männlichkeit beigetragen, die insbesondere in Verbindung mit dem Frauenmordmotiv und der Umkehrung des Täter-Opfer-Komplexes funktionierte. Selbst die wenigen weiblichen Autorinnen konnten sich diesen Narrativen nicht entziehen und griffen ihrerseits auf Exklusionsstrategien zurück, um entweder ihre Geschlechtsgenossinnen oder fremde Kulturen zu marginalisieren, um sich über die kolonialen Strukturen der Differenz als weißes, bürgerliches Individuum zu behaupten.

Wie ist in Anbetracht dessen nun der anfangs zitierte Artikel von Dr. Otto Goldmann zu bewerten, in dem die Angleichung des ›Notzuchtparagraphen‹ an die neuen Geschlechterverhältnisse gefordert wird? Kann Goldmann, genauso wie Hirschfeld und anderen progressiven Wissenschaftlern, eine affirmative Haltung gegenüber den emanzipatorischen Bestrebungen der Zeit zugeschrieben werden? Auch hier ist das Gegenteil der Fall: Der durchgängig ironische, fast schon sarkastische Unterton des Geschriebenen entlarvt die Forderung als Blendwerk, Goldmanns Intention ist es nicht, so wie es auf den ersten Blick erscheinen mag, die Gleichberechtigung der Geschlechter zu manifestieren, sondern das Streben nach ebendieser der Lächerlichkeit preiszugeben, sodass die Frau letztendlich die ›Unterlegene‹ bleibt. Die Darstellung der kriminellen Frau, verhandelt im Rahmen eines von Wissenschaft, Literatur und Medien perpetuierten Mythos bedrohlicher und destruktiver Weiblichkeit, fungierte in der Weimarer Republik, so lässt sich abschließend feststellen, gleichsam als Gegenpol des in der Öffentlichkeit generierten Bildes der emanzipierten ›Neuen Frau‹, als Versuch einer Wiederherstellung männlicher (sozialer und sexueller) Übermacht.



## 7. Anhang

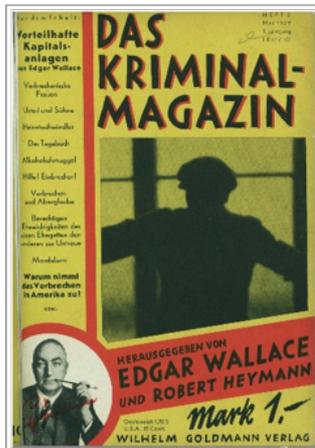


Abb. 1: Titelblatt des *Kriminalmagazins*, April 1929

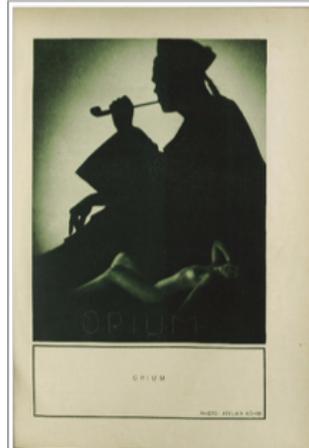


Abb. 2: »Opium«, *Das Kriminalmagazin*, April 1929



Abb. 3: Titelblatt des *Magazins*, November 1929

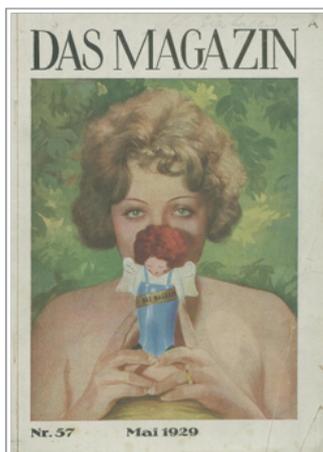


Abb. 4: Marlene Dietrich, *Das Magazin*, Mai 1929

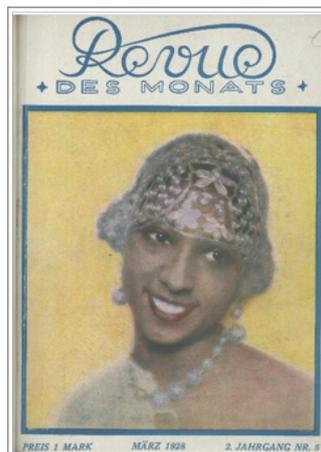


Abb. 5: Josephine Baker, *Revue des Monats*, März 1928



Abb. 6: Combi-Fotografie, *Revue des Monats*, Oktober 1928



Abb. 7: Karikatur von H.M. Bateman, *Uhu*, Januar 1932

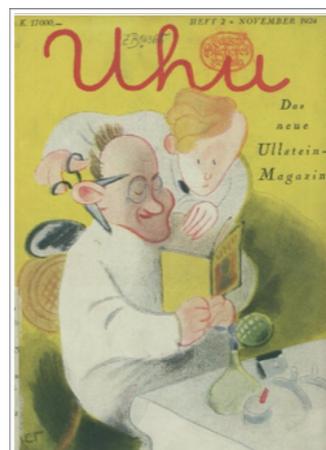


Abb. 8: Titelblatt des *Uhu*, November 1924

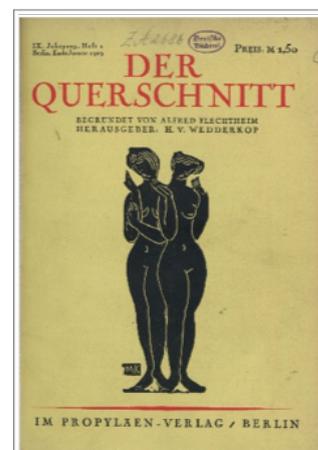


Abb. 9: Titelblatt des *Querschnitt*, Januar 1929



Abb. 10: »Falten«, Kontrastfotografie im Querschnitt, August 1929



Abb. 11: Titelblatt Scherl's Magazin, November 1932



Abb. 12: Inge von Königswald, Uhu, August 1930



Abb. 13: Jack von Reppert-Bismarck, »Die Knäbin«



Abb. 14: »Skandal um Eva«, Revue des Monats, November 1930



Abb. 15: »Verhängnisvolle Schönheit«, Uhu, Februar 1925



Abb. 16: »Mata Haris Glück und Ende«, Uhu, Februar 1926



Abb. 17: Offizielle Aufnahme Mata Haris am Tag vor ihrer Hinrichtung



Abb. 18: »Pariser Dirnen«, Das Kriminalmagazin, Dezember 1929



Abb. 19: »Feste der Unterwelt«, Der Querschnitt, September 1932



Abb. 20: »Liebe und Verbrechen«, Das Kriminalmagazin, Januar 1931

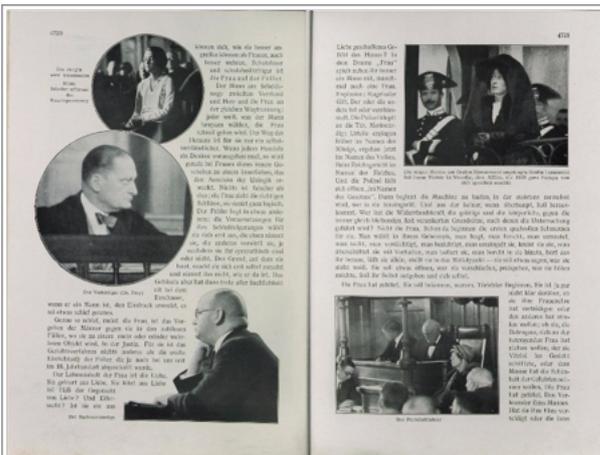


Abb. 21: »Die Frau auf der Folter«, Das Magazin, Mai 1930



Abb. 22: »Der Heiratschwindler«, Das Kriminalmagazin, Mai 1929

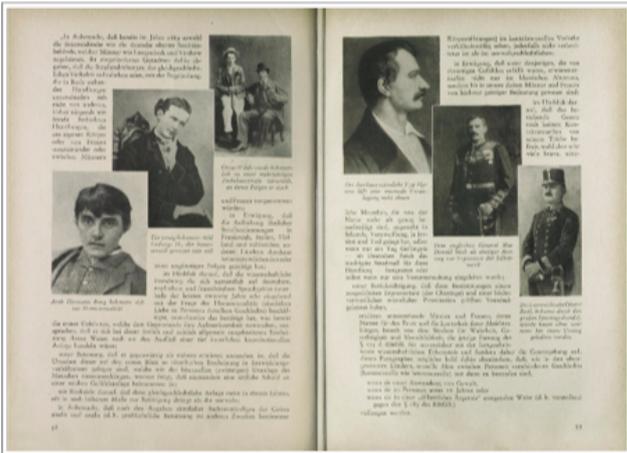


Abb. 23: »Der Kampf um den § 175«, *Das Kriminalmagazin*, Dezember 1929



Abb. 24: »Geschlechts-Fälschungen«, *Scherl's Magazin*, Februar 1928



Abb. 25: »Das Liebespaar – Wer ist der Mann?«, *Uhu*, 1933



Abb. 26: »Brüderchen und Schwesterchen«, *Uhu*, Februar 1929



Abb. 27: »Massenmord und Mordpsychose«, *Scherl's Magazin*, Februar 1930



Abb. 28: Amtliche Verbrecherfotos Von Peter Kürten

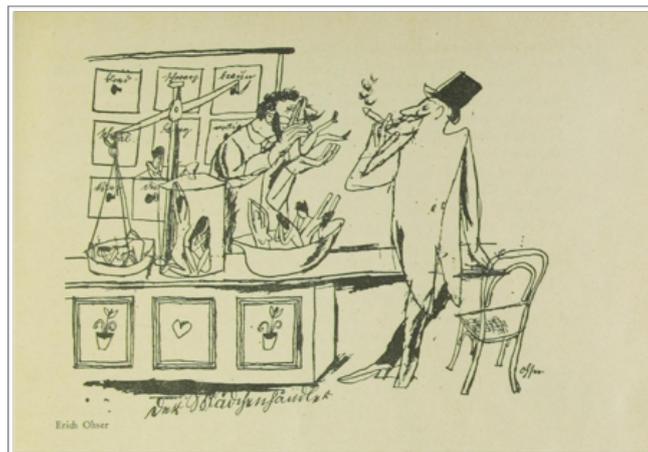


Abb. 29: »Die Mädchen von Düsseldorf«, *Der Querschnitt*, Juli 1930

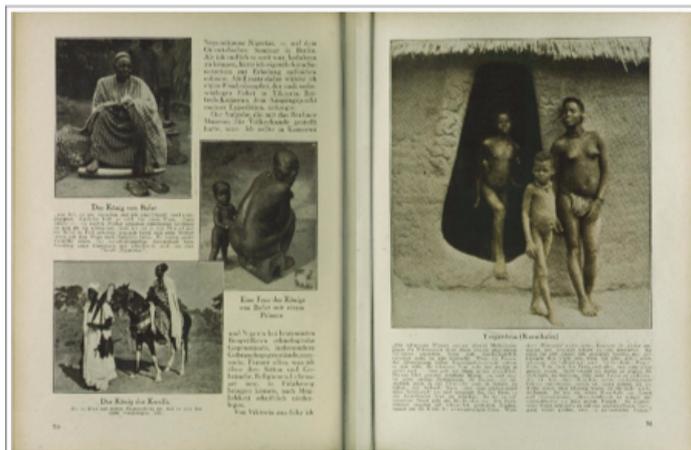


Abb. 30 und 31: »Eine weiße Frau allein bei den Schwarzen«, *Scherl's Magazin*, November 1931

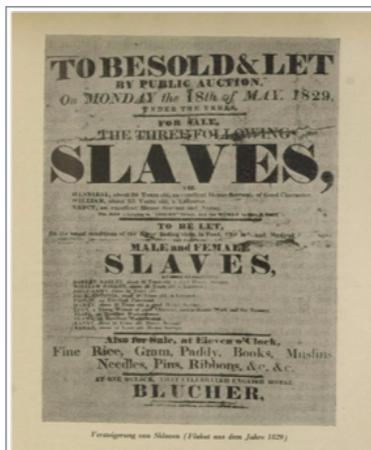


Abb. 32: »Negerinnen vor Gericht«, *Der Querschnitt*, August 1932



Abb. 33: »Zigeuner und Verbrechen«, *Das Kriminalmagazin*, Juli 1931



## 8. Literaturverzeichnis

### 8.1 Magazinartikel

- ASHTON-WOLFE, Harry: »Der weibliche Verbrecher.« In: *Das Kriminalmagazin* 2/12, 1930/ 31, S. 60-64.
- BALÁZS, Alexander: »Frau Rechtsanwält Dr. Frey.« In: *Revue des Monats* 3/6, 1928/29, S. 676.
- BINDER, Alex: »Weekend.« In: *Revue des Monats* 1/8, 1926/27, S. 786-791.
- BRUNNER, W.: »Großstadtdunkel. Ein moderner Reportageartikel.« In: *Revue des Monats* 1/8, 1926/27, S.876-879.
- COCTEAU, Jean: »Barbette.« In: *Der Querschnitt* 6/12, 1926, S. 920-924.
- DÖBLIN, Alfred: »Sexualität als Sport?« In: *Der Querschnitt* 11/11, 1931, S. 760-762.
- DOPF, Karl: »Elisabeth Batory. Ein Beitrag zur Geschichte des Massenverbrechens.« In: *Das Kriminalmagazin* 2/21, 1930/31, S. 897-898.
- ECKHARDT, Ferdinand: »Die vollkommene Ehe im Bilde.« In: *Scherl's Magazin* 5/10, 1929, S. 1046-1051.
- ELOESSER, Artur: »Mata Haris Glück und Ende.« In: *Uhu* 2/5, 1925/26, S. 33- 38.
- ENGLISCH, Paul: »Der Kampf gegen die Pornographie.« In: *Das Kriminalmagazin* 2/18, 1930, S. 574-578.
- FAIRLAND, Victor: »Das Geheimnis um Barbette.« In: *Revue des Monats* 6/5, 1931/32, S. 69-71.
- FREY, Erich: »Liebe und Verbrechen.« In: *Das Kriminalmagazin* 2/10, 1930/31, S. 46-52.  
–: »Die Frau auf der Folter.« In: *Das Magazin* 6/69, 1929/30, S. 4718-4724.
- FREYBERG, Hermann: »Terra-Incognita. Aus dem Lande der Menschenfresser.« In: *Revue des Monats* 3/1, 1928/29, S. 64-68.  
–: »In den Fängen der Maghenas. Ein Erlebnis bei den Menschenfressern.« In: *Das Magazin* 8/92, 1931/32, S. 7047-7053 und S. 7113.
- GEBHARDT: »Die Prostitution in Deutschland seit dem 1. Oktober 1927.« In: *Das Kriminalmagazin* 1/4, 1929, S. 100-112.  
–: »Hochstaplerinnen.« In: *Das Kriminalmagazin* 1/8, 1929, S. 15-23.  
–: »Hochstapler.« In: *Das Kriminalmagazin* 1/9, 1929, S. 73-80.
- GEBHARDT, Hertha von: »Frauen rechnen ab...Eine Bilanz der Frau von heute.« In: *Uhu* 8/2, 1931/32, S. 54-62.
- GEST, D.: »Die Negerjuden New Yorks.« In: *Der Querschnitt* 10/6, 1930, S. 397-398.
- GIRAUDOUX, Jean: »Sport.« In: *Der Querschnitt* 10/9, 1930, S. 583-585.
- GOLDMANN, Otto: »Sexualverbrechen.« In: *Das Kriminalmagazin*, 2/20, 1930/31, S. 735-737.
- GRÜNWALD, H.M.: »Massenmord und Mordpsychose. Gedanken zur Kriminalität der Gegenwart.« In: *Scherl's Magazin* 6/2, 1930, S. 183-188.
- HELL, Heinz: »Barbette.« In: *Revue des Monats* 1/5, 1926/27, S. 480-481.
- HERMANN, J.A.: »Schöne Verbrecher und Verbrecherinnen.« In: *Das Kriminalmagazin* 2/16, 1930/31, S. 374-376.
- HEYMANN, Robert: »Polizei und Sitte.« In: *Das Kriminalmagazin* 1/5, 1929, S. 78-85.  
–: »Der Heiratsschwindler. Eine Großstadt-Studie.« In: *Das Kriminalmagazin* 1/2, 1929, S. 47-53.

- HIRSCHFELD, Magnus: »Der Kampf um den § 175.« In: *Das Kriminalmagazin* 1/9, 1929, S. 57-62.
- KLEFFEL, Werner: »Im Name des Volkes.« In: *Das Magazin* 5/50, 1928/29, S. 2784-2792.
- KOBER, A.H.: »Die Unterwelt der Großstädte.« In: *Uhu* 5/12, 1928/29, S. 72-79.
- KOEBNER, Franz Wolfgang: »Nr. 100!« In: *Das Magazin* 9/100, 1932/33, S. 18-25.
- : »Vorwort.« In: *Das Magazin* 1/1, 1924, S. I.
- KRAFT, Edgar: »Ekstatische Hände.« In: *Revue des Monats* 2/9, 1927/28, S. 918-921.
- LA MAY, Barbara: »Girl und Flapper.« In: *Das Magazin* 6/62, 1929/30, S. 4057-4060.
- LANGEN, Wolf: »Menschenfresser! Zum Zigeunerprozeß in Kaschau.« In: *Revue des Monats* 3/11, 1928/29, S. 1208-1211.
- LIEBERMANN, Erich von: »Ein bisschen Hochstapelei.« In: *Scherl's Magazin* 7/4, 1931, S. 328-336.
- MEZGER, Max: »Die Insel der Malegassen.« In: *Scherl's Magazin* 4/9, 1928, S. 1009-1017.
- MIKETTA, Hubert: »Vorwort zur ersten Ausgabe.« In: *Revue des Monats* 1/1, 1926/27, S. I.
- : »Skandal um Eva.« In: *Revue des Monats* 5/1, 1930/31, S. 14-17.
- MORECK, Kurt: »Das Lustmordmotiv in Kunst und Literatur.« In: *Das Kriminalmagazin* 3/ 28, 1931, S. 1582-1584.
- MÜLLER, Moriz: »Verhängnisvolle Schönheit.« In: *Uhu* 1/5, 1924/25, S. 80-86 und 152-156.
- O.A.: »K.M.-Bilderbogen.« In: *Das Kriminalmagazin* 2/23, 1930/31, S. 1037-1042.
- O.A.: »So sieht der Film die Frau – Mädchenträume auf der Leinwand, dem Leben abgelauscht. Eine Bildrevue des Uhu.« In: *Uhu* 7/8, 1930/31, S. 32.
- O.A.: »Die Vermännlichung der Frau – ein Zeichen der Zeit!« In: *Revue des Monats* 4/7, 1929/ 30, S. 733.
- O.A.: »Die verfilmte Mata Hari.« In: *Revue des Monats* 6/6, 1931/32, S. 42-44.
- O.A.: »Zehn Jahre Magnus Hirschfeld-Stiftung.« In: *Das Kriminalmagazin* 1/5, 1929, S. 50-55.
- O.A.: »Der ›Uhu.« In: *Uhu* 1/1, 1924/25, S. 1.
- PANTER, Peter: »Ein Bild sagt mehr als tausend Worte.« In: *Uhu* 3/2, 1926, S. 75-83.
- PFEFFER, Gulla: »Eine weiße Frau allein bei den Schwarzen.« In: *Uhu* 5/2, 1928/29, S. 48-54.
- : »Afrikanisches Buschgefängnis. Ein Reisebericht.« In: *Das Kriminalmagazin* 3/32, 1931, S. 1966-1970 und S. 1998.
- PHILLIPP, Lothar: »Verbrechen aus Eifersucht.« In: *Scherl's Magazin* 6/10, 1930, S.1075-1076.
- ROWLAND WEMBRIDGE, Eleanor: »Negerinnen vor Gericht.« In: *Der Querschnitt* 12/8, 1932, S. 551-553.
- RÜGHEIMER, Joachim: »Flirt mit Negerinnen.« In: *Der Querschnitt* 8/7, 1928, S. 487-489.
- RUNDT, Arthur: »Die schwarze Welle.« In: *Uhu* 1/11, 1924/25, S. 30-35.
- RUHRMANN, Carl: »Die Feste der Unterwelt.« In: *Querschnitt* 12/9, 1932, S. 627-632.
- SALOMON, Erich: »Ohne Pose. Wenn die Großen nicht wissen, daß sie fotografiert werden.« In: *Uhu* 5/4, 1928/29, S. 10-14.
- SCHEU, Robert: »Die Familie als Lebenswert.« In: *Der Querschnitt* 13/9, 1933, S. 577-582.
- SELIGO, Irene: »Das Girl.« In: *Der Querschnitt* 16/5, 1936, S. 259-262.
- STERNAUX, Ludwig: »Ewige Eva.« In: *Scherl's Magazin* 4/8, 1928, S. 842-849.

- STRAUS-ERNST, Luise: »Die Mädchen von Düsseldorf.« In: *Der Querschnitt* 10/7, 1930/31, S. 467-469.
- SZATMARI, Eugen: »Frauen auf dem Schafott.« In: *Scherl's Magazin* 7/5, 1931, S. 406-412.
- THOMA, Leopold: »Mit der Geheimkamera durch Berlins Unterwelt.« In: *Scherl's Magazin* 6/10, 1930, S. 1054-1061.
- : »Freibeuter der Liebe.« In: *Scherl's Magazin* 7/5, 1931, S. 417-428.
- : »Erkenne den Verbrecher! Kriminalpsychologische Experimente zur Schärfung der detektivistischen Beobachtungsgabe des Publikums.« In: *Scherl's Magazin* 6/3, 1929, S. 278-285.
- TRESCROW, Hans von: »Geschlechts-Fälschungen. Eine Plauderei über Transvestiten.« In: *Scherl's Magazin* 4/2, 1928, S. 193-197 und S. 214.
- UZANNE, Octave: »Pariser Dirnen.« In: *Das Kriminalmagazin* 1/9, 1929, S. 44-48.
- WEDDERKOP, Hermann von: »Standpunkt.« In: *Der Querschnitt* 3, 1923, S. 1-5.
- /Mira von Hollander-Munkh: »Marginalien.« In: *Der Querschnitt* 9/3, 1929, S. 199-228.
- WIENAND, Hans: »Vamp.« In: *Das Magazin* 6/68, 1929/30, S. 4632-4640.
- WITTICH, Engelbert: »Zigeuner und Verbrechertum.« In: *Das Kriminalmagazin* 3/28, 1931, S. 1601-1604.

## 8.2 Forschungsliteratur

- ARENS, William: *The Man-Eating Myth. Anthropology and Anthropophagy*. New York 1979.
- ASCHAFFENBURG, Gustav: *Das Verbrechen und seine Bekämpfung. Kriminalpsychologie für Mediziner, Juristen und Soziologen, ein Beitrag zur Reform der Strafgesetzgebung*. Heidelberg 1903.
- BAUDELAIRE, Charles: »Anziehender Schauder.« In: Ders.: *Die Blumen des Bösen – Der Spleen von Paris*. Französisch und deutsch, mit einem Kommentar von Manfred Starke. Leipzig 1973. S. 143-145.
- BAUER, Franz: *Zeitungsbilderdruck – Ein Handbuch*. Frankfurt am Main 1929.
- BAUMANN, Imanuel: *Dem Verbrechen auf der Spur: eine Geschichte der Kriminologie und Kriminalpolitik in Deutschland 1880 bis 1980*. Göttingen 2006.
- BARTH, Dieter: *Zeitschrift für Alle. Das Familienblatt im 19. Jahrhundert: ein sozialhistorischer Beitrag zur Massenpresse in Deutschland*. Münster 1974.
- BEACHY, Robert: *Das andere Berlin. Die Erfindung der Homosexualität: Eine deutsche Geschichte*. München 2015.
- BECHHAUS-GERST, Marianne: »Selbstzeugnisse reisender Frauen in Afrika.« In: Dies. (Hrsg.): *Frauen in den deutschen Kolonien*. Berlin 2009. S. 50-57.
- BECKER, Peter: *Verderbnis und Entartung. Eine Geschichte der Kriminologie des 19. Jahrhunderts als Diskurs und Praxis*. Göttingen 2002.
- BEER, Bettina: *Frauen in der deutschsprachigen Ethnologie. Ein Handbuch*. Köln 2007.
- BENJAMIN, Walter: »Ankündigung der Zeitschrift ›Angelus Novus.« In: Ders.: *Gesammelte Schriften*, hg. v. Rolf Tiedemann/Hermann Schweppenhäuser. Band II. Frankfurt am Main 1977. S. 241-246.
- : »Charles Baudelaire. Ein Lyriker im Zeitalter des Hochkapitalismus.« In: Ders.: *Gesammelte Schriften*, hg. v. Rolf Tiedemann/Hermann Schweppenhäuser. Band I. Frankfurt am Main 1991. S. 509-653.

- BERTSCHIK, Julia: *Mode und Moderne. Kleidung als Spiegel des Zeitgeistes in der deutschsprachigen Literatur (1770-1945)*. Köln 2005.
- : »Da werden Weiber zu Hyänen...«. Weiblichkeit und Gewalt im 19. Jahrhundert bei Wilhelm Raabe und Friedrich Hebbel.« In: Ester Saletta/Christa Agnes Tuczay (Hrsg.): *»Das Weib im Manne zieht ihn zum Weibe; der Mann im Weibe trotz dem Mann« – Geschlechterkampf oder Geschlechterdialog: Friedrich Hebbel aus der Perspektive der Genderforschung*. Berlin 2008. S. 13-26.
- BIENERT, Michael: *Die eingebildete Metropole: Berlin im Feuilleton der Weimarer Republik*. Stuttgart 1992.
- BIRNBAUM, Karl: *Kriminalpsychopathologie. Systematische Darstellung*. Berlin 1921.
- : *Kriminalpsychopathologie und psychobiologische Verbrecherkunde*. Berlin 1931.
- : *Die psychopathischen Verbrecher. Die Grenzzustände zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit in ihren Beziehungen zu Verbrechen und Strafwesen*. Berlin 1914.
- BLEULER, Eugen: *Der geborene Verbrecher. Eine kritische Studie*. München 1896.
- BOGDAL, Klaus-Michael: *Europa erfindet die Zigeuner. Eine Geschichte von Faszination und Verachtung*. Berlin 2011.
- BOLLINGER, Ernst: *Pressegeschichte II. 1840-1930 – Die goldenen Jahre der Massenpresse*. Freiburg 2002.
- BÖNI, Oliver/Japhet Johnstone: »Anders als die Andern. Eine Art Einführung in die Sexualpathologie des frühen 20. Jahrhundert.« In: Dies. (Hrsg.): *Crimes of Passion. Repräsentationen der Sexualpathologie im frühen 20. Jahrhundert*. Berlin/Boston 2015. S. 5-36.
- BOURDIEU, Pierre: *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt am Main 2005.
- BORK, Claudia: *Femme Fatale und Don Juan. Ein Beitrag zur Motiugeschichte der literarischen Verführergestalt*. Hamburg 1992.
- BORRMANN, Norbert: *Vampirismus, oder die Sehnsucht nach Unsterblichkeit*. München 2001.
- BOVENSCHEN, Silvia: *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*. Frankfurt am Main 1979.
- : »Krieg und Schneiderkunst oder Wie sich die Männer von gestern die Frau von morgen vorstellten.« In: Friedrich Markus Huebner (Hrsg.): *Die Frau von morgen wie wir sie wünschen. Eine Essaysammlung*. Frankfurt am Main 1990. S. 9-21.
- BRANDSTETTER, Gabriele: *Tanz-Lektüren. Körperbilder und Raumfiguren der Avantgarde*. Frankfurt am Main 1995.
- BRAUN, Christina von: *Nicht ich. Logik, Lüge, Libido*. Berlin 2009.
- BRAUNECK, Anne-Eva: *Allgemeine Kriminologie*. Hamburg 1974.
- BRONNEN, Arnolt: »Die weibliche Kriegs Generation.« In: Friedrich Markus Huebner (Hrsg.): *Die Frau von morgen wie wir sie wünschen. Eine Essaysammlung*. Frankfurt am Main 1990. S. 68-74.
- BURKHARDT, Steffen: *Medienskandale. Zur moralischen Sprengkraft öffentlicher Diskurse*. Köln 2006.
- BUTLER, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main 1991.
- CATANI, Stephanie: *Das fiktive Geschlecht. Weiblichkeit in anthropologischen Entwürfen und literarischen Texten zwischen 1885 und 1925*. Würzburg 2005.
- CLARK, Neil: *Stranger than Fiction: The Life of Edgar Wallace, the Man Who Created King Kong*. Stroud 2013.
- CLASSEN, Isabella: *Darstellung von Kriminalität in der Literatur, Presse und Wissenschaft 1900-1930*. Frankfurt am Main 1988.

- DAMM, Melanie: *Iuste iudicate filii hominum: die Darstellung von Gerechtigkeit in der Kunst am Beispiel einer Bildgruppe im Kölner Rathaus. Eine Untersuchung zur Ikonographie, zum Bildtypus und Stil der Gemälde.* Münster 2000.
- DEILMANN, Astrid: *Bild und Bildung. Fotografische Wissenschafts- und Technikberichterstattung in populären Illustrierten der Weimarer Republik.* Osnabrück 2004.
- DEININGER, Bettina/Ulrike Felger: »Der Stoff liegt auf der Straße – Der Querschnitt.« In: Patrick Rössler (Hrsg.): *Moderne Illustrierte – Illustrierte Moderne. Zeitschriftenkonzepte im 20. Jahrhundert.* Stuttgart 1998. S. 26-37.
- DELABAR, Walter: *Klassische Moderne. Deutschsprachige Literatur 1918-1933.* Berlin 2010.
- Der Große Brockhaus.* Handbuch des Wissens. Dritter Band. Leipzig 1929.
- Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm.* Sechster Band. Leipzig 1885.
- DOBLER, Jens: »Hans von Tresckow.« In: *Archiv für Polizeigeschichte* 2, 1999, S. 47-51.
- DONALD, Graeme: *Lies, Damned Lies and History.* Stroud 2014.
- DURKHEIM, Émile: *Les règles de la méthode sociologique.* Paris 1895.
- DUSSEL, Konrad: *Pressebilder in der Weimarer Republik: Entgrenzung der Information.* Berlin 2012.
- EDER, Franz X.: *Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität.* München 2002.
- EITZ, Thorsten: »Der Kampf um den § 175.« In: Thorsten Eitz/Isabelle Engelhardt (Hrsg.): *Diskursgeschichte der Weimarer Republik.* Band 2. Hildesheim 2015. S. 221-260.
- /Isabelle Engelhardt: *Diskursgeschichte der Weimarer Republik.* Band 1. Hildesheim 2015.
- ENGEL, Antke: *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation.* Frankfurt am Main 2002.
- ERHART, Walter: »Forschungsbericht – Das zweite Geschlecht: Männlichkeit interdisziplinär.« In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 30/2, 2005, S. 156-232.
- ERMAN, Hans: *August Scherl. Dämonie und Erfolg in Wilhelminischer Zeit.* Berlin 1954.
- ESKLIDSEN, Ute: *Fotografie in deutschen Zeitschriften 1924-1933. Eine Ausstellung des Instituts für Auslandsbeziehungen.* Stuttgart 1982.
- FAULSTICH, Werner: *Medienwandel im Industrie- und Massenzeitalter (1830-1900).* Göttingen 2004.
- FINKENRATH, Kurt: »Das Problem der ledigen Frau.« In: *Zeitschrift für Sexualwissenschaft* 12, 1925/26, S. 182.
- FINGS, Karola: »›Rasse: Zigeuner.« Sinti und Roma im Fadenkreuz von Kriminologie und Rassenhygiene 1933-1945.« In: Herbert Uerlings/Iulia-Karin Patrut (Hrsg.): »Zigeuner« und Nation. *Repräsentation – Inklusion – Exklusion.* Frankfurt am Main 2008. S. 273-310.
- FINN, Jonathan Mathew: *Capturing the Criminal Image: From Mug Shot to Surveillance Society.* Minneapolis 2009.
- FLAKE, Otto: »Die alte Aufgabe – die neue Form.« In: Friedrich Markus Huebner (Hrsg.): *Die Frau von morgen wie wir sie wünschen. Eine Essaysammlung.* Frankfurt am Main 1990. S. 135-140.
- FLEMMING, Jens: »›Neue Frau? Bilder Projektionen, Realitäten.« In: Werner Faulstich (Hrsg.): *Die Kultur der zwanziger Jahre.* München 2008. S. 55-70.
- FOREL, Auguste: *Die sexuelle Frage. Eine naturwissenschaftliche, psychologische, hygienische und soziologische Studie für Gebildete.* Paderborn 2012.
- FOUCAULT, Michel: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit.* Berlin 1978.
- FREUD, Sigmund: »Das Tabu der Virginität.« In: Ders.: *Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens.* Leipzig/Wien/Zürich 1924. S. 29-48.

- : »Einige Charaktertypen aus der psychoanalytischen Arbeit. Kapitel 3: Der Verbrecher aus Schuldbewußsein.« In: Ders.: *Gesammelte Werke, Band 10*. London 1941. S. 390-391.
- : *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. Frankfurt am Main 1999.
- FREUND-WIDDER, Michaela: *Frauen unter Kontrolle. Prostitution und ihre staatliche Bekämpfung in Hamburg vom Ende des Kaiserreichs bis zu den Anfängen der Bundesrepublik*. Hamburg 2000.
- FRIETSCH, Elke: *Kulturproblem Frau. Weiblichkeitsbilder in der Kunst des Nationalsozialismus*. Köln 2006.
- FUCHS, Thomas (Hrsg.): *Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich vom 15. Mai 1871. Historisch-synoptische Edition 1871-2009*. Mannheim 2010.
- FÜSSEL, Stephan: »Belletristische Verlage.« In: Ernst Fischer/Stephan Füssel (Hrsg.): *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. Und 20. Jahrhundert. Die Weimarer Republik 1918-1933*. Teil 2. Berlin 2012. S. 1-90.
- GALASSI, Silvana: *Kriminologie im Deutschen Kaiserreich. Geschichte einer gebrochenen Verwissenschaftlichung*. Stuttgart 2004.
- GAY, Peter: *Erziehung der Sinne. Sexualität im bürgerlichen Zeitalter*. München 1986.
- GEORGEN, Helga Theresa: »Die Kopfjägerin Judith – Männerphantasien oder Emanzipationsmodell?« In: Cordula Bischoff et.al. (Hrsg.): *FrauenKunstGeschichte. Zur Korrektur des herrschenden Blicks*. Gießen 1984. S. 111-124.
- GERNIG, Kerstin: »Einleitung: Zur Wahrnehmung des anderen Körpers zwischen Sympathie und Idiosynkrasie in kulturanthropologischer Perspektive.« In: Dies. (Hrsg.): *Fremde Körper. Zur Konstruktion des Anderen in europäischen Diskursen*. Berlin 2001. S. 13-29.
- GOETHE, Johann Wolfgang: *Faust. Der Tragödie erster und zweiter Teil*. Vollständige Ausgabe mit einer Biographie des Autors, hg. v. Karl-Maria Guth. Berlin 2015.
- GOLDMAN, Wilhelm: *Wilhelm-Goldmann-Verlag 1922-1962*. München 1962.
- GOZALBEZ CANTÓ, Patricia: *Fotografische Inszenierungen von Weiblichkeit. Massenmediale und künstlerische Frauenbilder der 1920er und 1930er Jahre in Deutschland und Spanien*. Bielefeld 2012.
- GRADINARI, Irina: *Genre, Gender und Lustmord. Mörderische Geschlechterfantasien in der deutschsprachigen Gegenwartsprosa*. Bielefeld 2011.
- : »Gender und Lustmord in Theorie und Ästhetik. Über den konstitutiven Wechselbezug der binären heterosexuellen Geschlechtermatrix und des Lustmordmotivs in den kulturellen Phantasien des 20. Jahrhunderts.« In: Sophia Könemann/Anne Stähr (Hrsg.): *Figuren der Alterität: Kriminologie, Psychiatrie, Ethnologie und Zoologie*. Bielefeld 2011. S. 103-122.
- /Johannes Pause: »Sexualmord und Fotografie. Zur Entstehung des Tatorts als Wissensraum.« In: Oliver Boni/Japhet Johnstone (Hrsg.): *Crimes of Passion. Repräsentationen der Sexualpathologie im frühen 20. Jahrhundert*. Berlin 2015. S. 49-73.
- GREIS, Friedhelm/Stefanie Oswald: *Aus Teuschland Deutschland machen. Ein politisches Lesebuch zur »Weltbühne«*. Berlin 2008.
- GREVE, Ylva: *Verbrechen und Krankheit: Die Entdeckung der »Criminalpsychologie« im 19. Jahrhundert*. Köln 2004.
- GROSS, Hans: *Criminalpsychologie*. Graz 1898.
- : *Handbuch für Untersuchungsrichter als System der Kriminalistik*. Graz 1899.
- : »Rezension zu Anna Fischer-Dückelmans *Das Geschlechtsleben des Weibes*.« In: *Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik* 3, 1900, S. 375.
- GROSSMANN, Atina: »Die neue Frau und die Rationalisierung der Sexualität in der Weimarer Republik.« In: Ann Snitow et.al. (Hrsg.): *Die Politik des Begehrens. Sexualität, Pornographie und neuer Puritanismus in den USA*. Berlin 1985. S. 38-62.

- HAACKE, Wilmont: *Publizistik und Gesellschaft*. Stuttgart 1970.
- HARBORT, Stephan: *Das Hannibal-Syndrom: Phänomen Serienmord*. München 2003.
- HAUG, Christine: *Reisen und Lesen im Zeitalter der Industrialisierung. Die Geschichte des Bahnhof- und Verkehrsbuchhandels in Deutschland von seinen Anfängen um 1850 bis zum Ende der Weimarer Republik*. Wiesbaden 2007.
- HAUNHORST, Kerstin: *Das Bild der Neuen Frau im Frühwerk Irmgard Keuns. Entwürfe von Weiblichkeit am Ende der Weimarer Republik*. Hamburg 2008.
- HEBBEL, Friedrich: »Judith. Eine Tragödie in fünf Akten.« In: Nationale Forschungs- und Gedenkstätte der klassischen deutschen Literatur (Hrsg.): *Hebbels Werke in drei Bänden. Erster Band*. Berlin/Weimar 1980. S. 11-87.
- : »Tagebücher.« In: Marion Kobelt-Groch (Hrsg.): *»Ich bin Judith«: Texte und Bilder zur Rezeption eines mythischen Stoffes*. Leipzig 2003. S. 244-252.
- : »Tagebucheintrag vom 19. Februar 1859.« In: Ders.: *Tagebücher*. Vollständige Ausgabe in drei Bänden, hg. v. Karl Pörnbacher, Band 3 (1848-1863). München 1984.
- : *Sämtliche Werke*, Band XI, hg. v. Richard Maria Weber. Berlin 1904.
- HEIDEKING, Jürgen: *Geschichte der USA*. Tübingen 1999.
- HENSCHHEL, Peter/Uta Klein (Hrsg.): *Hexenjagd. Weibliche Kriminalität in den Medien*. Frankfurt am Main 1998.
- HERDT, Gilbert: »Clinical Ethnography and Sexual Culture.« In: *Annual Review of Sex Research* 10, 1999, S. 100-119.
- HERMAND, Jost/Frank Trommler: *Die Kultur der Weimarer Republik*. München 1978.
- HERRN, Rainer: *Schnittmuster des Geschlechts. Transvestitismus und Transsexualität in der frühen Sexualwissenschaft. Mit einem Geleitwort von Volkmar Sigusch*. Gießen 2005.
- : »Magnus Hirschfelds Geschlechterkosmos: Die Zwischenstufentheorie im Kontext hegemonialer Männlichkeit.« In: Ulrike Brunotte/Rainer Herrn (Hrsg.): *Männlichkeit und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900*. Bielefeld 2008. S. 173-196.
- : »Ich habe wohl Freude an Frauenkleidern [...], bin aber deswegen nicht homosexuell.« In: Der Forschungsstand zum Transvestitismus in der Zeit des Nationalsozialismus.« In: Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hrsg.): *Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTTI\*, Queer- und Geschlechterforschung*. Bielefeld 2014. S. 59-70.
- HERZOG, Todd: »Den Verbrecher erkennen« – Zur Geschichte der Kriminalistik.« In: Claudia Schmölders/Sander Gilman (Hrsg.): *Gesichter der Weimarer Republik. Eine physiognomische Kulturgeschichte*. Köln 2000. S. 51-77.
- HILMES, Carola: *Die Femme fatale. Ein Weiblichkeitstypus in der nachromantischen Literatur*. Stuttgart 1990.
- HINTERBERGER, Monika: »Louise Straus-Ernst (1893-1944) – »Es war mein ganzes schönes Leben.« In: *ÜberLebensKünstlerinnen. Zeitschrift für Museum und Bildung* 63, 2005, S. 52-68.
- HIRSCHFELD, Magnus: *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes*. Berlin 1914.
- : *Geschlecht und Verbrechen*. Leipzig/Wien 1930.
- : »Die Zwischenstufen-Theorie.« In: *Die Sexualprobleme* 6, 1910, S. 116-136.
- : *Die Transvestiten: Eine Untersuchung über den erotischen Verkleidungstrieb, mit umfangreichem kasuistischem und historischem Material*. Berlin 1910.
- : *Von einst bis jetzt*. Berlin 1986.
- HÖCKER, Arne: *Epistemologie des Extremen. Lustmord in Kriminologie und Literatur um 1900*. München 2012.

- HOLDENRIED, Michaela: »Einverlebte Fremde. Kannibalismus in Wort, Tat und Bild.« In: Kerstin Gernig (Hrsg.): *Fremde Körper. Zur Konstruktion des Anderen in europäischen Diskursen*. Berlin 2001. S. 116-145.
- HÖLZ, Karl: *Zigeuner, Wilde und Exoten. Fremdbilder in der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts*. Berlin 2002.
- HORN, Eva: *Der geheime Krieg. Verrat Spionage und moderne Fiktion*. Frankfurt am Main 2007.
- HUBRATH, Margarete: »Eva. Der Sündenfall und seine Folgen im Mittelalter und in der frühen Neuzeit.« In: Ulrich Müller/Werner Wunderlich (Hrsg.): *Verführer – Schurken – Magier*. Sankt Gallen 2001. S. 243-259.
- HUELSENBECK, Richard: »Bejahung der modernen Frau.« In: Friedrich Markus Huebner (Hrsg.): *Die Frau von morgen wie wir sie wünschen. Eine Essaysammlung*. Frankfurt am Main 1990. S. 33-37.
- HUMBOLDT, Wilhelm von: »Über männliche und weibliche Form.« In: Ders.: *Werke in fünf Bänden*, hg. v. Andreas Flinte und Klaus Giel, Band 1 *Schriften zur Anthropologie und Geschichte*. Stuttgart 2002. S. 296-336.
- JOHNSON, Eric A.: »The Crime Rate. Longitudinal and Periodic Trends in Nineteenth- and Twentieth-Century German Criminality, from Vormärz to Late Weimar.« In: Richard J. Evans (Hrsg.): *The German Underworld. Deviants and Outcasts in German History*. London 1988. S. 159-188.
- KAILER, Thomas: *Vermessung des Verbrechers. Die Kriminalbiologische Untersuchung in Bayern, 1923- 1945*. Bielefeld 2011.
- KANT, Immanuel: *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*. Hamburg 2000.
- KARSCH-HAAK, Ferdinand: *Das gleichgeschlechtliche Leben der Naturvölker*. München 1911.
- KERBS, Diethart: »Die illustrierte Presse am Ende der Weimarer Republik.« In: Diethart Kerbs/Henrick Stahr (Hrsg.): *Berlin 1932 – Das letzte Jahr der ersten deutschen Republik. Politik, Symbole, Medien*. Berlin 1992. S. 68-89.
- /Walter Uka: »Vorwort.« In: Dies. (Hrsg.): *Fotografie und Bildpublizistik in der Weimarer Republik*. Bönen 2004. S. 7.10.
- KIRCHNER, Joachim: *Die Grundlagen des deutschen Zeitschriftenwesens*. Teil I. Leipzig 1928.
- KOCH, Ursula E.: » »Bestes Witzblatt der Welt« oder »Ware von vorgestern? Der Simplicissimus in der Weimarer Republik.« In: Gertrud Maria Rösch (Hrsg.): *Simplicissimus – Glanz und Elend der Satire in Deutschland*. Regensburg 1996. S.126-148.
- KOLB, Eberhard: *Die Weimarer Republik*. München 2002.
- KOMFORT-HEIN, Susanne/Susanne Scholz (Hrsg.): *Lustmord. Medialisierungen eines kulturellen Phantasmas um 1900*. Königstein im Taunus 2007.
- KORFF, Kurt: »Die Berliner Illustrierte.« In: Max Osborn (Hrsg.): *50 Jahre Ullstein 1877-1927*. Berlin 1927. S. 279-302.
- KRACAUER, Siegfried: *Die Angestellten. Aus dem neuen Deutschland*. Frankfurt am Main 1971.
- : »Die Photographie.« In: Ders.: *Das Ornament der Masse*. Frankfurt am Main 1977. S. 21-39.
- KRAFFT-EBING, Richard von: *Psychopathia sexualis. Mit besonderer Berücksichtigung der conträren Sexualempfindung*. Stuttgart 1892.
- KRETSCHMANN, Carsten: »Einleitung: Wissenspopularisierung – ein altes, neues Forschungsfeld.« In: Ders. (Hrsg.): *Wissenspopularisierung. Konzepte der Wissensverbreitung im Wandel*. Berlin 2003.S. 7-22.
- KREUTZHALER, Birgit: *Das Bild des Verbrechers in Romanen der Weimarer Republik. Eine Untersuchung vor dem Hintergrund anderer gesellschaftlicher Verbrecherbilder und gesellschaftlicher Grundzüge der Weimarer Republik*. Frankfurt am Main 1987.

- KREUZER, Helmut: »Die Jungfrau in Waffen. Hebbels ›Judith‹ und ihre Geschwister von Schiller bis Sartre.« In: Vincent J. Günther (Hrsg.): *Untersuchungen zur Literatur als Geschichte. Festschrift für Benno von Wiese*. Berlin 1973. S. 363-384.
- : »Einleitung.« In: Ders. (Hrsg.): *Don Juan und Femme fatale*. München 1994. S. 7-16.
- KUNDE, Olaf: *Geschichte des modernen Fotojournalismus: Ursprünge und Entwicklung 1850-1990*. Hamburg 2014.
- KUNERT, Günter: »Gemischte Gefühle zu einem Museumsstück. Beim Wiederlesen des Magazins UHU.« In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 32/28, 2. Februar 1980, Sp. 1.
- KÜNKLER, Karoline: *Aus den Dunkelkammern der Moderne. Destruktivität und Geschlecht in der Bildenden Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts*. Köln 2005.
- KURELLA, Hans: *Naturgeschichte des Verbrechers. Grundzüge der kriminellen Anthropologie und Criminalpsychologie für Gerichtsärzte, Psychiater, Juristen und Verwaltungsbeamte*. Stuttgart 1893.
- LACHENICHT, Susanne: »Die neue Visualität der Zeitschrift im frühen 20. Jahrhundert und die culture de masse.« In: Clemens Zimmermann/Manfred Schmeling (Hrsg.): *Die Zeitschrift – Medium der Moderne. Deutschland und Frankreich im Vergleich*. Bielefeld 2006. S. 63-84.
- LAMOTT, Franziska: *Die vermessene Frau. Hysterie um 1900*. München 2001.
- : »Weibliche Emanzipation als Symptom und Delikt. Die Frauenfrage im kriminologischen Diskurs der Jahrhundertwende.« In: *Zeitschrift für Sexualforschung* 5/1, 1992, S. 25-40.
- LANDWEHR, Achim: *Historische Diskursanalyse*. Frankfurt am Main 2008.
- LANGE, Jasmin: *Der deutsche Buchhandel und der Siegeszug der Kinematographie 1895-1933. Reaktionen und strategische Konsequenzen*. Wiesbaden 2010.
- LANGER, Freddy: »Fotojournalismus: Die Welt im Bild.« In: *GEO Epoche – Die Weimarer Republik. Drama und Magie der ersten deutschen Demokratie* 27, 2008, S. 76-87.
- LAUKÖTTER, Anja: »Völkerkundemuseen als Orte der Wissensproduktion im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts.« In: Ina Dietzsch et.al. (Hrsg.): *Horizonte ethnografischen Wissens. Eine Bestandsaufnahme*. Köln 2009. S. 40-53.
- LE FANU, Joseph Sheridan: *Carmilla und vier andere unheimliche Geschichten*. Zürich 1968.
- LEBECK, Robert/Bodo von Dewitz (Hrsg.): *Kiosk – Eine Geschichte der Fotoreportage (1843-1973)*. Göttingen 2001.
- LETTOW-VORBECK, Paul von: *Die Weltkriegsspionage. Authentische Enthüllungen über Entstehung Art, Arbeit, Technik, Schliche, Handlungen, Wirkungen und Geheimnisse der Spionage vor, während und nach dem Kriege auf Grund amtlichen Materials aus Kriegs-, Militär-, Gerichts- und Reich*. München 1931.
- LESSING, Theodor: »Kindertragödie.« In: *Prager Tageblatt*, 14.02.1928.
- LEUBUSCHER, Rudolf: *Über die Wehrwölfe und Thierverwandlungen im Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte der Psychologie*. Berlin 1850.
- LEVINE, Leah: *Blut ist ein besonderer Saft. Die Kult(ur)geschichte der Vampire*. Bawinkel 2011.
- LINDNER, Martin: »Der Mythos ›Lustmord‹. Serienmörder in der deutschen Literatur, dem Film und der bildenden Kunst zwischen 1892 und 1932.« In: Joachim Lindner (Hrsg.): *Verbrechen – Justiz – Medien. Konstellationen in Deutschland von 1900 bis zur Gegenwart*. Tübingen 1999. S. 273-306.
- LOMBROSO, Cesare: *Der Verbrecher (Homo Delinquens) in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung*. In deutscher Bearbeitung von M.O. Fraenkel. Hamburg 1894.
- : *Neue Fortschritte in den Verbrecherstudien*. Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von Hans Merian. Gera 1899.

- /Guglielmo Ferrero: *Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte. Anthropologische Studien, gegründet auf einer Darstellung der Biologie und Psychologie des normalen Weibes*. Autorisierte Übersetzung von Hans Kurella. Hamburg 1894.
- LÖSCHPER, Gabi: »Kriminologie und der Komplex ›Verbrechen – Justiz – Medien.« In: Joachim Lindner/Claus Michael Ort (Hrsg.): *Verbrechen – Justiz – Medien. Konstellationen in Deutschland von 1900 bis zur Gegenwart*. Tübingen 1999. S. 81-100.
- LÜCKE, Martin: *Männlichkeit in Unordnung. Homosexualität und männliche Prostitution in Kaiserreich und Weimarer Republik*. Frankfurt am Main 2008.
- : »Komplizen und Klienten. Die Männlichkeitsrhetorik der Homosexuellen-Bewegung in der Weimarer Republik als hegemoniale Herrschaftspraktik.« In: Ulrike Brunotte/Rainer Herr (Hrsg.): *Männlichkeiten und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900*. Bielefeld 2008. S. 97-110.
- MACIAS, José: *Die Entwicklung des Bildjournalismus*. München 1990.
- MARGUERITTE, Victor: *La Garçonne. Sittenroman aus dem heutigen Paris*. Berlin 1923.
- MENDELSSOHN, Peter de: *Zeitungsstadt Berlin*. Berlin 1982.
- MEHLMANN, Sabine: *Unzuverlässige Körper. Zur Diskursgeschichte des Konzepts Geschlechtlicher Identität*. Sulzbach 2006.
- : »Sexualität und Geschlechtlichkeit. Vom Geschlechtscharakter zur Geschlechtsidentität.« In: Ursula Ferdinand et.al. (Hrsg.): *Verqueere Wissenschaft? Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Sexualreformbewegung in Geschichte und Gegenwart*. Münster 2005. S. 35-50.
- MEIER, Franz: *Sexualität und Tod: Eine Themenverknüpfung in der englischen Schauer- und Sensationsliteratur und ihrem soziokulturellen Kontext (1764-1897)*. Tübingen 2002.
- MEIER, Ulrich: »Verführerinnen der Jahrhundertwende. Kunst – Literatur – Film.« In: Helmut Kreuzer (Hrsg.): *Don Juan und Femme fatale*. München 1994. S. 155-164.
- MERGENTHALER, Volker: *Völkerschau – Kannibalismus – Fremdenlegion: Zur Ästhetik der Transgression (1897-1936)*. Tübingen 2005.
- MEUNIER, Ernst/Hans Jessen: *Das deutsche Feuilleton – Ein Beitrag zur Zeitungskunde*. Berlin 1931.
- MEYER-RENSCHHAUSEN, Elisabeth: »Zur Rechtsgeschichte der Prostitution. Die gesellschaftliche ›Doppelmorak‹ vor Gericht.« In: Ute Gerhard (Hrsg.): *Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. München 1997. S. 772-789.
- Meyers Konversations-Lexikon*. Eine Encyclopädie des allgemeinen Wissens. Zweiter Band. Leipzig 1888.
- Meyers Großes Konversations-Lexikon*. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Band 16. Leipzig/Wien 1908.
- MÖBIUS, Paul Julius: *Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes*. Halle an der Saale 1903.
- MODEREGGER, Johannes Christoph: *Modelfotografie in Deutschland 1929-1955*. Nordstedt 2000.
- MOLL, Albert: *Der Hypnotismus, mit Einschubs der Hauptpunkte der Psychotherapie und des Okkultismus*. Berlin 1907.
- MÖLLER, Heide: »Kriminalität: Ein männliches Problemlösungsmuster?« In: Dies. (Hrsg.): *Frauen legen Hand an. Untersuchungen zu Frauen und Kriminalität*. Tübingen 1996.
- MÖNCKEMÖLLER, Otto: »Sexuelle Verwahrlosung.« In: *Zeitschrift für Sexualwissenschaft* 13, 1926/27, S. 106-107.
- MOSSE, George L.: *Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit*. Frankfurt 1997.
- MÜLLER, Christian: *Verbrechensbekämpfung im Anstaltsstaat. Psychiatrie, Kriminologie und Strafrechtsform in Deutschland 1871-1933*. Göttingen 2004.

- MÜLLER, Robert: »Von der Kunst der Verführung: Der Vamp.« In: Thomas Koebner (Hrsg.): *Diessseits der »Dämonischen Leinwand«. Neue Perspektiven auf das späte Weimarer Kino.* München 2003. S. 259-280.
- MUSIL, Robert: »Die Frau gestern und morgen.« In: Friedrich Markus Huebner (Hrsg.): *Die Frau von morgen wie wir sie wünschen. Eine Essaysammlung.* Frankfurt am Main 1990. S. 85-93.
- NEUHAUS, Wilhelm: »Unterhaltungsblätter (Magazine) in Deutschland und Amerika. Auszug aus einem Vortrage.« In: *Zeitungs-Verlag* (Fachblatt für das gesamte Zeitungswesen, herausgegeben vom Verein deutscher Zeitungs-Verleger) 28/21, 1927, Sp. 1134.
- NIEDEN, Susanne zur: »Homophobie und Staatsräson.« In: Dies. (Hrsg.): *Homosexualität und Staatsräson: Männlichkeit, Homophobie und Politik in Deutschland 1900-1945.* Frankfurt am Main 2005. S. 17-51.
- NOACK-MOSSE, Eva: »Uhu.« In: W. Joachim Freyburg/Hans Wallenberg (Hrsg.): *Hundert Jahre Ullstein 1877-1977*, Band 2. Berlin 1977. S. 177-207.
- NORRICK, Corinna: »Literarische Zeitschriften und Publikumszeitschriften.« In: Georg Jäger (Hrsg.): *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert, Band 2. Die Weimarer Republik 1918-1933, Teil 2.* S. 91-110.
- O.A.: »Sexualhygiene.« In: *Zeitschrift des Reichsverbandes für Geburtenregelung und Sexualhygiene* 2/12, 1930, S. 90.
- O.A.: »Die Koalition zum Schutz der Päderastie. Von Kahl bis Hirschfeld, Landberg und Rosenfeld.« In: *Völkischer Beobachter*, 02.08.1930.
- O.A.: »Sonderausgabe des *Kriminalmagazins* 1930.« In: Elisabeth Lenk/Roswitha Kaever (Hrsg.): *Leben und Wirken des Peter Kürten, genannt der Vampir von Düsseldorf.* München 1974. S. 13-37.
- O.A.: »Aussage der Hausangestellten Sophie Koch.« In: Elisabeth Lenk/Roswitha Kaever (Hrsg.): *Leben und Wirken des Peter Kürten, genannt der Vampir von Düsseldorf.* München 1974. S. 69-71.
- O.A.: »Freyberg, Hermann Paul.« In: *Wer ist Wer? Das deutsche Who's who.* XII. Ausgabe. Berlin 1955. S. 303.
- OBRAZ, Melanie: *Das schweigende Bild und die Aussagekraft des Rezipienten in Bezug auf ästhetische und ethische Werturteile: Grundlagen für eine phänomenologisch ausweisbare Kunstphilosophie.* Münster 2006.
- OETTINGEN, Alexander von: *Die Moralstatistik und ihre Bedeutung für die Socioethik.* Erlangen 1882.
- OLDEN, Rudolf: »Zeugenvernehmung im Krantz-Prozeß.« In: *Berliner Tageblatt*, 10.02.1928.
- PAYK, Marcus M.: *Der Geist der Demokratie. Intellektuelle Orientierungsversuche im Feuilleton der frühen Bundesrepublik: Karl Korn und Peter de Mendelssohn.* München 2008.
- PENSOLD, Wolfgang: *Eine Geschichte des Fotojournalismus: Was zählt, sind die Bilder.* Wiesbaden 2015.
- PERSON, Jutta: *Der pathographische Blick: Physiognomik, Atavismustheorien und Kulturkritik 1870-1930.* Würzburg 2005.
- PETER-RÖCHER, Heidi: *Mythos Menschenfresser. Ein Blick in die Kochtöpfe der Kannibalen.* München 1998.
- PETERS, Kathrin: »Media Studies.« In: Christina von Braun/Inge Stephan (Hrsg.): *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien.* Köln 2009. S. 350-369.
- PLOCH, Arthur/Friedrich Kroner: »Wie entsteht ein Magazin? Von den Herausgebern des »Uhu« und des »Scherl Magazin.« In: *Die literarische Welt* 5/29, 1929, S.3.

- POHLE, Bettina: *Kunstwerk Frau. Inszenierungen von Weiblichkeit in der Moderne*. Frankfurt am Main 1998.
- SALOMON, Erich: *Berühmte Zeitgenossen in unbewachten Augenblicken*. Stuttgart 1931.
- SEESSLEN, Georg: *Kino der Gefühle. Geschichte und Mythologie des Film-Melodrams*. Reinbek 1980.
- SPINNER, J.R.: »Die Erotik in der Spionage.« In: Magnus Hirschfeld/Andreas Gaspar (Hrsg.): *Sittengeschichte des Ersten Weltkrieges*. Hanau 1998. S. 387-426.
- RABIEN, Klaus: »Fotografische Wandlungen.« In: *brennpunkt. Magazin für Fotografie*, Sonderausgabe 2009, S. 89.
- RADBRUCH, Gustav/Heinrich Gwinner: *Geschichte des Verbrechens. Versuch einer historischen Kriminologie*. Stuttgart 1951.
- RATHERT, Helmut: *Die Zeitungsidee im Recht*. Heidelberg 1933.
- REGENER, Susanne: *Fotografische Erfassung. Zur Geschichte medialer Konstruktionen des Kriminalen*. München 1999.
- RÜHLE-GERSTEL, Alice: *Das Frauenproblem der Gegenwart – Eine psychologische Bilanz*. Leipzig 1932.
- RUMMEL, Walter/Rita Voltmer: *Hexen und Hexenverfolgung in der frühen Neuzeit*. Darmstadt 2008.
- SANTANA-ACUNA, Alvaro: »M wie Masse. Langs Film als Beitrag zur Sozialtheorie.« In: Christoph Bareither/Urs Büttner (Hrsg.): *Fritz Lang: M – eine Stadt sucht einen Mörder. Texte und Kontexte*. Würzburg 2010. S. 159-170.
- SCHÄFER, Christian: »Widernatürliche Unzucht« (§§ 175, 175a, 175b, 182 a.F. StGB). *Reformdiskussion und Gesetzgebung seit 1945*. Berlin 2006.
- SCHAUMANN, Johann Christian Gottlieb: *Ideen zu einer Kriminalpsychologie*. Halle 1792.
- SHELLINGER, Uwe: »Kriminaltelepathie.« In: Gerhard Mayer et.al. (Hrsg.): *An den Grenzen der Erkenntnis: Handbuch der wissenschaftlichen Anomalistik*. Stuttgart 2015. S. 215-227.
- : »Kriminaltelepathen und okkulte Detektive: Integrationsversuche paranormalen Fähigkeiten in die Polizeiarbeit.« In: Anna Lux/Sylvia Paletschek (Hrsg.): *Okkultismus im Gehäuse. Institutionalisierung der Parapsychologie im 20. Jahrhundert im internationalen Vergleich*. Oldenburg 2016. S. 307-340.
- SCHEVEN, Katharina: »Die Sittlichkeitsfrage auf der 5. Generalversammlung des Bundes Deutscher Frauenvereine in Wiesbaden.« In: *Der Abolitionist* I, 1902, S. 73-77.
- SCHILLER, Friedrich: »Das Lied von der Glocke.« In: Ders.: *Werke in fünf Bänden*. Erster Band: Gedichte – Prosaschriften, hg. v. den nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar. Berlin/Weimar 1976. S. 170-183.
- SCHLEIERMACHER, Sabine: »Prävention und Prophylaxe: Eine gesundheitspolitische Leitidee im Kontext verschiedener politischer Systeme.« In: Labisch, Alfons/Paul, Norbert (Hrsg.): *Historizität: Erfahrung und Handeln – Geschichte und Medizin*. Stuttgart 2004. S. 170-178.
- SCHMIDT, Dietmar (Hrsg.): *Gebuchte Lust. Texte zur Prostitution*. Leipzig 1996.
- SCHNEIDER, Kurt: »Die psychopathischen Persönlichkeiten.« In: Gustav Aschaffenburg (Hrsg.): *Handbuch der Psychiatrie*. Leipzig 1923.
- : »Der triebhafte und der bewußte Mensch.« In: Emil Ullrich (Hrsg.): *Jahrbuch der Charakterologie*. 1. Jahrgang. Berlin 1924.
- SCHÖNERT, Jörg (Hrsg.): *Erzählte Kriminalität. Zur Typologie und Funktion von narrativen Darstellungen in Strafrechtspflege, Publizistik und Literatur zwischen 1770 und 1920*. Tübingen 1991.

- (Hrsg.): *Literatur und Kriminalität. Die gesellschaftliche Erfahrung von Verbrechen und Strafverfolgung als Gegenstand des Erzählens, Deutschland England und Frankreich 1850-1880*. Tübingen 1983.
- SCHULZ, Christine: »Der Querschnitt (1921-1936).« In: Heinz-Dietrich Fischer (Hrsg.): *Deutsche Zeitschriften des 17. bis 20. Jahrhunderts*. Pullach 1973. S. 379-391.
- SCHWARZ, Angela: »Bilden, überzeugen, unterhalten: Wissenschaftspopularisierung und Wissenskultur im 19. Jahrhundert.« In: Carsten Kretschmann (Hrsg.): *Wissenspopularisierung. Konzepte der Wissensverbreitung im Wandel*. Berlin 2003. S. 221-234.
- SCHWARZE, Friedrich: *Kommentar zum Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich*. Leipzig 1873.
- SCHWERHOFF, Gerd: *Historische Kriminalitätsforschung*. Frankfurt am Main 2011.
- : »Devianz in der alteuropäischen Gesellschaft. Umriss einer historischen Kriminalitätsforschung.« In: *Zeitschrift für historische Forschung* 19/4, 1994. S. 385-414.
- SIEBENPFEIFFER, Hania: *Böse Lust. Gewaltverbrechen in Diskursen der Weimarer Republik*. Köln 2005.
- SIEMENS, Daniel: »Sensationsprozesse. Die Gerichtsreportage der Zwischenkriegszeit in Berlin und Chicago.« In: Frank Bösch/Manuel Borutta (Hrsg.): *Die Massen bewegen. Medien und Emotionen in der Moderne*. Frankfurt am Main 2006. S. 142-171.
- SIGUSCH, Volkmar: *Geschichte der Sexualwissenschaft. Mit 210 Abbildungen und einem Beitrag von Günter Grau*. Frankfurt am Main 2008.
- SILLGE, Ursula: *Un-Sichtbare Frauen: Lesben und ihre Emanzipation in der DDR*. Berlin 1991.
- SLOTERDIJK, Peter: *Kritik der zynischen Vernunft*. Band 2. Frankfurt am Main 1983.
- SOMMER, Kai: *Die Strafbarkeit der Homosexualität von der Kaiserzeit bis zum Nationalsozialismus. Eine Analyse der Straftatbestände im Strafgesetzbuch und in den Reformentwürfen (1871-1945)*. Frankfurt am Main 1998.
- SPIEKER, Ira: »Weibliches Delikt und männlicher Blick – Zur Inszenierung von Weiblichkeit und Macht am Beispiel des Diskurses zu Prostitution.« In: Christine Burckhardt-Seebass/Sabine Allweier (Hrsg.): *Geschlechter-Inszenierungen. Erzählen – Vorführen – Ausstellen*. Münster 2003. S. 115-136.
- SPRECHER, Thomas: *Literatur und Verbrechen. Kunst und Kriminalität in der europäischen Erzählprosa um 1900*. Frankfurt am Main 2015.
- STACKELBERG, Sophie von: »Illustrierte Magazine als Zeitschriftentyp und historische Quelle. Der ›Uhu‹ als Beispiel.« In: Diethart Kerbs/Walter Uka (Hrsg.): *Fotografie und Bildpublizistik in der Weimarer Republik*. Bönen 2004. S. 133-150.
- STAHR, Henrick: »Koloniales Bewusstsein im Fotojournalismus der Weimarer Republik: Die Darstellung von Schwarzen in deutschen Wochenillustrierten.« In: Diethart Kerbs/Walter Uka (Hrsg.): *Fotografie und Bildpublizistik in der Weimarer Republik*. Berlin 2004. S. 81-96.
- STARKE, Ottomar: *Was mein Leben anlangt. Erinnerungen*. Berlin 1956.
- STAUFFER, Isabelle: *Weibliche Dandys blickmächtige Femmes fragiles. Ironische Inszenierungen des Geschlechts im Fin de Siècle*. Köln 2008.
- STEAKLEY, James: *Anders als die Andern. Ein Film und seine Geschichte*. Hamburg 2007.
- STÖLKEN, Ilona: »Komm, laß uns den Geburtenrückgang pflegen!« In: Anja Bagel-Bohlan/Michael Salewski (Hrsg.): *Sexualmoral und Zeitgeist im 19. und 20. Jahrhundert*. Opladen 1990. S. 83-105.
- STRASSNER, Erich: *Zeitschrift. Grundlagen der Medienkommunikation, Band 3*. Tübingen 1997.
- : »Kommunikative Aufgaben und Leistungen der Zeitschrift.« In: Joachim-Felix Leonhardt (Hrsg.): *Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen*. Berlin 1999. S. 852-863.

- SUHR, Susanne (Bearb.): *Die weiblichen Angestellten. Arbeits- und Lebensverhältnisse. Eine Umfrage des Zentralverbandes der Angestellten*. Berlin 1930.
- TATAR, Maria: *Lustmord: Sexual Murder in Weimar Germany*. Princeton 1995.
- TÄUBER, Rita E.: *Der häßliche Eros. Darstellungen zur Prostitution in der Malerei und Grafik 1855-1930*. Berlin 1997.
- THIESS, Frank: »Krise der neuen Freiheit.« In: Friedrich Markus Huebner (Hrsg.): *Die Frau von morgen wie wir sie wünschen. Eine Essaysammlung*. Frankfurt am Main 1990. S. 141-150.
- TIETENBERG, Anne Kristin: *Der Dandy als Grenzgänger der Moderne: Selbststilisierungen in Literatur und Popkultur*. München 2012.
- TORP, Claudius: *Konsum und Politik in der Weimarer Republik*. Göttingen 2011.
- TOUSSAINT, Denise: *Dem kolonialen Blick begegnen. Identität, Alterität und Postkolonialität in den Fotomontagen von Hannah Höch*. Bielefeld 2014.
- TRIBUKAIT, Maren: *Gefährliche Sensationen. Die Visualisierung von Verbrechen in deutschen und amerikanischen Pressefotografien 1920-1970*. Göttingen 2017.
- TUCHOLSKY, Kurt: »Die Tendenzfotografie.« In: Ders.: *Gesammelte Werke*. Band II, 1925-1928. Reinbek bei Hamburg 1960. S. 107-109.
- UHL, Karsten: *Das »verbrecherische Weib«. Geschlecht, Verbrechen und Strafe im kriminologischen Diskurs 1800-1945*. Münster 2003.
- ULRICH, Karl Heinrich: *Forschungen über das Räthsel der mann männlichen Liebe*. Leipzig 1864.
- UZANNE, Octave: *Die Pariserin: Studien zur Geschichte der Frau, der Gesellschaft, der französischen Galanterie und der zeitgenössischen Sitten*. Übersetzt von J. von Oppen. Dresden 1929.
- VALK, Thorsten: *Der junge Goethe. Epoche – Werk – Wirkung*. München 2012.
- VOLHARD, Ewald: *Kannibalismus. Studien zur Kulturkunde 5*. Stuttgart 1939.
- WEHSE, Rainer: *Schwanklied und Flugblatt in Großbritannien. Artes Populares. Studia Ethnographica et Folkloristica*. Bd. 3. Frankfurt am Main 1979.
- WEILER, Inge: *Giftmordwissen und Giftmörderinnen. Eine diskursgeschichtliche Studie*. Tübingen 1998.
- WEININGER, Otto: *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung*. Zehnte unveränderte Auflage. Wien/Leipzig 1908.
- WEISE, Bernd: »Pressefotografie I. Die Anfänge in Deutschland, ausgehend von einer Kritik bisheriger Forschungsansätze.« In: *Fotogeschichte. Beiträge zur Geschichte und Ästhetik der Fotografie* 9/31, 1989, S. 15-40.
- WEISS, Bernhard: »Kriminalensationen.« In: *Vossische Zeitung*, 16.01.1927.
- WENIGER, Kay: *Es wird dir im Leben mehr genommen als gegeben. Lexikon der aus Deutschland und Österreich emigrierten Filmschaffenden 1933-1945. Eine Gesamtübersicht*. Hamburg 2011.
- WENCKER-WILDBERG, Friedrich: *Mata Hari: Tänzerin, Kurtisane, Spionin*. Hamburg 1936.
- WETZELL, Richard: *Inventing the Criminal. A History of German Criminology 1880-1945*. Chapel Hill/London 2000.
- WIECHERT, Trude: »Die Frau von morgen. Wie wir sie wünschen.« In: *Kulturwille* 8, 1931, S. 146.
- WITTICH, Engelbert: *Blicke in das Leben der Zigeuner*. Hamburg 1928.
- WULFFEN, Erich: *Der Sexualverbrecher. Ein Handbuch für Juristen, Verwaltungsbeamte und Ärzte. Mit zahlreichen kriminalistischen Originalaufnahmen*. Berlin 1928.
- : *Das Weib als Sexualverbrecherin. Ein Handbuch für Juristen, Verwaltungsbeamte und Ärzte*. Berlin 1931.
- : *Sexualspiegel von Kunst und Verbrechen*. Dresden 1928.

- : »Die berühmtesten Sexualprozesse der Nachkriegszeit.« In: Magnus Hirschfeld (Hrsg.): *Zwischen zwei Katastrophen*. Hanau 1966. S. 469-514.
- WUTHENOW, Ralph Reiner: »Literaturkritik, Tradition und Politik.« In: Wolfgang Rothe/Alexander von Bormann (Hrsg.): *Die deutsche Literatur der Weimarer Republik*. Stuttgart 1974. S. 434-457.
- ZIEMANN, Benjamin: *Katholische Kirche und Sozialwissenschaften 1945-1975*. Göttingen 2007.
- ZIMMERMANN, Clemens: »Die Zeitschrift – Medium der Moderne. Publikumszeitschriften im 20. Jahrhundert.« In: Ders./Manfred Schmeling (Hrsg.): *Die Zeitschrift – Medium der Moderne. Le Presse magazine – un média de l'époque moderne. Deutschland und Frankreich im Vergleich*. Bielefeld 2006. S. 15-42.
- ZUCKMAYER, Carl: *Als wär's ein Stück von mir*. Frankfurt am Main 1976.

### 8.3 Abbildungsnachweise

- Abb. 1:** O.A.: »Titelblatt.« In: *Das Kriminalmagazin* 1/2, 1929.
- Abb. 2:** Atelier Böhm: »Opium.« In: *Das Kriminalmagazin* 1/1, 1929, S. 35.
- Abb. 3:** O.A.: »Titelblatt.« In: *Das Magazin* 1/3, 1924/25.
- Abb. 4:** O.A.: »Titelblatt.« In: *Das Magazin* 5/57, 1928/29.
- Abb. 5:** O.A.: »Titelblatt.« In: *Revue des Monats* 2/5, 1927/28.
- Abb. 6:** Heinz Hajek-Halke: »Glaswürfel.« In: *Revue des Monats* 2/12, 1927/28, S. 1320.
- Abb. 7:** H.M. Bateman: »Der Genießer.« In: *Uhu* 8/4, 1931/32, S. 42.
- Abb. 8:** O.A.: »Titelblatt.« In: *Uhu* 1/2, 1924/25.
- Abb. 9:** O.A.: »Titelblatt.« In: *Der Querschnitt* 9/1, 1929.
- Abb. 10:** Franz Fiedler: »Falten.« In: *Der Querschnitt* 9/8, 1929, Kunstdruck-Teil 5.
- Abb. 11:** O.A.: »Titelblatt.« In: *Scherl's Magazin* 8/11, 1932.
- Abb. 12:** Mahrenholz: »Inge von Königswald.« In: *Uhu* 6/11, 1929/30, S. 80.
- Abb. 13:** Mahrenholz: »Die Knäbin (Jack von Reppert-Bismarck).« In: *Der Querschnitt* 9/11, 1929, Kunstdruck-Teil 1.
- Abb. 14:** Hubert Miketta: »Skandal um Eva.« In: *Revue des Monats* 5/1, 1930/31, S. 14-17, hier S. 14-15.
- Abb. 15:** Moriz Müller: »Verhängnisvolle Schönheit.« In: *Uhu* 1/5, 1924/25, S. 80-86 und 152-156, hier S. 83.
- Abb. 16:** Artur Eloesser: »Mata Haris Glück und Ende.« In: *Uhu* 2/5, 1925/26, S. 33- 38, hier S. 33.
- Abb. 17:** Artur Eloesser: »Mata Haris Glück und Ende.« In: *Uhu* 2/5, 1925/26, S. 33- 38, hier S. 38.
- Abb. 18:** Octave Uzanne: »Pariser Dirnen.« In: *Das Kriminalmagazin* 1/9, 1929, S. 44-48, hier S. 47.
- Abb. 19:** Carl Ruhrmann: »Die Feste der Unterwelt.« In: *Der Querschnitt* 12/9, 1932, S. 627-632, hier S. 629.
- Abb. 20:** Erich Frey: »Liebe und Verbrechen.« In: *Das Kriminalmagazin* 2/10, 1930/31, S. 46- 52, hier S. 46.
- Abb. 21:** Erich Frey: »Die Frau auf der Folter.« In: *Das Magazin* 6/69, 1929/30, S. 4718-4724, hier S. 4720-4721.
- Abb. 22:** Robert Heymann: »Der Heiratsschwindler. Eine Großstadt-Studie.« In: *Das Kriminalmagazin* 1/2, 1929, S. 47-53, hier S. 47.

- Abb. 23:** Magnus Hirschfeld: »Der Kampf um den § 175.« In: *Das Kriminalmagazin* 1/9, 1929, 57-62, hier S. 58-59.
- Abb. 24:** Hans von Tresckow: »Geschlechts-Fälschungen. Eine Plauderei über Transvestiten« In: *Scherl's Magazin* 4/2, 1928, S. 193-197 und S. 214, hier S. 196.
- Abb. 25:** Hedda Walther: »Das Liebespaar – Wer ist der Mann?« In: *Uhu* 9/5, 1932/33, S. 5.
- Abb. 26:** »Brüderchen und Schwesterchen.« In: *Uhu* 5/5, 1928/29, S. 65.
- Abb. 27:** H.M. Grünwald: »Massenmord und Mordpsychose. Gedanken zur Kriminalität der Gegenwart.« In: *Scherl's Magazin* 6/2, 1930, S. 183-188, hier S. 187.
- Abb. 28:** Photo Atlantic: »Der Düsseldorfer Massenmörder Peter Kürten.« In: *Das Kriminalmagazin* 2/16, 1930/31, S. 322.
- Abb. 29:** Luise Straus-Ernst: »Die Mädchen von Düsseldorf.« In: *Der Querschnitt* 10/7, 1930/31, S. 467-469, hier S. 467.
- Abb. 30:** Gulla Pfeffer: »Eine weiße Frau allein bei den Schwarzen.« In: *Uhu* 5/2, 1928/29, S. 48-54, hier S. 49.
- Abb. 31:** Gulla Pfeffer: »Eine weiße Frau allein bei den Schwarzen.« In: *Uhu* 5/2, 1928/29, S. 48-54, hier S. 50-51.
- Abb. 32:** Eleanor Rowland Wembridge: »Negerinnen vor Gericht.« In: *Der Querschnitt* 12/8, 1932, S. 551-553, hier S. 553.
- Abb. 33:** Engelbert Wittich: »Zigeuner und Verbrechen.« In: *Das Kriminalmagazin* 3/28, 1931, S. 1601-1604, hier S. 1603.